FREDRIK BACKMAN

OMA LÄSST GRÜSSEN UND SAGT, ES TUT IHR LEID

ROMAN

Von dem Autor des



SPIEGEL Bestsellers

KRÜGER

FREDRIK BACKMAN

OMA LÄSST GRÜSSEN UND SAGT, ES TUT IHR LEID

ROMAN

Von dem Autor des



SPIEGEL Bestsellers

KRÜGER

Fredrik Backman

Meine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid

Roman

Aus dem Schwedischen von Stefanie Werner

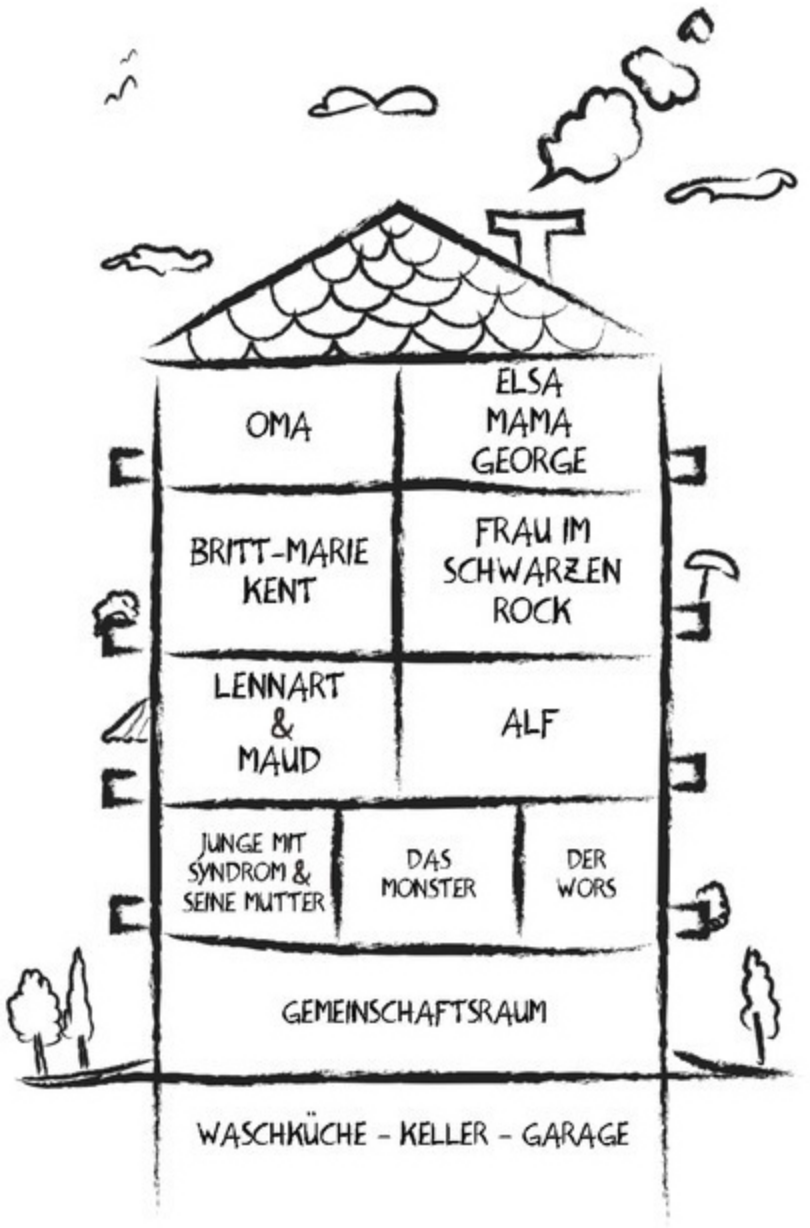
E-BOOKS

Inhalt

- Für den Affen und [...]
- 1 Tabak
- 2 Affe
- 3 Kaffee
- 4 Bier
- 5 Lilien
- 6 Putzmittel
- 7 Leder
- 8 Gummi
- 9 Seife
- 10 Desinfektionsgel
- 11 Proteinriegel
- 12 Minze
- 13 Wein
- 14 Snus
- 15 Sägespäne
- 16 Staub
- 17 Zimtschnecke
- 18 Rauch
- 19 Rührkuchenteig
- 20 Kleiderboutique
- 21 Wachs

- 22 Nesquik
- 23 Abwaschlappen
- 24 Traumkekse
- 25 Weihnachtsbaum
- 26 Pizza
- 27 Glühwein
- 28 Kartoffeln
- 29 Baiser
- 30 Parfüm
- 31 Erdnusskuchen
- 32 Eis
- 33 Baby
- 34 Oma
- Epilog
- Dank des Autors

Für den Affen und den Frosch. Bis in zehntausend Märchenewigkeiten.


OMA
ELSA
MAMA
GEORGE
BRITT-MARIE
KENT
FRAU IM
SCHWARZEN
ROCK
LENNART
&
MAUD
ALF
JUNGE MIT
SYNDROM &
SEINE MUTTER
DAS
MONSTER
DER
WORS
GEMEINSCHAFTSRAUM
WASCHKÜCHE - KELLER - GARAGE

1

Tabak

Alle Siebenjährigen haben Superhelden verdient. So ist das einfach. Und wer anderer Meinung ist, der ist ein bisschen blöd im Kopf.

So drückt es Elsas Oma aus.

Elsa ist sieben Jahre alt, allerdings fast acht. Im Sieben-Jahre-alt-Sein ist sie nicht besonders gut, das weiß sie auch. Sie weiß, dass sie anders ist. Der Rektor in der Schule sagt, dass sie sich »anpassen müsse«, um »mit den Gleichaltrigen besser auszukommen«, und Leute im Alter von Elsas Eltern meinen immer, sie sei »sehr reif für ihr Alter«. Elsa weiß, dass das nur ein anderer Ausdruck ist für »schrecklich vorlaut für ihr Alter«, denn sie sagen es immer, wenn sie sie gerade korrigiert hat, weil sie »Déjà vu« falsch aussprechen oder nicht zwischen »mich« und »mir« unterscheiden können. So wie Schlaumeier es in der Regel nicht können. Dann sagen sie »reif für ihr Alter«, die Schlauköpfe, und lächeln Elsas Eltern dabei angestrengt an. Als wäre es eine Behinderung, als würde Elsa sie damit kränken, dass sie nicht ganz dumm im Kopf ist, obwohl sie erst sieben ist. Das ist auch der Grund, warum sie keine Freunde hat außer Oma. Weil alle anderen Siebenjährigen in ihrer Schule genauso dumm im Kopf sind, wie es Siebenjährige nun mal sind. Aber Elsa ist anders. Oma sagt, das könne ihr egal sein. Denn alle Superhelden seien anders. Und wenn Superkräfte normal wären, dann hätte sie ja jeder.

Oma ist siebenundsiebzig Jahre alt. Allerdings fast achtundsiebzig. Und sie ist darin auch nicht besonders gut. Man sieht ihr an, dass sie alt ist, denn ihr Gesicht sieht aus wie Zeitungspapier in durchnässten Schuhen, aber es kommt nie jemand auf die Idee zu sagen, Oma sei reif für ihr Alter. »Fit« für ihr Alter, das sagen die Leute manchmal zu Elsas Mutter. Und dabei

schauen sie in der Regel ziemlich besorgt oder ziemlich wütend drein, und dann seufzt Mama und fragt, wie hoch der Schaden diesmal sei. Zum Beispiel, wenn Oma findet, die Leute seien schließlich selbst schuld, wenn sie sich so verflucht unsolidarisch verhalten und in ihren Autos die Handbremse anziehen, wenn sie Renault rückwärts einparken muss. Oder wenn sie im Krankenhaus raucht und der Feueralarm losgeht und sie schreit: »Das ist doch ein Riesenmist, dass heutzutage alles so politisch korrekt sein muss!«, und dann das Sicherheitspersonal kommt und sie zwingt, ihre Zigarette auszudrücken. Oder wie damals, als sie den Schneemann gebaut, ihm echte Kleider angezogen und ihn auf dem Hof so unter den Balkon ihrer Nachbarn Britt-Marie und Kent gelegt hat, dass es aussah, als sei jemand vom Dach gestürzt. Oder als einmal diese ganz ordentlich gekleideten Männer mit Brille auf der Nase durchs ganze Wohngebiet liefen, an allen Türen klingelten und von Gott und Jesus und vom Himmel erzählen wollten und Oma mit offenem Morgenmantel auf ihrem Balkon stand und sie mit einem Paintballgewehr beschoss. Britt-Marie konnte sich nicht richtig entscheiden, ob sie sich mehr über die Sache mit dem Paintballgewehr aufregen sollte oder darüber, dass Oma nichts unter ihrem Morgenmantel trug, doch vorsichtshalber erstattete sie wegen beidem Anzeige.

Dann finden die Leute, dass Oma für ihr Alter ziemlich »fit« ist. Könnte man sagen.

Jetzt sagen sie, dass sie verrückt sei. Aber eigentlich ist sie ein Genie. Sie ist nur gleichzeitig ein bisschen durchgeknallt. Früher war sie Ärztin, sie bekam Preise, Journalisten schrieben Artikel über sie, und sie reiste an die schlimmsten Orte auf der ganzen Welt, von denen alle anderen nur zu fliehen versuchten. Überall auf der Welt rettete sie Leben und kämpfte gegen das Böse. Wie Superhelden das eben tun. Aber am Ende sagte ihr

jemand, sie sei zu alt, um Leben zu retten, auch wenn Elsa eher den Verdacht hat, dass dieser Jemand eher »zu verrückt« gemeint hat. Und jetzt ist sie keine Ärztin mehr. Oma nennt diesen Jemand »die Gesellschaft« und sagt, es liege nur daran, dass heutzutage alles so verflucht politisch korrekt sein müsse und sie nun nicht mehr an den Leuten herumschnippeln solle. Und dass es vor allem darum gehe, dass die Gesellschaft so schrecklich pingelig mit dem Rauchverbot in den Operationssälen geworden sei, und wer könne unter solchen Bedingungen schon arbeiten? Wer?

Jetzt ist sie also meistens zu Hause und treibt Britt-Marie und Mama in den Wahnsinn. Britt-Marie ist Omas Nachbarin, Mama ist Elsas Mutter. Und eigentlich ist Britt-Marie auch die Nachbarin von Elsas Mutter, weil Elsas Mutter neben Elsas Oma wohnt. Und Elsa wohnt also auch neben ihrer Oma, weil Elsa bei ihrer Mama wohnt. Außer jedes zweite Wochenende, da wohnt sie bei ihrem Papa und Lisette. Und George wohnt natürlich auch neben Oma. Denn er wohnt mit Mama zusammen. Es ist ein bisschen kompliziert.

Aber wie auch immer, bleiben wir beim Thema: Leben retten und die Leute in den Wahnsinn treiben sind Omas Superkräfte. Was sie zu einem ziemlich dysfunktionalen Superhelden macht, kann man sagen. Elsa kennt das Wort, sie hat es auf Wikipedia nachgesehen. »Wikipedia« beschreiben Leute in Omas Alter als »Lexikon, aber im Internet!«, wenn sie es erklären sollen. »Lexikon« beschreibt Elsa als »Wikipedia, aber als Buch«, wenn sie es erklären soll. Und Elsa hat »dysfunktional« in beidem nachgeschaut, und das Wort bedeutet, dass etwas funktioniert, aber nicht genau so, wie es gedacht war. Das gehört zu den Dingen, die Elsa an Oma am liebsten mag.

Außer vielleicht natürlich gerade heute. Denn jetzt ist es zwei Uhr nachts, und Elsa ist hundemüde und möchte eigentlich nichts lieber als ins

Bett, aber das geht nicht, weil Oma jetzt wieder einen Polizisten mit Kacke beworfen hat.

Es ist kompliziert, kann man sagen. Wie beim Facebook-Status.

Elsa schaut sich in dem kleinen Raum um und gähnt so erschöpft, dass es aussieht, als wolle sie ihren eigenen Kopf rückwärts verschlucken.

»Ich hab dir doch gesagt, dass du nicht über den Zaun klettern sollst«, brummt sie und schaut auf die Uhr.

Oma gibt keine Antwort. Elsa bindet ihren Gryffindor-Schal vom Hals und legt ihn auf ihren Schoß. Sie ist vor sieben, bald acht Jahren am zweiten Weihnachtstag geboren. Am selben Tag, an dem ein paar Forscher in Deutschland den Ausbruch von Gammastrahlung eines Magnetars über der Erde registrierten, den stärksten aller Zeiten. Elsa weiß natürlich nicht genau, was ein »Magnetar« ist, aber es ist eine Art Neutronenstern. Und es klingt ein bisschen wie »Megatron«, so heißt der Böse bei den Transformers, was Leute, die nicht genug gute Literatur lesen, in ihrer Dummheit als »was für Kinder« abtun. Eigentlich sind die Transformers Roboter, doch wenn man sie rein akademisch betrachtet, kann man sie eventuell zu den Superhelden zählen. Elsa ist sowohl von den Transformers als auch von Neutronensternen ganz begeistert, und sie stellt sich vor, dass ein »Ausbruch von Gammastrahlung« etwa so aussehen muss wie ihr iPhone, als Oma Fanta darüber verschüttet und dann versucht hat, es im Toaster zu trocknen. Und Oma sagt, dass Elsa an so einem Tag geboren sei, mache sie zu etwas ganz Besonderem.

Besonders zu sein ist die beste Art, anders zu sein.

Aber im Moment ist Oma damit beschäftigt, kleine Häufchen Tabak auf dem Holztisch vor sich aufzuschütten und in ausgefranste Blättchen zu rollen.

Elsa stöhnt.

»Ich habe gesagt: ›Ich habe dir gesagt, dass du nicht über den Zaun klettern sollst!‹ Wirklich!«, betont sie noch einmal.

Sie will eigentlich gar nicht unfreundlich sein. Sie ist nur ein bisschen verärgert. So verärgert, wie es nur müde Siebenjährige auf Polizeirevieren und Männer in den Vierzigern sind, wenn sie auf Flugzeuge warten, die Verspätung haben, und keiner ihnen genaue Informationen gibt.

Oma schnaubt und sucht in den Taschen ihres viel zu großen Mantels nach einem Feuerzeug. Sie scheint das alles hier nicht sehr ernst zu nehmen, wahrscheinlich, weil sie nie etwas sehr ernst nimmt. Außer wenn sie rauchen will und kein Feuerzeug finden kann, das nimmt sie sehr ernst. Rauchen ist für Oma eine ernste Angelegenheit.

»Das war ein minikleiner Zaun, wirklich kein Grund, sich darüber aufzuregen, mein Gott«, sagt sie ganz gelassen.

»Sag nicht ›mein Gott‹ zu mir! Du warst diejenige, die den Polizisten mit Kacke beworfen hat!«, stellt Elsa klar.

Oma verdreht die Augen.

»Hör auf, dich daran hochzuziehen. Du klingst wie deine Mama. Hast du ein Feuerzeug?«

»Ich bin sieben!«, antwortet Elsa.

»Wie lange willst du das noch als Entschuldigung vorbringen?«

»Bis ich nicht mehr sieben bin!«

Oma stöhnt auf und murmelt etwas wie »Ja, ja, ja, man wird doch wohl noch fragen dürfen« und kramt weiter in ihren Manteltaschen.

»Also, ich glaube nicht, dass du hier drin rauchen darfst«, meint Elsa nun ein bisschen ruhiger und fährt mit den Fingerspitzen über ihren Gryffindor-Schal.

Oma schnaubt.

»Natürlich darf man hier rauchen. Wir machen einfach ein Fenster auf.«

Elsa sieht skeptisch zum Fenster hinüber.

»Ich glaube, das sind Fenster, die man nicht aufmachen kann.«

»Unsinn, warum das denn?«

»Sie haben Gitterstäbe vor den Scheiben.«

Unzufrieden starrt Oma auf die Fenster. Dann auf Elsa.

»Dann darf man jetzt auch auf dem Polizeirevier nicht mehr rauchen, so eine verfluchte Bevormundungsgesellschaft, ist doch wahr!«

Elsa gähnt noch einmal.

»Darf ich mal dein Handy haben?«

»Was hast du vor?«, will Oma wissen.

»Surfen«, antwortet Elsa.

»Was genau surfen?«

»Verschiedenes.«

»Du gibst zu viel Zeit auf diese Internetspielereien.«

»Das heißt ›verbringst mit‹.«

»Ja, ja, ja.«

Elsa schüttelt den Kopf.

»Man kann Geld geben oder ausgeben, aber nicht Zeit. Du läufst ja auch nicht rum und sagst: ›Ich habe zweihundert Kronen für meine neue Hose verbracht.‹ Oder tust du das etwa?«

»Hast du schon mal von der Person gehört, die sich totgedacht hat?«, schnaubt Oma.

»Hast du schon mal von der gehört, die das NICHT getan hat?«, schnaubt Elsa.

Der Polizist, der nun den Raum betritt, sieht sehr, sehr, sehr müde aus. Er setzt sich ans andere Tischende und schaut Elsa und ihre Großmutter an,

sein Blick voller Resignation.

»Ich will meinen Anwalt anrufen«, fordert Oma sofort.

»Ich will meine Mama anrufen!«, fordert Elsa direkt danach.

»Dann will ich meinen Anwalt vorher anrufen!«, insistiert Oma.

Der Polizist hat einen kleinen Stapel Unterlagen dabei.

»Deine Mutter ist schon auf dem Weg«, seufzt er und sieht Elsa an.

Oma stöhnt so dramatisch auf, wie es wirklich nur Oma kann.

»Warum haben Sie d-i-e angerufen? Sind Sie nicht bei Sinnen? Die wird doch megasauer sein!«, protestiert sie etwa so, als hätte der Polizist ihr soeben mitgeteilt, dass er vorhabe, Elsa im Wald auszusetzen und von den Wölfen großziehen zu lassen.

»Wir müssen den Erziehungsberechtigten des Kindes verständigen«, erklärt der Polizist ruhig und sachlich.

»Ich bin auch erziehungsberechtigt! Ich bin die Großmutter des Kindes!«, bringt Oma lauthals hervor, springt halb von ihrem Stuhl auf und wedelt mit ihrer nicht angezündeten Zigarette.

»Es ist halb zwei in der Nacht. Jemand muss sich um das Kind kümmern«, sagt der Polizist unbeteiligt und zeigt auf seine Uhr, bevor er ärgerlich auf die Zigarette schaut.

»Ja! Ich! I-c-h kümmere mich um das Kind!«, schimpft Oma.

Der Polizist weist angestrengt freundlich auf den Vernehmungsraum.

»Und was würden Sie sagen, wie das bisher funktioniert hat?«

Oma schaut ein wenig beleidigt. Aber dann nimmt sie wieder Platz und räuspert sich.

»Wenn … also … nein. Okay. Wenn man sich über DETAILS aufregen *will*, dann geht es vielleicht nicht so supergut. Das vielleicht nicht. Aber alles war Friede, Freude, Eierkuchen, bevor Sie angefangen haben, mich zu verfolgen«, hält sie säuerlich dagegen.

»Sie sind in einen Tierpark eingebrochen«, erklärt der Polizist.

»Es war ein minikleiner Zaun«, betont Oma noch einmal.

»Es gibt keine minikleinen Einbrüche«, sagt der Polizist.

Oma zuckt mit den Schultern und bürstet mit der Hand über den Tisch, als sei sie der Meinung, dass sie diese Sache nun lange genug durchgekaut hätten.

»Äh. Hören Sie mal! Man darf hier drinnen doch wohl rauchen?«

Der Polizist schüttelt mit ernstem Gesicht den Kopf. Oma beugt sich vor, sieht ihm tief in die Augen und lächelt.

»Nicht mal so ein armes Ding wie ich?«

Elsa knufft Oma in die Seite und wechselt in ihre Geheimsprache. Denn Oma und Elsa haben eine Geheimsprache, die alle Großmütter und ihre Enkelkinder haben müssen, denn das steht im Gesetz, sagt Oma. Oder zumindest müsste es so sein.

»Mensch! Hör auf, Oma! Es ist total gegen das Gesetz, Polizisten anzumachen!«, sagt Elsa in ihrer Geheimsprache.

»Wer sagt das?«, fragt Oma in der Geheimsprache zurück.

»Die Polizei!«, antwortet Elsa.

»Die Polizei soll für die Bürger da sein! Schließlich bezahle ich Steuern!«, zischt Oma.

Der Polizist starrt die beiden an, wie man es tut, wenn sich eine Siebenjährige und eine Siebenundsiebzigjährige mitten in der Nacht auf einem Polizeirevier in einer Geheimsprache streiten. Dann zwinkert Oma ihn verführerisch an und zeigt erneut bittend auf ihre Zigarette, doch als er den Kopf schüttelt, lehnt sich Oma erbost in ihrem Stuhl zurück und brüllt in der ganz normalen Sprache:

»Diese politische Korrektheit! Das ist heutzutage ja schlimmer als die Apartheid gegen uns Raucher in diesem verfluchten Land!«

Der Gesichtsausdruck des Polizisten wird eine beträchtliche Spur düsterer.

»Ich an Ihrer Stelle wäre vorsichtig mit solchen Ausdrücken.«

Oma verdreht die Augen.

Elsa blinzelt ihr zu.

»Wie schreibt man das?«

»Was denn?«, seufzt Oma, so wie man seufzt, wenn wirklich die ganze Welt gegen einen ist, obwohl man seine Steuern bezahlt.

»Diese Sache mit der Apartei«, sagt Elsa.

»A.p.p.a.r.t.h.e.i.t«, buchstabiert Oma.

So schreibt man es natürlich gar nicht. Elsa merkt das recht bald, nachdem sie sich über den Tisch gereckt, Omas Handy geschnappt und das Wort gegoogelt hat. Oma hat eine Rechtschreibung wie der letzte Mensch. Der Polizist blättert in seinen Unterlagen.

»Wir werden Sie jetzt nach Hause entlassen, aber Sie werden wieder vorgeladen wegen Einbruchs und Verkehrsdelikten«, sagt er unterkühlt zu Oma.

»Wie kann man nur Android haben«, stöhnt Elsa und tippt frustriert auf Omas Handy herum.

Es ist ein Android-Handy, weil es das alte Telefon von Elsas Mutter ist, und die hat nur Android, obwohl Elsa ihr unaufhörlich versucht klarzumachen, dass alle Menschen mit Hirn ein iPhone haben. Und Oma will natürlich eigentlich gar kein Smartphone haben, aber Elsa hat ihr das alte von Mama aufgezwungen, weil Oma Elsas Handys im Zusammenhang mit verschiedenen Vorfällen, an denen Toaster beteiligt sind, routinemäßig schrottet. Und dann muss Elsa Omas Handy leihen können. Selbst wenn es ein Android ist.

»Welche Verkehrsdelikte?«, ruft Oma erstaunt aus.

»Als Erstes mal unerlaubtes Fahren«, antwortet der Polizist.

»Wieso unerlaubt? Es ist doch mein Wagen! Ich brauche doch in Gottes Namen keine Erlaubnis, um mein eigenes Auto zu fahren!«

Der Polizist schüttelt geduldig den Kopf.

»Nein. Aber Sie brauchen einen Führerschein.«

Oma schlägt mit den Armen in die Luft.

»Diese Bevormundungsgesellschaft!«

Im nächsten Augenblick donnert der ganze Raum, als Elsa das Android-Handy auf den Tisch knallt.

»Was ist denn jetzt mit dir los?«, wundert sich Oma.

»Das ist GAR NICHT wie diese Apartheid!!! Du hast das damit verglichen, dass du nicht rauchen darfst, und das ist überhaupt nicht dieselbe Sache. Das hat nicht mal ENTFERNT damit zu tun!«

Oma winkt einlenkend mit der Hand.

»Ich habe gesagt, dass es … du weißt schon, ungefähr wie …«

»Es ist NICHT ungefähr so!«, schreit Elsa.

»Mein Gott, es war ein Vergleich …«

»Ja, ein völlig kraaanker Vergleich!«

»Woher weißt du das?«

»WIKIPEDIA!«, schreit Elsa und zeigt auf Omas Handy.

Oma wendet sich dem Polizisten zu und gibt sich geschlagen.

»Sind Ihre Kinder auch so?«

Der Polizist sieht ratlos aus.

»In unserer Familie … lassen wir die Kinder nicht allein im Netz surfen …«

Oma wedelt sofort mit den Händen in Richtung Elsa, um mit dieser Bewegung zu sagen, ›Da hast du’s!‹.

Elsa schüttelt nur den Kopf und verschränkt die Arme.

»Jetzt entschuldige dich doch einfach dafür, dass du den Polizisten mit Kacke beworfen hast, damit wir endlich nach Hause können, Oma!«, schimpft sie in ihrer Geheimsprache, noch immer völlig aufgebracht über die Sache mit der Apartheid.

»Entschuldigung«, antwortet Oma in der Geheimsprache.

»Beim Polizisten, nicht bei mir, du Dussel!«

»Hier werden keine Faschisten um Entschuldigung gebeten. Ich bezahle meine Steuern. Und der Dussel bist DU!«, jammert Oma.

»Nein, du!«, legt Elsa nach.

Dann sitzen sie beide abgewandt voneinander da, mit demonstrativ verschränkten Armen, bis Oma dem Polizisten zunickt und in der normalen Sprache sagt:

»Würden Sie meiner verwöhnten Enkelin freundlicherweise mitteilen, dass sie zu Fuß nach Hause laufen kann, wenn sie diese Einstellung vertritt?«

»Phh! Sagen Sie IHR, dass ich mit Mama heimfahre und dass SIE laufen kann!«, kontert Elsa sofort.

»Sagen Sie i-h-r, dass sie …«, fängt Oma an.

Und da steht der Polizist wortlos auf, verlässt den Raum und schließt die Tür hinter sich – ein wenig so, als hätte er vor, in ein anderes Zimmer zu gehen, das Gesicht in einem großen, weichen Kissen zu vergraben und so laut zu schreien, wie er kann.

»Jetzt schau, was du angerichtet hast!«, sagt Oma.

»Schau, was DU angerichtet hast!«, brüllt Elsa zurück.

Bald darauf betritt eine Polizistin mit muskulösen Armen und grünen Augen das Zimmer. Sie scheint Oma nicht zum ersten Mal hier zu sehen, denn sie lächelt so müde, wie Leute es tun, die Oma kennen. Sie seufzt tief und sagt:

»Sie müssen das sein lassen, wir haben hier richtige Kriminelle, um die wir uns kümmern müssen.«

Und da murmelt Oma: »Sie können das sein lassen.«

Und dann dürfen sie nach Hause.

Als sie auf dem Bürgersteig stehen und auf Elsas Mama warten, tastet Elsa gedankenverloren an dem Riss in ihrem Schal. Er geht quer durch das Gryffindor-Emblem. Elsa versucht, das Weinen zu unterdrücken. Das klappt nicht so supergut.

»Ach, deine Mama kann das nähen«, sagt Oma aufmunternd und boxt ihr gegen die Schulter.

Elsa schaut mit besorgtem Gesichtsausdruck auf. Oma nickt ein bisschen beschämt, wird ernster und senkt die Stimme.

»Ach, wir können … du weißt schon. Wir können deiner Mama sagen, er ist kaputtgegangen, als du versucht hast, mich davon abzuhalten, über den Zaun vom Affengehege zu klettern.«

Elsa nickt und fährt mit den Fingern erneut über ihren Schal. Es ist nicht kaputtgegangen, als Oma über den Zaun vom Affengehege geklettert ist. Es ist in der Schule passiert, als drei von den älteren Mädchen, die einen Hass auf Elsa haben, ohne dass Elsa eigentlich weiß, warum, sie vor der Mensa erwischt haben, sie geschlagen, ihren Schal zerrissen und ihn dann in eine Toilette geschmissen haben. Ihr fieses Lachen springt noch immer in Elsas Kopf hin und her wie Flipperkugeln.

Oma sieht Elsas Gesichtsausdruck, beugt sich vertrauensvoll zu ihr und flüstert ihr in der Geheimsprache zu:

»Eines schönen Tages werden wir diese verfluchten Blödmänner aus deiner Schule nach Miamas mitnehmen und sie den Löwen zum Fraß vorwerfen!«

Elsa wischt sich mit dem Handrücken die Augen trocken und lächelt zaghaft.

»Ich bin nicht blöd, Oma. Ich weiß, dass du all das heute Nacht nur gemacht hast, damit ich die Sache in der Schule vergesse«, flüstert sie.

Oma tritt ein bisschen in den Kies und räuspert sich.

»Na ja … du weißt doch. Du bist mein einziges Enkelkind. Ich wollte einfach nicht, dass du dich an diesen Tag erinnerst wegen der Sache mit dem Schal. Dann habe ich mir überlegt, besser erinnerst du dich an ihn als den Tag, an dem deine Oma in den Zoo eingebrochen ist …«

»Und aus dem Krankenhaus abgehauen«, grinst Elsa.

»Und aus dem Krankenhaus abgehauen«, grinst Oma.

»Und einen Polizisten mit Kacke beworfen hat«, ergänzt Elsa.

»Aber das war doch nur Erde! Oder zumindest größtenteils Erde!«, verteidigt sich Oma.

»Erinnerungen zu verändern ist eine prima Superkraft«, räumt Elsa ein.

Oma zuckt mit den Schultern.

»Wenn man dat Schlechte nich wechkricht, dann muss man viel Jutes drüberkippen.«

»Das ist Dialekt.«

»Ich weiß.«

»Danke, Oma«, sagt Elsa und lehnt den Kopf an ihren Arm.

Und da nickt Oma nur und flüstert: »Wir Ritter des Königreiches Miamas tun nur unsere Pflicht.«

Denn alle Siebenjährigen verdienen Superhelden.

Und wer anderer Meinung ist, der ist ein bisschen blöd im Kopf.

2
Affe

Mama hat sie vom Polizeirevier abgeholt. Es war ihr anzusehen, dass sie richtig wütend war, doch sie behielt die Kontrolle und beherrschte sich und schrie nicht herum. Denn Mama behält immer die Kontrolle und beherrscht sich und schreit im Großen und Ganzen nie, denn sie ist das ganze Gegenteil von Oma. Kaum hatte Elsa sich angeschnallt, da schlief sie auch schon fast, und als sie auf die Autobahn fuhren, war sie schon in Miamas.

Miamas ist Elsas und Omas geheimes Königreich. Es ist eins der sechs Königreiche im Land-Fast-Noch-Wach. Oma hat es sich ausgedacht, als Elsa noch klein war und Mama und Papa sich gerade getrennt hatten und Elsa Angst vor dem Einschlafen hatte, weil sie im Internet gelesen hatte, dass es Kinder gab, die im Schlaf starben. Oma ist unheimlich gut darin, sich Dinge auszudenken. Als Papa aus der Wohnung auszog und alle immerzu traurig und mit den Kräften am Ende waren, schlich Elsa jede Nacht zur Wohnungstür hinaus und schlurfte im Schlafanzug ganz leise durchs Treppenhaus hinüber in Omas Wohnung, und dann krochen Oma und sie in den großen Kleiderschrank, der nie aufhörte zu wachsen, und dann schlossen sie ihre Augen bis auf einen winzigen Spalt und begaben sich fort.

Denn man muss gar nicht schlafen, um ins Land-Fast-Noch-Wach zu kommen. Das ist nämlich gerade der Witz. Es reicht, wenn man kurz vor dem Einnicken ist. Und genau in diesen letzten Sekunden, in denen du die

Augen bis auf einen winzigen Spalt geschlossen hast, in dem Moment, wenn der Schleier die Grenze zwischen dem, was du weißt, und dem, was du glaubst, verwischt, genau dann begibst du dich auf den Weg. Du reitest auf dem Rücken der Wolkentiere in das Land-Fast-Noch-Wach, denn Oma hat sich ausgedacht, dass das die einzige Möglichkeit ist, dorthin zu kommen. Die Wolkentiere kommen durch die Balkontür in Omas Wohnung und nehmen sie und Elsa mit, und dann fliegen sie höher und höher und höher, bis Elsa all die zauberhaften, verrückten Wesen sieht, die dieses Land bevölkern: die Enfanten und die Bereuer, die Jetzter und Worse und Schneeengel und Prinzen und Prinzessinnen und Ritter. Die Wolkentiere schweben über den unendlichen, dunklen Wäldern, wo Wolfsherz und all die Monster wohnen, und gleiten hinab über die bunten Farben und sanften Winde, die die Stadttore des Königreichs Miamas umgeben.

Es ist schwer zu sagen, ob Oma eine etwas verrückte Person ist, weil sie zu viel in Miamas gewesen ist, oder ob Miamas ein etwas verrückter Ort ist, weil Oma sich zu oft dort aufgehalten hat. Doch von da stammen all ihre Märchen. Die erstaunlichsten und verrücktesten Märchen.

Oma sagt, dass das Königreich seit mindestens zehntausend Märchenewigkeiten Miamas heißt, aber Elsa weiß, dass Oma sich den Namen nur ausgedacht hat, weil Elsa, als sie klein war, das Wort »Pyjama« noch nicht aussprechen konnte und deswegen »Mjamas« sagte. Obwohl Oma natürlich darauf besteht, dass sie sich keinen Mist ausgedacht hat und dass Miamas und all die anderen fünf Königreiche im Land-Fast-Noch-Wach in allerhöchstem Grad wahrhaftig existieren, dass sie sogar viel echter sind als diese richtige Welt, »wo jeder Betriebswirt ist und laktosefreie Milch trinkt und sich aufspielt«. Oma ist nicht gerade gut darin, in der richtigen Welt zu leben. Hier gibt es viel zu viele Regeln, und das mit den Regeln kann Oma eben nicht besonders gut. Sie schummelt bei

Monopoly, fährt mit Renault auf der Busspur, nimmt die gelben Tragetaschen von Ikea mit nach Hause und bleibt am Gepäckband auf dem Flughafen nie hinter der Linie stehen. Und wenn sie auf die Toilette geht, lässt sie die Tür offen. Das ist bei ihr schon so was wie eine Charakterschwäche.

Aber sie kann die allerallerbesten Geschichten erzählen, und dann kann man doch viele Charakterschwächen verzeihen, hat Elsa beschlossen.

Alle Märchen, die etwas taugen, kommen aus Miamas, sagt Oma. In den anderen fünf Königreichen im Land-Fast-Noch-Wach passieren andere Dinge: »Mirevas« ist das Reich, in dem man die Träume bewacht, »Miploris« das Reich, wo alle Trauer gehütet wird, aus »Mimovas« kommt alle Musik, aus »Miaudacas« der Mut, und aus dem Reich »Mibatalos« stammen die tapfersten Soldaten, die gegen die schrecklichen Schatten im Krieg-Ohne-Ende gekämpft haben.

Aber Miamas ist Omas und Elsas Lieblingskönigreich, denn dort ist der Beruf des Märchenerzählers der angesehenste, den es gibt. Dort kann jemand, der es vermag, einer Erzählung Leben einzuhauchen, mächtiger als ein König werden. In Miamas heißt die Währung Phantasie. Statt gegen Münzen etwas zu kaufen, kann man Dinge für eine gute Geschichte bekommen, und eine Bibliothek heißt dort nicht Bibliothek, sondern »Bank«. In Miamas ist jedes Buch ein Vermögen wert, jedes Märchen eine Million. Und jeden Abend hat Oma eine ganze Schatzkiste voller Geschichten aus Miamas dabei. Von Drachen und Trollen und Königen und Königinnen und Hexen. Und von Schatten. Denn in allen Märchenwelten muss es garstige Feinde geben, und die Feinde des Landes-Fast-Noch-Wach sind die Schatten, denn die Schatten wollen die Phantasie töten.

Und wenn man Märchen von den Schatten erzählt, dann muss man auch von Wolfsherz erzählen. Denn er ist derjenige, der die Schatten im Krieg-Ohne-Ende besiegt hat. Und er ist der erste und größte Superheld, von dem Elsa je gehört hat.

Oma nimmt Elsa jede Nacht mit nach Miamas. Dort ist Elsa zum Ritter geschlagen worden. Dort darf sie auf Wolkentieren reiten und ein eigenes Schwert tragen, und danach hatte sie nie mehr Angst vor dem Schlafengehen. Denn in Miamas sagt niemand, dass Mädchen keine Ritter sein dürfen, und dort reichen die Berge bis in den Himmel, und die Lagerfeuer gehen niemals aus, und kein verfluchter Blödmann versucht, deinen Gryffindor-Schal zu zerreißen.

Oma behauptet natürlich, dass auch in Miamas keiner die Tür schließt, wenn er auf die Toilette geht. Im Land-Fast-Noch-Wach sei eine Open-door-policy schließlich Gesetz, und zwar in jeder Hinsicht. Aber Elsa ist sich sicher, dass sie in diesem Fall eine andere Version der Wahrheit erzählt. So nennt Oma nämlich Lügen. »Andere Versionen der Wahrheit.«

Als Elsa also am nächsten Morgen auf einem Stuhl in Omas Krankenzimmer aufwacht, sitzt Oma auf der Toilette und hat die Tür offen, und draußen im Flur steht Elsas Mutter, und Oma ist gerade dabei, so eine andere Version der Wahrheit zu erzählen. Das klappt nicht so supergut. Denn die richtige Wahrheit ist schließlich, dass Oma in der Nacht aus dem Krankenhaus ausgebüxt ist und dass Elsa aus der Wohnung geschlichen ist, während Mama und George geschlafen haben, und dass sie zusammen in Renault zum Zoo gefahren sind, und dort ist Oma über den Zaun geklettert. Und so im Nachhinein erscheint das ja eventuell schon ein bisschen

verantwortungslos, die ganze Aktion mit einer Siebenjährigen mitten in der Nacht. Diese Erkenntnis kann Elsa nachvollziehen.

Oma, deren Kleider jetzt auf einem Haufen auf dem Boden liegen und noch immer im wahrsten Sinne des Wortes affenartig stinken, verteidigt sich natürlich damit, dass sie, als sie über den Zaun zum Affengehege geklettert ist und dieser Wachmann ihr hinterhergebrüllt hat, gedacht habe, er könnte beispielsweise ein lebensgefährlicher Vergewaltiger sein, und deshalb habe sie ihn und den Polizisten mit Erde beworfen. Und dann schüttelt Mama kontrolliert, aber erschöpft den Kopf und sagt, dass Oma sich das alles wieder einmal nur ausdenkt.

Oma mag es gar nicht, wenn die Leute meinen, was sie sagt, sei frei erfunden, sie bevorzugt den weniger abwertenden Begriff »wirklichkeitserweitert«, so sagt sie es Mama. Mama wirkt nicht gerade so, als würde sie das auch so sehen. Aber sie beherrscht sich. Weil sie eben all das ist, was Oma nicht ist.

»Das gehört zu den schlimmsten Dingen, die du je angestellt hast«, sagt Mama verkniffen zur Toilette hinüber.

»Das kann ich mir nur ganz, ganz schwer vorstellen, meine liebe Tochter«, antwortet Oma heiter von drinnen.

Und dann zählt Mama ganz sachlich all die Dinge auf, die Oma angestellt hat, und da sagt Oma, dass Mama doch nur sauer sei, weil sie selbst keinen Humor habe. Und da sagt Mama, dass Oma aufhören solle, sich wie ein ungezogenes Kind zu benehmen. Und dann fragt Oma: »Weißt du, wo die Piraten ihre Autos parken?« Und als Mama keine Antwort gibt, ruft Oma »in einer GarARRRge!« aus der Toilette. Und als Mama daraufhin seufzt und anfängt, ihre Schläfen zu massieren, schnaubt Oma und stellt fest: »Habe ich doch gesagt, null Humor.« Und dann macht Mama

die Tür zur Toilette einfach zu, und dann wird Oma superduper sauer. Weil sie es nicht mag, eingesperrt zu sein, wenn sie auf der Toilette hockt.

Seit zwei Wochen ist sie jetzt im Krankenhaus, doch fast jeden Tag stiehlt sie sich davon, holt Elsa ab und fährt mit ihr Eis essen oder nach Hause, wenn Mama nicht da ist, und macht mit ihr Seifenbahnrutschen im Treppenhaus. Oder bricht in Zoos ein. Was Oma eben gerade in den Sinn kommt.

Obwohl Oma natürlich nicht der Meinung ist, dass sie aus dem Krankenhaus »flüchtet«, weil sie findet, man müsse ein Hindernis überwinden, wenn etwas als Flucht gelten soll. Wie einen Drachen oder eine Menge Fallen oder wenigstens eine Mauer oder einen angsteinflößenden Wallgraben oder einfach irgendwas. Mama und das Krankenhauspersonal teilen diese Meinung nicht gerade, könnte man sagen.

Dann betritt eine Krankenschwester das Zimmer und bittet Mama diskret um ihre Aufmerksamkeit. Sie überreicht Mama ein Papier, Mama schreibt etwas darauf und gibt es der Krankenschwester zurück, die daraufhin wieder geht. Seit Oma eingewiesen worden ist, hat sie schon neun verschiedene Krankenschwestern und -pfleger gehabt. Mit sieben von ihnen wollte sie nicht zusammenarbeiten, und zwei haben sich geweigert, mit Oma zusammenzuarbeiten. Einer von ihnen, weil Oma gesagt hat, er habe einen »knackigen Hintern«. Oma bestand darauf, dass das nur ein Kompliment an seinen Hintern gewesen sei und nicht an ihn, und er solle nicht so zimperlich sein. Und dann hat Mama Elsa angewiesen, ihre Ohrstöpsel in die Ohren zu stecken, aber Elsa konnte trotzdem hören, dass sie eine ganze Weile über den Unterschied zwischen »sexueller Belästigung« und einem »ganz normalen Hinternkompliment, verdammt nochmal!« stritten.

Sie streiten ziemlich viel, Mama und Oma. Sie streiten, seit Elsa denken kann. Über alles. Denn wenn Oma ein dysfunktionaler Superheld ist, dann ist Mama im Gegensatz dazu ein funktionaler Superheld. Ihr Verhältnis ist ein bisschen wie das von Cyclops und Wolverine in »X-Men«, denkt Elsa manchmal, und dann vermisst sie immer jemanden, der versteht, was sie damit meint. Die Leute in Elsas Umgebung lesen wirklich viel zu wenig gute Literatur. »Gute Literatur« ist das, was ungebildete Blödmänner als »Comics« bezeichnen, und Elsa vermutet, dass sie das jemandem, der in guter Literatur nicht so bewandert ist, ziemlich vereinfacht so erklären müsste, dass X-Men Superhelden sind. Obwohl sie ja eigentlich Mutanten sind, und das macht akademisch betrachtet schon einen gewissen Unterschied, doch wenn man sich jetzt nicht damit aufhalten und das Ganze auf Oberstufenniveau verkomplizieren will, würde Elsa es so zusammenfassen, dass Mama und Oma über genau entgegengesetzte Superkräfte verfügen. Als ob Spider-Man, der einer von Elsas Lieblingshelden ist, einen Gegenspieler hätte, nennen wir ihn Stolper-Man, dessen Superkraft es ist, dass er nicht einmal auf eine Bank klettern kann. Aber dies unglaublich gut.

Nun haben Cyclops und Wolverine sicherlich nicht per definitionem genau entgegengesetzte Superkräfte, aber wenn Elsa das jemandem erklären müsste, der davon gar nichts versteht, dann sollte sie es wahrscheinlich nicht umständlicher als nötig machen.

Und wenn sie jetzt so nachdenkt, reicht es vielleicht, wenn man versteht, dass Mama die Ordnung und Oma das Chaos ist. Elsa hat mal gelesen, dass »das Chaos der Nachbar von Gott« sei, aber da hat Mama gesagt, wenn das Chaos zu Gott ins Haus gezogen sei, dann einzig aus dem Grund, dass es das Chaos nicht mehr länger neben Oma ausgehalten habe.

Mama hat für alles Ordner und Kalender, und ihr Telefon spielt fünfzehn Minuten vor dem nächsten Termin eine kleine Melodie ab. Elsas Oma schreibt die Dinge, die sie nicht vergessen darf, mit lila Filzstift direkt an die Küchenwand. Und das nicht nur bei sich zu Hause, sondern überall, egal, wo sie sich befindet. Natürlich ist das kein ganz fehlerfreies System, denn es setzt eigentlich voraus, dass sie sich dann auch bei der Person in der Wohnung befindet, wenn sie sich an das erinnern muss, was sie angeschrieben hat. Doch als Elsa Oma darauf hingewiesen hat, hat Oma nur geschnaubt: »In jedem Fall ist das Risiko, dass ich eine Küchenwand verliere, geringer, als dass deine Mama dieses dämliche kleine Telefon verliert!« Doch da wies Elsa darauf hin, dass Mama wirklich nie etwas verliert. Und daraufhin verdrehte Oma die Augen und seufzte: »Nein, nein, aber deine Mama ist natürlich eine Wahnsinnsausnahme. Das bezieht sich eher auf … na, du weißt schon … unperfekte Menschen.«

Perfektion ist Mamas Superkraft. Sie ist nicht so witzig wie Oma, aber dafür weiß sie immer, wo Elsas Gryffindor-Schal ist. »Nichts ist wirklich weg, bevor es deine Mama nicht mehr finden kann«, flüstert Mama Elsa immer ins Ohr, wenn sie ihn ihr um den Hals bindet.

Sie ist Chef, Elsas Mama. »Nicht nur im Job, es ist ihr Lebensstil«, mosert Oma immer. Mama ist sozusagen niemand, neben dem man hergeht, sondern dem man hinterherläuft. Elsas Oma ist eher jemand, vor dem man sich duckt, als dass man ihm folgt, und sie hat in ihrem ganzen Leben noch keinen einzigen Schal finden können.

Außerdem mag Oma an sich keine Chefs, und das ist genau das Problem im Krankenhaus, denn hier ist Mama besonders chefmäßig, weil sie hier nämlich die Chefin ist.

»Du übertreibst, Ulrica, mein Gott!«, ruft Oma durch die Toilettentür, während eine andere Krankenschwester und ein Arzt hereinkommen und Mama ein neues Papier unterzeichnet und irgendwas von Zahlen redet.

Mama lächelt die Krankenschwester und den Arzt beherrscht an, und sie lächeln nervös zurück und gehen. Und dann ist es auf der Toilette mit einem Mal ganz ruhig, und Mama sieht plötzlich ganz besorgt aus, so wie man es tut, wenn es in Omas Nähe zu lange zu ruhig ist. Und dann schnuppert sie kurz in die Luft und reißt die Tür auf. Oma sitzt nackt auf der Toilette und hat die Beine übergeschlagen. Sehr lässig wedelt sie mit der qualmenden Zigarette in Mamas Richtung.

»Eeentschuldige mal! Kann man vielleicht in Ruhe gelassen werden, wenn man auf die Toilette geht?«

Mama fängt an, ihre Schläfen zu massieren, und hält sich die Hand vor den Bauch. Oma nickt ihr ernsthaft zu und wedelt mit der Zigarette zu ihrem Bauch hinüber.

»Immer mit der Ruhe, Ulrica, denk dran, dass du schwanger bist!«

»Daran könntest du auch mal denken!«, antwortet Mama.

Aber beherrscht.

»Touché«, murmelt Oma und nimmt einen tiefen Lungenzug.

Das ist so ein Wort, von dem Elsa weiß, was es bedeutet, ohne dass sie weiß, was es bedeutet. Mama schüttelt langsam den Kopf.

»Ist es dir völlig egal, wie schädlich das für Elsa und das Baby ist?«, fragt sie und zeigt auf die Zigarette.

Oma verdreht die Augen.

»Stell dich nicht so an! Die Menschen haben immer geraucht, und trotzdem sind sehr ordentliche Kinder dabei herausgekommen. Das ist einfach deine Generation, die nicht begreifen will, dass die Menschheit seit Millionen Jahren auch gut ohne Allergietests und sonstigen Kram überlebt

hat, bis ihr kamt und dachtet, ihr wärt anders. Meinst du, als die Menschen damals in Höhlen gelebt haben, haben sie die Mammuthäute in der Maschine gewaschen, bevor sie die Neugeborenen darin eingewickelt haben?«

Elsa neigt den Kopf ein wenig zur Seite.

»Gab es denn damals schon Zigaretten?«

Oma stöhnt auf.

»Fängst du jetzt auch noch an?«

Mama legt die Hand auf den Bauch. Elsa weiß nicht recht, ob sie das tut, weil das Halbe da drinnen tritt oder ob sie ihm die Ohren zuhalten will. Mama ist die Mama vom Halben und George der Papa, also ist das Halbe Halbgeschwister von Elsa. Oder wird es zumindest. Es wird ein ganzer Mensch, aber ein halbes Geschwisterchen, haben sie Elsa versprochen. Das war in den ersten Tagen ziemlich verwirrend, bevor sie den Unterschied verstanden hatte. »Dafür, dass du so ein pfiffiges Köpfchen bist, kannst du manchmal ganz schön auf dem Schlauch stehen«, rief Oma, als Elsa sich bei ihr danach erkundigte. Und dann waren sie fast drei Stunden lang aufeinander sauer. Fast ein neuer Muffelrekord für die beiden.

»Ulrica, ich wollte ihr doch nur die Affen zeigen«, brummt Oma schließlich etwas kleinlaut und drückt die Zigarette aus.

»Mir reicht's …«, sagt Mama resigniert, allerdings halbwegs kontrolliert, geht hinaus auf den Flur und schreibt etwas auf andere Unterlagen, auf denen Zahlen stehen.

Oma wollte Elsa einfach nur die Affen zeigen, der Teil der Geschichte ist wahr. Sie hatten in der Nacht miteinander telefoniert, Elsa war zu Hause und Oma im Krankenhaus, und dann hatten sie sich gestritten, ob es eine spezielle Affenart gibt, die im Stehen schlafen kann. Oma hatte natürlich unrecht, denn das stand in Wikipedia und so, aber dann hatte Elsa ihr von

der Sache mit dem Schal in der Schule erzählt, und da hatte Oma beschlossen, dass sie jetzt zum Zoo fahren und sich die Affen anschauen würden, damit Elsa auf andere Gedanken käme. Und Elsa stahl sich hinaus, während Mama und George schliefen. Und als Oma über den Zaun vom Zoo klettern wollte, kam ein Wächter und dann ein Polizist, und dann bewarf Oma beide mit Erde. Sie dachten allerdings, es sei Kacke. Vor allem, weil Oma dabei schrie: »Das ist KACKE!!!«

Mama ist auf dem Flur und beginnt ein Gespräch mit irgendjemandem. Ihr Telefon klingelt unentwegt. Elsa setzt sich auf Omas Bett. Oma zieht sich ein Nachthemd an, setzt sich zu ihr und grinst. Und dann spielen sie Monopoly. Oma stibitzt Geld von der Bank, und als Elsa sie stellt, klaut Oma ein Auto, flüchtet zum Ostbahnhof und versucht, die Stadt zu verlassen.

Dann kommt Mama zurück ins Zimmer und sieht müde aus und sagt zu Elsa, dass sie jetzt nach Hause führen, damit Oma sich ausruhen könne. Und dann drückt Elsa Oma ganz, ganz, ganz lange.

»Wann darfst du nach Hause?«, fragt Elsa.

»Bestimmt morgen!«, antwortet Oma zuversichtlich.

Weil sie das immer tut. Und dann streicht sie Elsa die Strähnchen, die ihr in die Augen hängen, zur Seite, und als Mama wieder hinaus auf den Flur geht, macht Oma mit einem Mal ein ganz ernstes Gesicht und sagt zu Elsa in ihrer Geheimsprache:

»Ich habe einen wichtigen Auftrag für dich.«

Elsa nickt, denn wenn Oma ihr Aufträge gibt, benutzt sie immer die Geheimsprache, die nur diejenigen können, die im Land-Fast-Noch-Wach gewesen sind, und Elsa tut immer, was ihr aufgetragen wird. Denn das machen die Ritter aus Miamas. Sie erfüllen ihre Pflicht. Außer Zigaretten

zu kaufen und Fleisch zu braten, da zieht Elsa wirklich die Grenze. Das ist einfach furchtbar eklig. Auch Ritter müssen Prinzipien haben.

Oma reckt sich, greift unters Bett und zieht eine große Plastiktüte hervor, die auf dem Boden steht. Keine Zigaretten und kein Fleisch. Darin hat sie Süßigkeiten.

»Du musst dem Freund ein bisschen Schokolade bringen.«

Es dauert ein paar Sekunden, bis Elsa richtig versteht, welchen Freund sie nun genau meint. Und als der Groschen fällt, sieht sie Oma verstört an.

»Du bist wohl nicht ganz RICHTIG im Kopf? Willst du, dass ich STERBE?«

Oma verdreht die Augen.

»Stell dich nicht so an. Meinst du, ein Ritter aus Miamas traut sich nicht, seinen Auftrag auszuführen?«

Elsa starrt sie gekränkt an.

»Sehr erwachsenes Argument.«

»Sehr erwachsen, dazu ›erwachsen‹ zu sagen!«, grinst Oma.

Elsa greift nach der Plastiktüte, in der unzählige einzeln verpackte Daim-Riegel rascheln. Oma zeigt darauf.

»Es ist wichtig, dass du immer erst das Papier abmachst. Sonst wird er schrecklich sauer.«

Elsa starrt bockig in die Tüte.

»Und was soll ich ihm sagen? Er weiß ja nicht mal, wer ich bin!«

Oma schnaubt so laut, dass es klingt, als würde sie sich schnäuzen.

»Aber natürlich weiß er das! Mein Gott. Sag einfach, deine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid.«

Elsa zieht die Augenbrauen hoch.

»Was tut dir leid?«

»Dass ich ihm schon seit Tagen keine Süßigkeiten mehr gebracht habe«, antwortet Oma, als sei das die normalste Sache der Welt.

Elsa sieht in die Tüte.

»Das ist wirklich unverantwortlich, Oma, seinem einzigen Enkelkind so einen Auftrag zu geben. Er kann mich umbringen.«

»Stell dich nicht so an«, sagt Oma.

»Stell du dich nicht so an!«, zischt Elsa.

Oma grinst. Denn das tut sie immer. Und am Ende grinst Elsa auch. Denn das tut sie immer. Oma senkt die Stimme.

»Du musst dem Freund die Schokolade heimlich geben. Britt-Marie darf es nicht mitbekommen. Warte, bis sie diese Mieterversammlung morgen Abend haben, und dann schleich dich zu ihm!«

Elsa nickt. Obwohl sie eine Heidenangst vor dem Freund hat und noch immer findet, dass es wirklich schrecklich unverantwortlich ist, seinem einzigen Enkelkind lebensgefährliche Daim-Lieferaufträge zu geben. Aber Oma hält ihren Zeigefinger ganz fest in ihren beiden Händen, so wie sie es immer tut, und es ist ziemlich schwer, dann noch Angst zu haben, wenn das jemand macht. Sie nehmen sich noch einmal in die Arme.

»Bis bald, o du stolzer Ritter von Miamas«, flüstert Oma ihr ins Ohr.

Denn Oma sagt niemals tschüs. Sondern immer bis bald.

Als Elsa draußen im Flur ihre Jacke anzieht, hört sie Mama und Oma über die »Behandlung« reden. Und dann weist Mama Elsa an, ihre Ohrstöpsel ins Ohr zu stecken. Und Elsa gehorcht. Sie hat sich die Dinger letztes Jahr zu Weihnachten gewünscht und sehr genau darauf geachtet, dass Mama und Oma jede die Hälfte davon bezahlen. Sonst wäre es ungerecht gewesen.

Und wenn Mama und Oma Streit haben, dann steckt sich Elsa die Ohrstöpsel in die Ohren, dreht die Musik auf und tut so, als seien Mama und Oma Schauspieler in einem Stummfilm. Elsa ist ein Kind, das schon früh gelernt hat, dass manche Dinge leichter sind, wenn man sich den Soundtrack selbst aussuchen darf.

Als Letztes fragt sie Oma, wann sie Renault von der Polizei abholen dürfen. Renault ist Omas Auto. Sie sagt, sie habe es in einer Partie Poker gewonnen. Natürlich heißt es eigentlich »der Renault«, aber als Elsa gelernt hat, dass das Auto Renault heißt, war sie noch klein. Und da hat sie noch nicht gewusst, dass es nicht nur dieses Auto gab, das Renault hieß. Also tut sie noch immer so, als sei es ein Name. Denn der Name passt wirklich gut, er klingt wie eine alter Franzose mit Husten, und Omas Renault ist alt und rostig und französisch, und wenn man schaltet, klingt es, als würde man schwere Balkonmöbel über einen Betonboden schleifen. Elsa weiß das, denn Oma raucht manchmal oder isst Döner, wenn sie Renault fährt, und dann kann sie nur noch mit den Knien lenken, und dann tritt sie auf die Kupplung und brüllt »JETZT!«, und dann muss Elsa schalten.

Elsa vermisst das.

Mama sagt zu Oma, dass sie den Wagen nicht wird holen dürfen. Oma ruft aufgebracht, es sei schließlich ihr Auto, woraufhin Mama etwas in der Art antwortet, dass man eben nicht ohne Führerschein fahren dürfe. Und dann nennt Oma Mama »mein liebes Fräulein« und erzählt, dass sie den Führerschein für sechs Länder besitze. Woraufhin Mama beherrscht nachfragt, ob eines der Länder zufälligerweise das Land sei, in dem sie wohnen. Woraufhin Oma nur schweigt und schmollt. In der Zeit nimmt ihr eine Krankenschwester Blut ab.

Elsa geht vor zum Fahrstuhl und wartet, denn sie mag Spritzen nicht so besonders, egal, ob es ihr Arm ist oder der von Oma, in den sie hineingepiekt werden. Sie setzt sich auf einen Stuhl und liest »Harry Potter und der Orden des Phönix« auf ihrem iPad. Zum ungefähr zwölften Mal. Es ist das Harry-Potter-Buch, das ihr am wenigsten gefällt, deswegen hat sie es noch nicht öfter gelesen.

Erst als Mama kommt und sie mitnimmt und die beiden hinunter in die Tiefgarage fahren, merkt Elsa, dass sie den Gryffindor-Schal im Flur vor Omas Zimmer vergessen hat. Also rennt sie zurück.

Oma sitzt auf der Bettkante mit dem Rücken zur Tür, telefoniert und sieht Elsa nicht kommen. Elsa hört, dass Oma mit ihrem Anwalt spricht, denn sie gibt ihm Anweisungen, welches Bier er ihr beim nächsten Krankenbesuch mitbringen soll. Elsa weiß, dass der Anwalt das Bier in großen Lexika hineinschmuggelt, von denen Oma sagt, dass sie sie für ihre »Forschungen« brauche, doch innen drin sind sie hohl und haben ein Bierfach. Elsa nimmt den Schal vom Kleiderhaken und will Oma gerade ansprechen, als sie hört, wie ihre Stimme am Telefon eindringlicher wird:

»Marcel, sie ist mein Enkelkind. Der Himmel segne ihr kleines Köpfchen. Ich habe noch nie so ein kluges Mädchen gesehen. Sie muss die Verantwortung übernehmen. Sie ist die Einzige, die die richtigen Entscheidungen treffen kann.«

Eine Weile ist es still. Und dann fährt Oma entschlossen fort:

»Ich WEISS, dass sie noch ein Kind ist, Marcel! Aber sie ist verdammt nochmal mehr auf Zack als all die anderen Blödmänner da draußen! Und es ist nun mal mein Testament, und du bist mein Anwalt. Mach einfach, was ich sage!«

Elsa steht im Flur und hält die Luft an. Und als Oma entgegnet: »Aber ich WILL es ihr doch noch nicht sagen, Marcel! Weil alle Siebenjährigen Superhelden verdienen!«, da dreht sich Elsa um und schlüpft lautlos zur Tür hinaus, den Gryffindor-Schal tränendurchtränkt.

Und als Letztes hört sie Oma sagen:

»Ich will nicht, dass Elsa erfährt, dass ich sterben werde, weil alle Siebenjährigen Superhelden verdienen, Marcel. Alle Siebenjährigen verdienen Superhelden, und eine Superkraft ist, dass sie keinen Krebs bekommen.«

3
Kaffee

Omas Haus hat etwas Besonderes. Den Geruch darin vergisst man nie.

Und dabei ist es eigentlich ganz normal, das Haus. Im Großen und Ganzen. Es hat vier Stockwerke und neun Wohnungen, und es riecht nach Oma. Und nach Kaffee, natürlich, nach Kaffee riecht es eigentlich ununterbrochen. Und es gibt klare Regeln in der Hausordnung, die im Waschkeller hängt und die die Überschrift trägt: *Für das Wohlbefinden eines jeden.* »Wohlbefinden« ist doppelt unterstrichen. Es gibt außerdem einen Fahrstuhl, der immer kaputt ist, und Behälter für die Mülltrennung im Hof und eine Säuferin und einen Kampfhund und eine Oma.

Ein völlig normales Haus. Im Großen und Ganzen.

Oma wohnt ganz oben. In der Wohnung gegenüber wohnen Mama und Elsa und George. George ist der Freund von Mama, und das ist nicht immer ganz einfach, denn das bedeutet, dass er auch neben Oma wohnt. George trägt einen Bart und eine klitzekleine Mütze und joggt gern mit seinen Shorts über der Laufhose, und er spricht gern Englisch beim Kochen. Er sagt »pork« für Schweinefleisch, wenn er ein Rezept liest, und Oma sagt, »Glück für ihn, dass er so süß ist, denn er ist ja dröge wie ein aufgequollenes Kuhstalltor«. Und sie sagt nie »George« zu ihm, sie sagt nur »Glatzkopf«. Mama wird ziemlich sauer, wenn sie es hört, aber Elsa weiß,

dass Oma das nicht tut, um Mama zu ärgern. Sie will nur, dass Elsa spürt, dass sie auf Elsas Seite steht, was auch immer passiert. Denn das tut man, wenn man Oma ist und sich die Eltern des Enkelkindes trennen und sich neue Partner zulegen und plötzlich mitteilen, dass das Enkelkind ein Halbgeschwisterchen bekommt. Man steht auf der Seite seines Enkelkindes. Immer. Ohne Wenn und Aber. Dass sich Mama halbkrank ärgert, betrachtet Oma einfach als Bonus.

Mama und George haben nicht untersuchen lassen, ob das Halbe ein Mädchenhalbes oder ein Jungenhalbes ist. Obwohl man das machen kann. Besonders George ist es wichtig, dass er es noch nicht weiß. Er nennt das Halbe immer »es«, damit er »das Kind nicht in eine Geschlechterrolle drängt«. Als George das zum ersten Mal gesagt hat, dachte Elsa, er hätte »Geschlechter-Trolle« gesagt. Das war für alle Beteiligten ein sehr verwirrender Nachmittag.

Das Halbe soll entweder Elvir oder Elvira heißen, haben Mama und George beschlossen. Als Elsa Oma davon erzählte, rief sie aus: »Elv-IR?«

»Das ist die männliche Form von Elvira«, erläuterte Elsa, und da schüttelte Oma den Kopf und schnaubte: »Elvir? Glauben die, das Kleine wird Frodo helfen, den Ring nach Mordor zu bringen?« Denn kurz zuvor hatte Oma mit Elsa alle »Herr der Ringe«-Filme angesehen, weil Elsas Mama ihrer Tochter das ausdrücklich verboten hatte.

Elsa weiß natürlich, dass Oma eigentlich gar nichts gegen das Halbe hat. Oder gegen George. Sie sagt das einfach nur, weil sie Oma ist, und Oma steht immer auf Elsas Seite, ohne Wenn und Aber. Sogar da, als Elsa Oma erzählt hat, dass sie George hasst. Dass sie sogar das Halbe manchmal hasst.

Und es ist verflucht schwer, eine Oma, der man etwas so Schreckliches erzählt und die trotzdem immer noch zu einem steht, nicht zu lieben.

Omas Wohnung ist genau wie Mamas, nur viel unordentlicher. Denn Mamas Wohnung ist wie Mama, und Omas Wohnung ist wie Oma. Und Mama liebt ordentliches Nebeneinander, und Oma liebt ordentliches Durcheinander.

In der Wohnung unter Oma wohnen Britt-Marie und Kent. Sie lieben es, Dinge zu besitzen, und Kent erzählt immer gleich, was alles gekostet hat. Kent ist fast nie zu Hause, denn er ist Unternehmer. Oder »Kentreprenör«, wie er zu sagen pflegt und dabei laut lacht und das vor Leuten, die er gar nicht kennt. Wenn die Leute nicht gleich mitlachen, wiederholt er es, diesmal etwas lauter. Als ob es daran gelegen hätte.

Oma sagt, dass Kent ein ziemlicher Blödmann sei und dass das Wort »Unternehmer« eigentlich aus dem Land-Fast-Noch-Wach komme, weil jemand »Und-was-nimmt-er« falsch verstanden habe, ein Ausdruck, der in Miamas für Landstreicher benutzt wird. Elsa kann nicht aus dem Stegreif sagen, ob das wahr ist oder nicht, aber Britt-Marie ist jedenfalls fast immer zu Hause, daher nimmt Elsa an, dass sie keine Unternehmerin ist. Oma sagt, sie sei »Ganztagsmeckertante«. Britt-Marie und Oma verstehen sich nicht so besonders gut, könnte man sagen. Und das heißt, etwa wie Kaninchen und Feuer sich nicht so gut verstehen. »Diese Tante hat Schürfwunden an der Seele«, sagt Oma immer, denn Britt-Marie macht immerzu ein Gesicht, als hätte sie sich gerade aus Versehen die falsche Schokolade in den Mund gesteckt. Sie war diejenige, die den Zettel mit der Überschrift *Für das Wohlbefinden eines jeden!* im Waschkeller aufgehängt hat. Das Wohlbefinden eines jeden ist Britt-Marie äußerst wichtig, obwohl sie und Kent die Einzigen im Haus sind, die Waschmaschine und Trockner in der Wohnung stehen haben. Einmal, als George Waschzeit eingetragen hatte,

kam Britt-Marie herauf, klingelte und wollte mit Elsas Mama sprechen. In der Hand hielt sie ein kleines Bällchen blaue Fusseln aus dem Flusensieb. Sie hielt es Mama unter die Nase, als sei es ein neugeborenes Vogeljunges, und sagte: »Ich glaube, das hast du im Trockner vergessen, Ulricka!« Und als George sie darüber aufklärte, dass er derjenige sei, der sich um die Wäsche kümmere, da sah Britt-Marie ihm ins Gesicht und lächelte, doch man sah ihr an, dass sie das gar nicht so meinte. Und dann sagte sie: »Sehr modern«, lächelte vielsagend zu Mama hinüber, hielt ihr den Fusselhaufen hin und fuhr fort: »Für das *Wohlbefinden* eines jeden säubern wir in dieser Eigentümergemeinschaft das Flusensieb, wenn wir fertig sind, Ulricka!«

Es gibt gar keine Eigentümergemeinschaft. Dass allerdings eine geplant ist, darauf weist Britt-Marie peinlich genau hin, dafür würden Kent und sie schon sorgen. Und in Britt-Maries Eigentümergemeinschaft sind Regeln ganz wichtig. Deshalb ist sie Omas Nemesis. Elsa weiß, was »Nemesis« bedeutet, denn das weiß man, wenn man gute Literatur liest.

In der Wohnung gegenüber von Britt-Marie und Kent wohnt die Frau im schwarzen Rock. Man sieht sie fast nie, außer wenn sie früh am Morgen ganz schnell ihre Wohnung verlässt und spät am Abend heimkehrt. Sie trägt immer hochhackige Schuhe und einen perfekt gebügelten schwarzen Rock, sie hat eine schmale Aktentasche dabei und spricht auffällig laut in das weiße Kabel, das in ihrem Ohr steckt. Sie grüßt nie und lächelt nie. Oma sagt, dieser Rock sei so perfekt gebügelt, »weil wenn man der Stoff an dieser Frau wäre, würde man es verdammt nochmal nicht wagen, Falten zu schlagen«.

Unter Britt-Marie und Kent wohnen Lennart und Maud. Lennart trinkt mindestens zwanzig Tassen Kaffee am Tag, aber macht jedes Mal ein

Gesicht, als hätte er soeben in der Lotterie gewonnen, wenn die Kaffeemaschine wieder läuft. Er ist der zweitfreundlichste Mensch auf der Welt, und er ist mit Maud verheiratet. Maud ist der freundlichste Mensch auf der Welt, und sie hat immer gerade etwas gebacken. Bei ihnen wohnt Samantha, die fast immer schläft. Samantha ist ein Bichon Frisé, aber Lennart und Maud sprechen mit ihr, als wäre sie das nicht. Wenn Lennart und Maud Kaffee trinken und Samantha dabei ist, dann nennen sie den Kaffee nicht »Kaffee«, sondern »Erwachsenengetränk«. Oma sagt, dieses Gehabe sei völlig krank, aber Elsa findet das egal, wenn man so nett ist, wie die beiden es sind. Und bei ihnen gibt es immer Traumkekse und Umarmungen. Die Traumkekse sind ein besonderes Gebäck. Und Umarmungen die ganz normalen.

Gegenüber von Lennart und Maud wohnt Alf. Er fährt Taxi und trägt immer eine Lederjacke und schlechte Laune mit sich herum. Seine Schuhsohlen sind dünn wie Butterbrotpapier, denn er hebt beim Gehen nie die Füße. Oma sagt, das sei deshalb so, weil der Typ den tiefsten Schwerpunkt im ganzen Universum besitze.

In der Wohnung unter Lennart und Maud wohnen der Junge mit Syndrom und seine Mutter. Der Junge mit Syndrom ist ein Jahr und ein paar Wochen jünger als Elsa und spricht kein Wort. Seine Mutter verliert andauernd Dinge, als würden sie quasi aus ihren Taschen herausregnen, wie bei den Bösewichten in Zeichentrickfilmen, wenn sie durchsucht werden und dann der Berg mit dem Zeug aus ihren Taschen größer wird als sie selbst. Aber sowohl die Mutter als auch der Junge mit Syndrom haben freundliche Augen, und nicht einmal Oma scheint sie nicht zu mögen.

In der Wohnung neben den beiden, auf der anderen Seite vom Fahrstuhl, der nie funktioniert, wohnt das Monster. Elsa weiß nicht, wie er in Wirklichkeit heißt, aber sie nennt ihn Monster, weil alle Angst vor ihm haben. Und damit meint sie wirklich alle. Sogar Elsas Mama, die vor nichts auf der ganzen Welt Angst hat, stupst Elsa sanft in den Rücken, wenn sie an der Wohnung des Monsters vorbeigehen. Niemand bekommt das Monster zu Gesicht, denn es verlässt seine Wohnung bei Tageslicht nicht, aber Kent sagt auf den Mietertreffen immer: »Solche Typen sollte man gar nicht frei herumlaufen lassen! Aber das hat man eben davon, wenn man in diesem verdammten Land die Leute mit Psychotherapien verhätschelt, anstatt sie ins Gefängnis zu stecken!« Britt-Marie hat an den Hausbesitzer geschrieben und verlangt, dass das Monster hinausgeworfen wird, weil sie überzeugt sei, das Monster würde noch »weitere Süchtige« anziehen. Elsa weiß nicht genau, was das bedeuten soll. Sie ist sich auch nicht ganz sicher, ob Britt-Marie das weiß. Aber sie weiß, dass sogar Omas Blick ganz befremdlich wurde und sie nur leise sagte, »an manchen Dingen soll man nicht rühren«, als Elsa sie einmal nach dem Monster gefragt hatte. Elsas Oma hat im Krieg-Ohne-Ende, dem Krieg gegen die Schatten im Land-Fast-Noch-Wach gekämpft. Also hat Oma die allerschrecklichsten Wesen gesehen, die zehntausend Märchenewigkeiten erträumen können.

Ja, so misst man nämlich die Zeit im Land-Fast-Noch-Wach, in Ewigkeiten. Natürlich ist das eine schwammige Bezeichnung, aber im Land-Fast-Noch-Wach gibt es keine Uhren, also misst man die Zeit so, wie sie sich anfühlt. Wenn sie einem wie eine kleine Ewigkeit vorkommt, dann sagt man, es sei für immer. Und wenn es sich ungefähr wie zwei Dutzend für immer oder so anfühlt, dann ist es eine ganze Ewigkeit. Und das Einzige, was länger ist als eine ganze Ewigkeit, ist die Ewigkeit eines Märchens, denn eine Märchenewigkeit ist die Ewigkeit einer ganzen

Ewigkeit. Und das Allerlängste, was es in einer Ewigkeit gibt, ist die Ewigkeit von zehntausend Märchen. Das ist die größte Zahl, die im Land-Fast-Noch-Wach existiert.

Aber wir sollten bei der Sache bleiben: Ganz unten im Haus, in dem all diese Menschen wohnen, gibt es einen Gemeinschaftsraum. Dort findet einmal im Monat eine Mieterversammlung statt. Das ist bestimmt viel häufiger, als es in anderen Häusern so üblich ist, aber die Wohnungen in diesem Haus sind Mietwohnungen, und Britt-Marie und Kent möchten unbedingt, dass alle Hausbewohner »in einem demokratischen Prozess« den Hausbesitzer dazu bringen, die Wohnungen an die Bewohner zu verkaufen. Und deshalb muss man Versammlungen abhalten. Weil kein anderer im Haus eine Eigentumswohnung haben will. Die Demokratie als solche ist der Aspekt an dem demokratischen Prozess, der Kent und Britt-Marie am wenigsten interessiert, könnte man sagen.

Und die Versammlungen selbst sind natürlich furchtbar langweilig. Zuerst streiten sich die Bewohner über Dinge, über die sie sich auf der letzten Sitzung auch schon zwei Stunden lang gestritten haben, und dann nehmen sie ihre Kalender in die Hand und streiten sich darüber, wann die nächste Sitzung stattfinden soll, und dann ist die Sitzung vorbei. Aber Elsa geht heute trotzdem mit, denn sie muss genau wissen, wann es mit der Streiterei losgeht, damit keiner mitkriegt, dass sie sich verdrückt.

Kent ist noch nicht da, denn Kent kommt meistens zu spät. Alf ist auch nicht da, denn er kommt immer ganz pünktlich. Aber Maud und Lennart sitzen am großen Tisch, und Britt-Marie und Mama stehen in der Kochnische und diskutieren über Kaffee. Samantha liegt auf dem Boden und schläft. Maud schiebt Elsa eine große Dose Traumkekse herüber.

Lennart sitzt daneben und wartet auf den frischen Kaffee. Währenddessen trinkt er Kaffee aus seiner mitgebrachten Thermoskanne. Für Lennart ist es ganz wichtig, dass man Wartekaffee hat, während man auf den richtigen Kaffee wartet.

Britt-Marie steht in der Kochnische vor der Spüle. Sie hat ihre Hände frustriert auf Hüfthöhe gefaltet und schaut nervös zu, wie Mama Kaffee kocht. Das macht Britt-Marie nervös, weil sie es am besten fände, auf Kent zu warten. Britt-Marie findet immer, dass es am besten sei, auf Kent zu warten. Aber Mama ist nicht sehr fürs Warten, sie ist mehr dafür, alles unter Kontrolle zu haben, also macht sie nun Kaffee. Britt-Marie fängt an, mit der Handfläche unsichtbare Krümel von der Spüle zu wischen. Fast überall gibt es unsichtbare Krümel, von denen Britt-Marie meint, dass sie weggewischt werden müssten. Sie lächelt Mama wohlwollend zu.

»Klappt alles mit dem Kaffee, Ulricka?«

Britt-Marie nennt Mama immer »Ulricka«, seit sie weiß, dass Mamas Name mit »c« statt mit »k« geschrieben wird. Und da hat Britt-Marie beschlossen, dass er »Ulricka« ausgesprochen werden muss. Obwohl Ulrica ihr mehrmals erklärt hat, dass man einfach »Ulrica« sagt.

»Ja, danke«, antwortet Mama kurzangebunden.

»Wir warten aber auf jeden Fall auf Kent, nicht wahr?«, versucht Britt-Marie wohlwollend festzulegen.

»Wir schaffen das Kaffeekochen auch ohne ihn«, antwortet Mama beherrscht.

Britt-Marie faltet die Hände wieder auf Hüfthöhe. Lächelt.

»Natürlich, du machst es immer so, wie du willst, Ulrica. Wie immer.«

Mama sieht aus, als würde sie bis zu einer dreistelligen Zahl zählen, und misst weiter die Kaffeemenge ab.

»Es geht doch nur um Kaffee, Britt-Marie.«

Britt-Marie nickt verständnisvoll und bürstet ein bisschen unsichtbaren Staub von ihrem Rock. Es gibt immer etwas unsichtbaren Staub an Britt-Maries Rock, den nur sie sehen kann und der wegmuss.

»Kent kocht immer sehr guten Kaffee. Alle sagen, dass Kents Kaffee sehr gut ist«, sagt sie.

Maud sitzt am Tisch und schaut besorgt drein. Denn Maud mag keine Auseinandersetzungen. Das ist auch der Grund, warum sie so oft backt – weil es viel schwerer ist, sich zu streiten, wenn Gebäck auf dem Tisch steht. Sie stupst Elsa in die Seite und fordert sie auf zuzugreifen. Elsa nimmt zwei Traumkekse. Und währenddessen sagt Mama ganz freundlich zu Britt-Marie, »dass es nicht gerade schwer ist, Kaffee zu kochen«, und da antwortet Britt-Marie: »Nein, nein, natürlich nicht, aber es gibt ja sowieso nichts, was die Frauen in deiner Familie schwierig finden!« Und da lächelt Mama. Und dann lächelt Britt-Marie. Obwohl sie irgendwie beide nicht aussehen, als würden sie innendrin auch lächeln.

Mama holt einmal tief Luft und füllt noch mehr Kaffeepulver ein, und Britt-Marie bürstet unsichtbaren Staub von ihrem Rock ab und sagt wie im Vorbeigehen: »Aber es ist ja wirklich schön, dass du und die kleine Elsa heute da seid, das freut uns wirklich alle.«

Aus Mamas Mund kommt ein beherrschtes »Hm«. Noch mehr Kaffee wird eingefüllt. Noch mehr Staub abgeklopft.

Dann sagt Britt-Marie: »Ja, es ist natürlich schwer für dich, sonst Zeit für die kleine Elsa zu haben, Ulricka, das verstehen wir ja, wo du doch so ehrgeizig bist, was deine *Karriere* angeht.«

Und dann misst Mama den Kaffee etwa so ab, als würde sie sich dabei vorstellen, ihn Britt-Marie ins Gesicht zu schippen. Natürlich kontrolliert. Britt-Marie geht zum Fenster hinüber, schiebt einen Blumentopf beiseite und sagt, als würde sie einfach laut denken: »Und soviel ich weiß, ist dein

Lebenspartner ja zu Hause. Und kümmert sich um den Haushalt.« Und da sagt Mama: »George ist im Waschkeller«, und drückt mit Wucht auf den Knopf an der Kaffeemaschine. Natürlich kontrolliert.

Britt-Marie nickt: »So sagt man doch, oder? *Lebenspartner?* Das ist ja sehr in Mode, soviel ich weiß.«

Und dann lächelt sie wieder. Wohlwollend. Und dann klopft sie wieder unsichtbaren Staub von ihrem Rock und fügt hinzu: »Nicht dass daran etwas auszusetzen wäre, natürlich nicht.«

Mama lächelt beherrscht und sagt: »Willst du damit irgendetwas sagen, Britt-Marie?«

Und dann schaut Britt-Marie ganz überrumpelt auf, als sei sie völlig entsetzt, wie sie so missverstanden werden konnte, und ruft sofort: »Natürlich nicht, Ulricka! Natürlich nicht! Ich wollte damit gar nichts sagen, überhaupt nichts!«

Britt-Marie sagt immer alles zweimal, wenn sie nervös oder wütend ist oder beides. Elsa kann sich noch gut daran erinnern, wie Oma einmal mit ihr zu Ikea fuhr und zwei dicke blaue Wolldecken kaufte. Oma brachte den ganzen Nachmittag damit zu, die Decken auszukämmen, und dann alles, was auf dem Boden gelandet war, in einen Sack zu stopfen. Und dann musste Elsa mit einer Taschenlampe an der Treppe Schmiere stehen, als Oma in den Waschkeller schlich und den ganzen Sackinhalt in den Trockner kippte.

Noch Wochen danach sagte Britt-Marie alles zweimal.

Alf kommt zur Tür herein, über den Schultern die knirschende Lederjacke, auf der Brust das Logo des Taxiunternehmens, und ziemlich

schlechtgelaunt. In der Hand hält er die Abendzeitung. Wirft einen Blick auf die Uhr. Es ist Punkt sieben.

»Auf dem Zettel steht doch verdammt nochmal sieben«, brummt er in den Raum hinein, ohne eine Person direkt anzusprechen.

»Kent ist spät dran«, sagt Britt-Marie, lächelt und faltet die Hände auf Hüfthöhe. »Er hat eine wichtige Telefonkonferenz mit Deutschland«, erklärt sie, als ob die Konferenz mit dem ganzen Land stattfinden würde.

Eine Viertelstunde später kommt Kent in den Raum gestürmt. Das Sakko flattert um seinen Körper wie ein Mantel, und er schreit »Yez, Klaus! Yez! We will dizcuzz it at ze meeting in Frankfurt!« in sein Handy.

Alf sieht von seiner Abendzeitung auf, klopft auf seine Armbanduhr und mault: »Ich hoffe, es ist kein Problem für dich, dass alle außer dir rechtzeitig da waren.«

Kent ignoriert ihn einfach, klatscht dafür völlig übertrieben vor Lennart und Maud in die Hände und grinst: »Wollen wir mit der Sitzung anfangen? Hm? So kommt man ja zu nichts!« Und dann dreht er sich schnell zu Mama um, zeigt auf ihren Bauch und grinst: »Wobei andere ja schon *fleißig waren*!« Und als Mama nicht gleich lacht, zeigt Kent noch einmal auf Mamas Bauch und wiederholt: »Wobei andere ja schon *f-l-e-i-ß-i-g waren*!«, diesmal etwas lauter. Als ob es daran gelegen hätte.

Maud serviert Kuchen. Mama serviert Kaffee. Kent nimmt einen Schluck, springt auf und keucht: »Huch, ist der stark!« Alf trinkt die ganze Tasse auf einmal und brummt: »Genau richtig!« Britt-Marie nippt ein kleines bisschen, stellt die Tasse in der Handfläche ab, lächelt in bester Absicht und fügt hinzu: »Also, ich finde durchaus auch, dass er etwas stark ist.« Dann wirft sie einen verstohlenen Blick auf Mama und fügt hinzu: »Und du, Ulricka, trinkst ja auch Kaffee, obwohl du schwanger bist.« Und noch bevor Mama ein Wort darauf erwidern kann, schiebt Britt-Marie

gleich entschuldigend hinterher: »Nicht dass daran etwas auszusetzen wäre, natürlich nicht. Absolut nicht!«

Und dann erklärt Kent die Sitzung für eröffnet, und dann streiten sich alle zwei Stunden lang über dieselben Dinge wie beim letzten Mal.

Und genau da schleicht Elsa hinaus, ohne dass es jemand bemerkt.

Der Gemeinschaftsraum liegt im Erdgeschoss, genau vor dem Hauseingang, neben der Kellertreppe, die zu den Kellerräumen, zur Garage und zum Waschkeller führt. Elsa hört George unten waschen. Sie schleicht die Treppe hinauf in den ersten Stock. Schielt zur Wohnung hinüber, in der das Monster wohnt, aber beruhigt sich mit dem Gedanken, dass es draußen noch hell ist. Bei Tageslicht verlässt das Monster nie das Haus.

Dann sieht sie hinüber zu der anderen Wohnungstür, neben der Monsterwohnung, da, wo kein Name auf dem Briefkasten steht. Da, wo der Freund wohnt. Elsa steht mit zwei Metern Abstand davor und hält die Luft an, denn sie hat Angst, dass er die Tür durchbrechen und ihr an die Gurgel gehen könnte, wenn er hört, dass sie sich nähert. Oma sagt »Freund« zu dem Freund. Alle anderen nennen ihn den »Kampfhund«. Besonders Britt-Marie.

Elsa weiß natürlich nicht, wie er es mit dem Kämpfen hält, aber sie hat jedenfalls noch nie in ihrem Leben so einen großen Hund gesehen. Wenn man ihn durch die Holztür bellen hört, hat man das Gefühl, jemand würde einem einen Medizinball auf den Bauch werfen.

Sie hat ihn allerdings nur ein einziges Mal gesehen. Das war in Omas Wohnung, ein paar Tage, bevor Oma krank geworden ist. Aber sie kann sich nicht vorstellen, dass sie sich noch mehr fürchten würde, wenn sie einem

Schatten aus dem Land-Fast-Noch-Wach Auge in Auge gegenüberstehen würde.

Es war Samstag, und Oma und Elsa wollten eine Ausstellung über Dinosaurier besuchen. Es war der Morgen, an dem Mama ohne zu fragen den Gryffindor-Schal in die Wäsche getan hatte und Elsa einen anderen Schal tragen musste. Einen grünen. Slytherin-Grün. ›Manchmal fehlt ihr total das Einfühlungsvermögen, dieser Frau‹, denkt Elsa und wird noch immer wütend, wenn sie nur daran denkt.

Der Freund lag in Omas Bett wie eine Sphinx vor einer Pyramide. Elsa stand völlig bewegungsunfähig im Flur und starrte nur auf den gigantischen schwarzen Kopf und auf diese Augen, die so dunkel waren, dass man nur schwer sagen konnte, ob es sich dabei tatsächlich um Augen handelte oder ob man der Bestie einfach direkt in den Schädelabgrund hineinsah. Die Bestie war das Allergrößte, was Elsa jemals gesehen hatte.

Oma selbst kam gerade aus der Küche und zog nun seelenruhig ihren Mantel an, als sei es die normalste Sache der Welt, dass das Allergrößte in ihrem Bett lag.

»Wer ist … das?«, flüsterte Elsa. Oma drehte sich eine Zigarette und antwortete ganz unbekümmert: »Das ist der Freund. Er tut dir nichts, wenn du ihm nichts tust.« Das konnte sie leicht sagen, dachte Elsa wütend. Wie sollte man denn verflucht nochmal wissen, was so eine Kreatur provozieren würde? Einmal war Elsa von einem der Mädchen in der Schule verhauen worden, weil die fand, dass Elsa einen »hässlichen Schal« trage. Mehr hatte Elsa ihr nicht getan, und schon hatte sie auf sie eingeschlagen. Und jetzt stand Elsa da, ihr normaler Schal war in der Wäsche, sie trug nun einen ganz anderen, den ihr ihre Mama umgebunden hatte, und jetzt musste sie sich anhören, dass diese Bestie ihr nichts tun würde, wenn sie der Bestie nichts antat. Aber Elsa hatte wirklich nicht die geringste Ahnung, welche

Art Schals die Bestie mochte und welche nicht, wie konnte man also jemandem so eine Information geben und erwarten, dass man daraufhin eine funktionierende Überlebensstrategie entwickeln konnte? Hallo?

Am Ende jammerte Elsa: »Das ist gar nicht mein Schal! Er gehört Mama! Sie hat keinen Geschmack!«, und bewegte sich rückwärts in Richtung Tür.

Der Freund glotzte sie einfach nur an. Oder zumindest glaubte Elsa das, falls es sich nun also um Augen handelte. Und dann zeigte er seine Zähne, da war sich Elsa fast ganz sicher. Aber Oma schüttelte nur den Kopf, murmelte etwas wie »Kinder, also echt«, schaute zum Freund und verdrehte die Augen. Dann fing sie an, die Schlüssel für Renault zu suchen, und dann fuhren Elsa und sie zur Dinosaurier-Ausstellung. Oma hatte den Wohnungsschlüssel auf dem Türrahmen abgelegt, kann sich Elsa erinnern, und als sie in Renault saßen und Elsa fragte, was der Freund eigentlich bei Oma mache, antwortete Oma einfach: »Einen Besuch.« Als Elsa fragte, warum er so viel belle, wenn er in seiner Wohnung sei, antwortete Oma munter: »Bellen? Ach was, das tut er doch nur, wenn Britt-Marie vorbeikommt.« Und als Elsa fragte »Warum?«, grinste Oma von einem Ohr zum anderen und sagte: »Weil es ihm Spaß macht.«

Dann fragte Elsa, mit wem der Freund denn da wohne, und da antwortete Oma: »Es muss doch nicht jeder mit jemandem zusammenwohnen, mein Gott, ich tu das doch auch nicht.« Und obwohl Elsa dann darauf bestand, das könne eventuell damit zu tun haben, dass Oma kein H-u-n-d sei, gab Oma keine weiteren Erklärungen dazu ab.

Und jetzt steht Elsa hier im Treppenhaus und entfernt das Papier von der Daim-Schokolade. Den ersten Riegel wirft sie so schnell durch den Briefschlitz, dass es laut klappert, als sie ihn loslässt. Sie hält die Luft an

und spürt ihr Herz bis zum Hals schlagen. Aber dann fällt ihr ein, was Oma gesagt hat, nämlich dass sie sich beeilen soll, damit Britt-Marie da unten bei der Mieterversammlung nicht misstrauisch wird. Denn Britt-Marie hasst den Freund wirklich sehr. Also versucht Elsa, sich dann daran zu erinnern, dass sie trotz allem doch ein Ritter aus Miamas ist, und öffnet den Briefschlitz jetzt ein kleines bisschen mutiger.

Sie hört ihn atmen. Es klingt wie ein Steinschlag in seinen Lungen. Elsas Herz schlägt derart heftig, dass sie überzeugt ist, dass er da drin die Vibrationen durch die Tür spüren kann.

»Meine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid, dass sie so lange keine Süßigkeiten gebracht hat«, spricht sie mit größter Konzentration durch den Briefschlitz, wickelt die Schokoriegel aus dem Papier und lässt eine Handvoll auf den Boden fallen.

Verschreckt zieht sie die Finger zurück, als sie hört, wie er sich bewegt. Ein paar Sekunden lang ist es still. Sie hört das eilige Knirschen, als die Schokolade zwischen den Kiefern des Freundes zerbricht.

»Oma ist krank«, erzählt Elsa, während er kaut.

Sie ist nicht darauf vorbereitet, dass die Worte zittern, als sie aus ihrem Mund kommen. Sie bildet sich ein, dass der Freund nun langsamer atmet. Sie wirft noch mehr Schokolade hinein.

»Sie hat Krebs«, flüstert Elsa.

Elsa hat keine Freunde, deswegen ist sie etwas unsicher, wie man sich in solchen Fällen verhält. Aber sie stellt sich vor, wenn sie Freunde hätte, würde sie wollen, dass sie es erführen, wenn sie Krebs hätte. Auch wenn sie das Allergrößte wären.

»Sie lässt grüßen und sagt, er tut ihr leid«, flüstert sie in das Dunkel hinein, kippt die restliche Schokolade durch den Briefschlitz und schließt ihn vorsichtig wieder.

Sie bleibt noch eine Weile stehen und betrachtet zuerst die Wohnungstür des Freundes. Dann die Wohnungstür des Monsters. Wenn dieses wilde Tier sich hinter der einen Tür versteckt, dann will sie lieber nicht wissen, was sich hinter der anderen verbirgt, denkt sie.

Dann springt sie die Treppenstufen hinunter zur Haustür. George ist noch immer im Waschkeller. Im Gemeinschaftsraum trinken alle Kaffee und streiten miteinander.

Denn es ist ein ganz normales Haus.

Im Großen und Ganzen.

4
Bier

Das Krankenzimmer riecht so, wie Krankenzimmer riechen, wenn jemand unter dem Kopfkissen Bierflaschen versteckt hat und versucht, kurz den Zigarettenrauch rauszulüften, damit Elsas Mama nichts merkt.

Es riecht, als hätte das nicht so supergut geklappt.

Oma und Elsa spielen Monopoly. Oma spricht nicht über den Krebs, wegen Elsa. Und Elsa spricht nicht über den Tod, wegen Oma. Denn Oma spricht nicht gern über den Tod, das hat sie noch nie gern getan, und über ihren eigenen erst recht nicht. Der Tod ist Omas Nemesis. Wenn also Elsas Mutter und die Ärzte das Zimmer verlassen, um sich draußen auf dem Flur mit leisen, ernsten Stimmen zu unterhalten, versucht Elsa, möglichst nicht besorgt auszusehen. Das klappt nicht so supergut, das auch nicht.

Oma grinst geheimnisvoll.

»Hab ich dir schon erzählt, wie ich den Drachen in Miamas einen Job besorgt habe?«, fragt sie in ihrer Geheimsprache.

Es ist prima, im Krankenhaus eine Geheimsprache zu haben, denn in Krankenhäusern haben die Wände Ohren, sagt Oma. Besonders dann, wenn die Wände Elsas Mama als Chef haben.

»Phh, jaaa!«, seufzt Elsa in der Geheimsprache.

Oma nickt zustimmend. Und dann erzählt sie die ganze Geschichte trotzdem. Denn keiner hat Oma je beigebracht, wie man es schafft, eine

Geschichte nicht zu erzählen. Und Elsa hört zu, denn keiner hat Elsa je beigebracht, wie man es lässt.

Und deshalb weiß sie, dass die Leute am häufigsten über Oma sagen, sie sei »dieses Mal wirklich zu weit gegangen«. Natürlich nur, wenn sie nicht in der Nähe ist. Von Britt-Marie hört sie es zum Beispiel oft. Elsa vermutet, dass Oma deshalb das Königreich Miamas so gern mag, denn man kann in Miamas keine Grenze überschreiten. Das Königreich ist grenzenlos. Und damit ist nicht gemeint, so wie wenn Leute im Fernsehen sich selbst beschreiben sollen und dabei das Wort »grenzenlos« fällt und sie die Haare nach hinten werfen, sondern richtig grenzenlos. Weil keiner genau weiß, wo Miamas anfängt und wo es aufhört. Das liegt ein bisschen daran, dass Miamas im Gegensatz zu den anderen fünf Königreichen im Land-Fast-Noch-Wach, die vor allem aus Stein und Mörtel gebaut sind, ganz und gar aus Phantasie gemacht ist. Und ein bisschen liegt es auch daran, dass die Stadtmauer von Miamas verdammt launisch ist und schon mal plötzlich ein paar Kilometer weiter in den Wald verschwindet, weil sie ein bisschen »Zeit für sich« braucht. Nur um sich am darauffolgenden Morgen wieder doppelt so weit in die Stadt zurückzuversetzen, weil sie beschlossen hat, einen Drachen oder einen Troll einzumauern, auf den die Mauer aus dem ein oder anderen Grund ziemlich sauer ist. Meistens weil der Drache oder der Troll die ganze Nacht durchgesoffen und dann an die Mauer gepisst hat, während sie schlief.

Es gibt in Miamas nämlich eine ganze Menge Trolle und Drachen, mehr als in den anderen Königreichen im Land-Fast-Noch-Wach, denn der wichtigste Exportartikel in Miamas sind Geschichten. Das wissen die Leute in der richtigen Welt meistens nicht, denn die Leute in der richtigen Welt sind ja meistens Schlaumeier, aber Trolle und Drachen finden in Miamas gute Beschäftigungsmöglichkeiten vor, weil alle Märchen Bösewichte

brauchen. »So ist das natürlich nicht immer gewesen«, teilt Oma Elsa immer ziemlich selbstgefällig mit. Und dann stöhnt Elsa immer, »das hast du doch schon erzählt«, und dann erzählt Oma es trotzdem noch einmal. Denn es gab eine Zeit, in der die Drachen bei den Märchenerzählern in Miamas fast in Vergessenheit geraten waren. Besonders diejenigen, die schon in die Jahre gekommen waren, hatten es verdammt schwer auf dem Arbeitsmarkt, erklärt Oma immer, während Elsa die Augen verdreht. »Für nicht mehr ganz junge Drachen wurden einfach keine guten Rollen mehr geschrieben«, erzählt Oma und legt eine dramatische Pause ein, um dann hinzuzufügen: »In der Vergangenheit!« Und dann kommt sie mit der ganzen Geschichte, wie die Drachen in Miamas anfingen, ziemlichen Ärger zu machen, als sie arbeitslos herumhingen und den ganzen Tag nichts zu tun hatten, wie sie Branntwein tranken, Zigarren rauchten und sich mit der Stadtmauer anlegten. Schließlich bat das Volk von Miamas Oma um Hilfe in Form einer konkreten Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Und da war es Oma, die die Idee hatte, dass die Drachen die Schätze in den Geschichten bewachen sollten.

Bis dahin war es in der Tat ein riesengroßes erzähltechnisches Problem gewesen, dass die Helden in den Märchen einen Schatz erbeuten sollten, und wenn sie ihn tief in einer Höhle gefunden hatten, marschierten sie einfach hinein und nahmen ihn in Besitz. Einfach so. Keine epischen Streitszenen oder dramatischen Höhepunkte oder irgendetwas. »Das war am Ende wie bei völlig sinnlosen Computerspielen«, nickt Oma dann immer gut informiert, um den Ernst der Lage klarzustellen. Oma weiß das, denn Elsa hat ihr im letzten Sommer ein Spiel beigebracht, das »World of Warcraft« heißt, und Oma spielte es wochenlang Tag und Nacht, bis Mama meinte, dass Oma langsam »unangenehme Seiten entwickele«, und ihr fortan verbot, in Elsas Zimmer zu übernachten.

Aber wie auch immer: Als die Märchenerzähler von Omas Idee hörten, war das Problem an einem Nachmittag gelöst. »Und das ist der Grund, warum in allen Märchen heutzutage am Ende ein Drache vorkommt! Das ist mein Verdienst!«, gluckst Oma. So wie sie es immer tut.

Für jede Gelegenheit hat sie eine Geschichte aus Miamas parat, und wenn es keine Gelegenheit gibt, hat sie trotzdem eine. Eine von ihnen handelt von Miploris, dem Königreich, in dem die Trauer aufbewahrt wird, und von der Prinzessin dort, der von einer hässlichen Hexe ein Zauberschatz gestohlen wurde und die die Hexe seitdem verfolgt. Eine andere handelt von zwei Brüdern, die beide in die Prinzessin von Miploris verliebt waren und das ganze Land-Fast-Noch-Wach beinahe kurz und klein geschlagen hätten, so heftig war ihr Streit um die Liebe der Königstochter.

Ein Märchen handelt vom Meeresengel, den ein Fluch dazu zwingt, vor der Küste des Landes-Fast-Noch-Wach auf- und abzutreiben, nachdem er alle, die er liebt, verloren hat. Und ein Märchen handelt von »dem Auserwählten«, der der beliebteste Tänzer in Mimovas war, dem Königreich, aus dem die Musik stammt. In dem Märchen versuchen die Schatten, den Auserwählten zu entführen, um ganz Mimovas zu vernichten, aber die Wolkentiere retten den Auserwählten und fliegen ihn den ganzen Weg bis nach Miamas. Und als die Schatten sie verfolgen, stehen alle Einwohner in allen sechs Königreichen des Landes-Fast-Noch-Wach, Prinzen und Prinzessinnen und Ritter und Soldaten und Trolle und Engel und Hexen, zusammen, um den Auserwählten zu beschützen. Und genau da begann der Krieg-Ohne-Ende. Er tobte zehntausend Märchenewigkeiten, so lange, bis die Worse aus den Bergen zurückkehrten und Wolfsherz aus dem Wald kam und die gute Armee in den letzten Kampf führte und die Schatten zurück übers Meer zwang.

Die Geschichte von Wolfsherz ist natürlich ein ganzes Märchen für sich, denn er wurde in Miamas geboren, aber wuchs genau wie all die anderen Soldaten in Mibatalos auf. Er hat das Herz eines Kriegers, aber die Seele eines Märchenerzählers, und er wurde der unbesiegbarste Krieger, den je ein Wesen in allen sechs Königreichen gesehen hat. Viele Märchenewigkeiten lang hauste er weit draußen in den dunklen Wäldern, aber er kam zurück, als ihn das Land-Fast-Noch-Wach am meisten brauchte.

Oma hat Elsa diese Geschichten erzählt, so lange sie denken kann. Anfangs nur, um Elsa zum Einschlafen zu bringen und um sie an Omas Geheimsprache zu gewöhnen und ein bisschen auch deshalb, weil Oma eben genauso verrückt ist, wie man es dafür sein muss. Aber in letzter Zeit bedeuteten diese Geschichten auch noch etwas anderes. Etwas, was Elsa nicht so richtig zu fassen kriegt.

»Leg den Ostbahnhof zurück«, sagt Elsa.

»Aber ich habe ihn doch gekauft«, probiert es Oma.

»Ach ja! Ganz bestimmt! Leg ihn zurück!«, antwortet Elsa säuerlich.

»Es ist verdammt nochmal wirklich so, als würde man Monopoly mit Hitler spielen!«, flucht Oma und legt den Ostbahnhof wieder zurück.

»Hitler hätte aber nur Risiko spielen wollen«, brummelt Elsa, denn sie hat Hitler bei Wikipedia nachgeschlagen, und sie und Oma hatten schon ziemlichen Streit, weil Oma ihn für Vergleiche benutzt.

»Touché«, brummt Oma, und Elsa ist sich fast sicher, dass man das Wort in dem Zusammenhang nicht benutzt.

Und dann spielen sie ungefähr eine Minute schweigend weiter. Denn das ist ungefähr die Zeit, die sie aushalten, wenn sie miteinander Streit haben.

»Hast du dem Freund die Schokolade gebracht?«, fragt Oma.

Elsa nickt. Aber sie sagt nicht, dass sie ihm auch von Omas Krebs erzählt hat. Teils, weil Oma dann wahrscheinlich sauer würde, und vor allem, weil Elsa nicht über Krebs sprechen möchte. Sie hat gestern auf Wikipedia darüber gelesen. Sie hat auch geschaut, was »Testament« bedeutet, und dann war sie so wütend, dass sie die ganze Nacht nicht schlafen konnte.

»Wie habt ihr euch denn angefreundet, du und der Freund?«, fragt sie stattdessen.

Oma zuckt mit den Schultern.

»Auf die übliche Art.«

Elsa hat keine Ahnung, was die übliche Art sein soll. Weil sie keine anderen Freunde als Oma hat. Aber sie sagt nichts, weil sie weiß, dass Oma sonst traurig wird.

»Der Auftrag ist jedenfalls ausgeführt«, sagt sie stattdessen leise, was in der Geheimsprache ein ziemlich schwieriger Satz ist, wenn das nun etwas mit der Sache zu tun hat, was es natürlich eigentlich gar nicht hat.

Oma nickt eifrig und schielt zur Tür hinüber, als hätte sie Angst, dass sie beschattet werden. Dann schiebt sie die Hand unter ihr Kopfkissen. Die Flaschen klirren, als sie aneinanderstoßen, und sie flucht, als etwas Bier auf den Kopfkissenbezug kommt, aber dann fischt sie einen Umschlag heraus und drückt ihn Elsa in die Hand.

»Das ist dein nächster Auftrag, Ritter Elsa. Aber vor morgen früh darfst du ihn nicht öffnen.«

Elsa beäugt ihn skeptisch.

»Hast du vielleicht schon mal was von Mails gehört?«

»Schwachsinn! Solche Sachen kann man nicht mailen!«

Elsa wiegt das Kuvert in der Hand. Drückt auf die Ausbuchtung an der unteren Seite.

»Was ist da drin?«

»Ein Brief und ein Schlüssel«, sagt Oma.

Und dann sieht sie mit einem Mal sehr ernst und sehr ängstlich aus. Beide Gefühle sind für Oma äußerst ungewöhnlich. Sie streckt die Hände aus und schließt sie um Elsas Zeigefinger.

»Ich werde dich morgen auf die größte Schatzsuche schicken, auf die ich dich jemals geschickt habe, mein kleiner, mutiger Ritter. Bist du bereit dafür?«

Oma hat Schatzsuchen immer geliebt. In Miamas wird Schatzsuchen als Sport betrachtet. Man kann darin Wettkämpfe ausführen, es ist eine Disziplin bei der Ulympiade, auch »Unsichtbar-Spiele« genannt, weil alle Teilnehmer unsichtbar sind. Ein Volkssport ist es also nicht gerade.

Aber Elsa liebt Schatzsuchen natürlich auch. Sicher nicht ganz so sehr wie Oma, denn niemand in irgendeinem Königreich irgendwo in zehntausend Märchenewigkeiten könnte Schatzsuchen so sehr lieben wie Oma. Aber Elsa liebt Schatzsuchen, weil sie nur ihnen beiden gehören. Und Oma kann aus allem eine Schatzsuche machen. Wie damals, als sie einkaufen waren und Oma vergessen hatte, wo sie Renault geparkt hatte. Oder wenn sie Elsa dazu überreden will, ihre Post durchzusehen und Omas Rechnungen zu bezahlen, weil Oma das voll langweilig findet. Oder wenn in der Schule Wandertag ist und Elsa schon weiß, dass sie von den älteren Kindern unter der Dusche wieder mit zusammengerollten Handtüchern verhauen wird.

Mit Oma wird alles zur Schatzsuche. Bei ihr werden Parkplätze zu Zauberbergen und zusammengerollte Handtücher zu Drachen, die es zu überlisten gilt. Und immer ist Elsa die Heldin.

Aber so hat Elsa Oma noch nie gesehen. Alles, was Oma sagt, klingt immer, als sei es halb im Spaß gemeint, aber jetzt ist es anders.

Oma beugt sich vor.

»Der, der den Schlüssel bekommt, wird wissen, was damit zu tun ist. Du musst das Schloss beschützen, Elsa.«

Oma nennt das Haus, in dem sie wohnen, immer »das Schloss«. Elsa dachte immer, dass sie das nur deshalb tut, weil sie ein bisschen verrückt ist. Aber jetzt kommen ihr Zweifel.

»Beschütze das Schloss, Elsa. Und deine Familie. Und deine Freunde!«, wiederholt Oma energisch.

»Welche Freunde?«, fragt Elsa.

Oma schließt ihre Hände um Elsas Wangen und lächelt.

»Du wirst sie finden. Morgen schicke ich dich los auf eine Schatzsuche, und das wird ein phantastisches Märchen und ein großartiges Abenteuer. Und du musst mir versprechen, dass du mich dafür nicht hassen wirst.«

Beim Blinzeln brennt Elsas Auge.

»Warum sollte ich dich hassen?«

Oma streichelt über Elsas Augenlid.

»Es ist das Privileg der Großmütter, sich bei den Enkeln nie von der schlechtesten Seite zeigen zu müssen, Elsa. Es ist das Privileg der Großmütter, nie von dem Mistkerl erzählen zu müssen, der man war, bevor man Oma wurde.«

»Aber ich weiß doch ganz viel über deine schlechten Seiten!«, protestiert Elsa und schiebt gleich hinterher: »Zum Beispiel, dass du nicht kapierst, dass man ein iPhone nicht in einem Toaster trocknen kann!«

Sie hofft, dass sie Oma damit zum Lachen bringt. Aber das gelingt ihr nicht. Oma flüstert nur trübsinnig:

»Es wird ein großartiges Abenteuer werden und ein phantastisches Märchen. Aber ich bin schuld, dass am Ende ein Drache kommt, meine geliebte Ritterin.«

Elsa blinzelt zu ihr hinüber. Denn so was hat sie Oma noch nie sagen hören. Sie sagt immer, es sei ihr »Verdienst«, dass am Ende der Märchen die Drachen kommen. Nie »ihre Schuld«. Oma sitzt zusammengesunken vor ihr, klein und gebrechlich. So wie Elsa sie noch nie gesehen hat. Keine Spur von Superheld.

Oma küsst sie auf die Stirn.

»Versprich mir, dass du mich nicht hassen wirst, wenn du erfährst, wer ich gewesen bin. Und versprich mir, auf das Schloss aufzupassen. Und auf deine Freunde.«

Elsa hat keinen Schimmer, was das alles zu bedeuten hat, doch sie verspricht es. Und dann drückt Oma sie länger als jemals zuvor.

»Gib den Brief den, der darauf wartet. Er wird ihn nicht haben wollen, aber sag ihm, er ist von mir. Sag, deine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid.«

Und dann wischt sie die Tränen von Elsas Wangen. Und Elsa merkt an, dass es richtigerweise heißt »*dem*, der wartet«, nicht »den«. Sie streiten ein bisschen darüber, so wie sie es immer tun. Und dann spielen sie Monopoly und essen Zimtschnecken und überlegen, wer in einem Kampf zwischen Harry Potter und Spider-Man wohl der Gewinner wäre. Voll lächerlich, diese Diskussion, findet Elsa. Aber Oma mag es, sich über so was zu unterhalten, denn sie ist zu unreif, um zu begreifen, dass Harry Potter gewinnen würde.

Na ja, Elsa mag Spider-Man auch. Das ist nicht der Punkt. Aber gegen Harry Potter? Komm schon. Natürlich würde Harry Potter gewinnen.

Oma holt noch mehr Zimtschnecken aus den großen Papiertüten unter ihrem Kopfkissen hervor. Nicht dass sie vor Elsas Mama auch die Zimtschnecken verstecken müsste, so wie sie das Bier vor ihr verstecken muss, aber sie versteckt gern beides zusammen, weil sie auch beides liebend gern zusammen vertilgt. Zimtschnecken mit Bier dazu sind Omas Lieblingsessen. Elsa erkennt den Namen auf den Tüten. Oma isst nur die Zimtschnecken von einer einzigen Bäckerei, weil sie der Ansicht ist, dass kein anderer es versteht, richtige Mirevas-Zimtschnecken zu backen. Die allerbesten Zimtschnecken werden nämlich in Mirevas hergestellt, und sie sind im Land-Fast-Noch-Wach das Nationalgericht. Das ist eigentlich schlecht, weil man das Nationalgericht nur am Nationalfeiertag essen darf. Aber das Gute ist, dass im Land-Fast-Noch-Wach jeder Tag Nationalfeiertag ist. »Das regelt sich schon, sagte die Alte, die in den Eimer schiss«, sagt Oma immer. Und Elsa hofft inständig, dass das nicht heißt, dass Oma den Eimer bei offener Tür benutzen möchte.

»Wirst du wirklich wieder gesund?«, fragt Elsa am Ende, so zaghaft und widerwillig, wie nur eine fast Achtjährige eine Frage stellen kann, bei der sie bereits weiß, dass sie die Antwort darauf nicht hören will.

»Aber klaro werde ich das!«, antwortet Oma bombensicher, obwohl sie Elsa wahrscheinlich ansieht, dass Elsa weiß, dass sie lügt.

»Versprich es!«, verlangt Elsa.

Und da beugt sich Oma zu ihr und flüstert ihr in ihrer Geheimsprache ins Ohr:

»Ich verspreche es, meine geliebte, geliebte Ritterin. Ich verspreche, dass es besser wird. Ich verspreche, dass alles gut wird.«

Denn das sagt Oma immer. Dass es besser wird. Dass alles gut wird.

»Aber ich glaube, dass dieser Spider-Man diesen Harry-Typen erledigen würde«, fügt Oma hinzu und ist sich der Provokation bewusst.

»Aber jetzt REISS dich mal zusammen, du sturer Dussel!!!«, schreit Elsa, weil sie genau weiß, dass Oma nur auf diese Reaktion gewartet hat.

Und dann grinst Oma. Und schließlich grinst Elsa auch. Obwohl sie wirklich meint, dass es irgendwo eine Grenze geben muss, und wenn es irgendwo eine Grenze gibt, dann ist es wirklich angebracht, dass sie ungefähr da verläuft, wo jemand behauptet, irgendwer könne Harry Potter erledigen. Findet jedenfalls Elsa. Aber dann essen sie wieder ihre Zimtschnecken. Und spielen Monopoly. Und das erschwert es schon ein bisschen, sauer zu sein.

Und die Sonne geht unter. Und alles wird still. Und Elsa liegt dicht an Oma geschmiegt bei ihr in dem schmalen Krankenhausbett. Und sie schließen die Augen nicht ganz, und die Wolkentiere holen sie, und so machen sie sich gemeinsam auf den Weg nach Miamas.

Und in einem Mietshaus auf der anderen Seite der Stadt erwachen alle ruckartig vor Schreck mitten in der Nacht davon, dass in einer Wohnung im ersten Stock ein Kampfhund plötzlich und ohne Vorwarnung angefangen hat zu heulen. Lauter und herzzerreißender als alles, was je einer von ihnen aus dem tiefsten Inneren eines Tiers gehört hat. Als ob er mit der Trauer und der Sehnsucht von zehntausend Märchenewigkeiten singen würde. Er heult stundenlang. Heult bis zum Morgengrauen.

Und als der Morgen den Weg in das Krankenzimmer findet, erwacht Elsa in Omas Arm. Doch Oma ist noch in Miamas.

5
Lilien

Eine Oma zu haben ist, als hätte man eine ganze Armee.

Es ist das größte Privileg eines Enkelkindes, zu wissen, dass jemand auf seiner Seite steht, einfach immer, ohne Kompromisse. Sogar, wenn es nicht recht hat. Eigentlich besonders dann.

Eine Oma ist ein Schwert und ein Schild, und ihre Liebe ist eine ganz besondere Liebe, was die Schlaumeier nicht kapieren. Wenn sie in der Schule sagen, Elsa sei anders, als sei das etwas Schlechtes, und wenn sie mit einem blauen Auge nach Hause kommt und der Rektor sagt, sie »müsse sich anpassen« und dass sie »die Reaktion der anderen Kinder provoziere«, dann steht Oma hinter ihr. Hält sie davon ab, sich zu entschuldigen. Hält sie auch davon ab zu denken, sie sei schuld. Oma sagt nie, dass Elsa »sich nichts anmerken lassen soll, damit die anderen es dann nicht mehr spannend finden, sie zu ärgern« oder dass sie »einfach weggehen soll«. Oma weiß es besser. Oma versteht einfach mehr. Oma ist eine, mit der man in den Krieg zieht.

Oma ist immer im Team Elsa.

Und jeden Abend gibt es eine Geschichte aus Miamas. Je einsamer Elsa in der richtigen Welt ist, desto größer wird ihre Armee im Land-Fast-Noch-Wach. Je härter die Handtuchschläge am Tage sind, desto phantastischer

werden die Abenteuer, in die sie bei Nacht zieht. In Miamas sagt niemand zu ihr, dass sie sich anpassen soll. Das ist auch der Grund, warum es auf Elsa nicht besonders viel Eindruck machte, als Papa sie das erste Mal in dieses Hotel nach Spanien mitnahm und erklärte, dort sei alles »all inclusive«. Denn wenn man eine Oma hat, ist das ganze Leben »all inclusive«.

Die Lehrer in der Schule meinen, Elsa habe »Konzentrationsprobleme«. Aber das stimmt nicht. Sie kann mehr oder weniger alle Harry-Potter-Bände auswendig aufsagen. Sie kann die Superkräfte aller X-Men genau benennen und weiß, welche von ihnen Spider-Man in einem Fight besiegen könnten und welche nicht. Und sie kann die Landkarte, die auf der ersten Seite in »Herr der Ringe« abgebildet ist, mit geschlossenen Augen fast korrekt nachzeichnen. Also, wenn nicht Oma neben ihr steht und am Papier zupft und stöhnt, dass das doch voll langweilig sei und dass sie lieber in Renault steigen und »irgendwas unternehmen« sollten. Oma ist ein unruhiger Geist. Aber sie hat Elsa alle Ecken von Miamas gezeigt und alle Ecken der anderen fünf Königreiche im Land-Fast-Noch-Wach. Sogar die Ruinen von Mibatalos, das am Ende des Krieges-Ohne-Ende von den Schatten in Schutt und Asche gelegt wurde. Elsa hat mit Oma auf den Klippen an der Küste gestanden, wo sich die neunundneunzig Schneeengel opferten, und aufs Meer geschaut, über das die Schatten eines Tages wieder zurückkehren werden. Und sie weiß alles über die Schatten, denn Oma sagt immer, man sollte seine Feinde besser kennen als sich selbst.

Am Anfang waren die Schatten Drachen, aber sie hatten so viel Böses und eine solche Finsternis in sich, dass sie zu etwas anderem wurden.

Zu etwas viel Gefährlicherem. Sie hassen die Menschen und ihre Märchen, sie haben diesen Hass so lange und intensiv verspürt, dass die innere Finsternis am Ende ihre Körper umschloss, bis man ihre Konturen

nicht mehr erkennen konnte. Deshalb sind sie auch so schwer zu besiegen, denn sie können durch Wände hindurch- oder in die Erde hineinverschwinden und woanders wieder zum Vorschein kommen. Sie sind grimmig und dürsten nach Blut, und wenn du von ihnen gebissen wirst, stirbst du nicht, sondern dich ereilt ein viel, viel schlimmeres Schicksal: Du verlierst deine Phantasie. Sie fließt aus deiner Wunde heraus und lässt dich grau und leer zurück. Mit den Jahren verwitterst du immer mehr, bis dein Körper nur noch eine leere Hülle ist. Bis niemand sich mehr an ein Märchen erinnern kann. Und ohne Märchen sterben Miamas und das ganze Land-Fast-Noch-Wach einen phantasielosen Tod. Den widerwärtigsten Tod überhaupt.

Aber Wolfsherz hat die Schatten im Krieg-Ohne-Ende besiegt. Er ist aus den Wäldern zurückgekommen, als die Märchen ihn am allermeisten brauchten, und er hat die Schatten zurück übers Meer getrieben. Aber eines Tages werden die Schatten zurückkommen, und vielleicht ist das der Grund, warum Oma ihr jetzt alle Geschichten erzählt, denkt Elsa. Um sie darauf vorzubereiten.

Die Lehrer haben also nicht recht. Elsa hat keine Schwierigkeiten mit ihrer Konzentration. Sie konzentriert sich einfach auf die richtigen Dinge.

Oma meint, dass Leute, die langsam denken, immer denen, die schnell denken, vorwerfen, sie hätten Konzentrationsprobleme. »Idioten kapieren einfach nicht, dass Nicht-Idioten mit einem Gedanken schon fertig und beim nächsten Gedanken angekommen sein können, bevor sie selbst so weit sind. Das ist der Grund, warum Idioten immer so ängstlich und aggressiv sind. Denn nichts jagt ihnen mehr Angst ein als ein pfiffiges Mädchen.«

Das sagt sie zu Elsa immer dann, wenn Elsa in der Schule einen besonders konzentrationskritischen Tag hatte. Dann legen sie sich in Omas

gigantisches Bett, unter all die Schwarzweißfotos, die an der Decke hängen, und kneifen die Augen so fest zusammen, dass die Menschen auf den Bildern anfangen zu tanzen. Elsa kennt sie nicht, Oma nennt sie einfach ihre »Stars«, denn wenn das Licht der Straßenlaternen durch die Jalousien fällt, glitzern sie wie ein Sternenhimmel. Da stehen Männer in Uniformen und andere in Arztkitteln und ein paar Männer, die fast gar nichts anhaben. Große Männer und lächelnde Männer und Männer mit Schnurrbart und kleine, kantige Männer mit Hut, und sie alle stehen neben Oma und sehen aus, als hätte die gerade einen schmutzigen Witz gerissen. Keiner von ihnen schaut in die Kamera, denn keiner von ihnen kann den Blick von Oma lassen.

Und Oma ist jung. Sie ist schön. Sie ist unsterblich. Sie steht an Wegschildern mit Buchstaben, die Elsa nicht lesen kann, und sie steht in der Wüste vor Zelten, zwischen Männern mit Gewehren in der Hand.

Und überall auf den Fotografien sind Kinder. Einige tragen einen Verband um den Kopf, andere liegen in Krankenbetten mit Schläuchen im Körper, und wieder andere haben nur einen Arm und da, wo der zweite Arm sein sollte, einen Stumpf. Aber ein Junge sieht völlig unversehrt aus. Er sieht aus, als könne er hundert Kilometer barfuß rennen. Er ist in Elsas Alter und hat so dickes und zerzaustes Haar, dass man darin einen Schlüssel verlieren könnte, und einen Blick, als hätte er soeben erfahren, wo sich ein Geheimversteck voller Feuerwerk und Eis befindet. Seine Augen sind groß und kugelrund und so schwarz, dass das Weiße drum herum aussieht wie Kreide auf einer Tafel. Elsa kennt ihn nicht, aber sie nennt ihn »Werwolfsjunge«, denn genau so sieht er ihrer Meinung nach aus.

Sie nimmt sich immer vor, Oma nach dem Werwolfsjungen zu fragen. Aber immer, wenn es ihr einfällt, fallen ihre Augenlider ein bisschen mehr als fast zu, und im nächsten Augenblick sitzen sie jeder auf dem Rücken

eines Wolkentieres und schweben hinüber ins Land-Fast-Noch-Wach und landen vor den Toren von Miamas. Und dann beschließt Elsa, dass sie Oma morgen fragen wird.

Und an einem Morgen gibt es kein morgen mehr.

Jetzt sitzt Elsa auf der Bank draußen vor dem großen Fenster. Sie friert so sehr, dass ihre Zähne anfangen zu klappern. Ihre Mama spricht drinnen mit einer Frau, die wie ein Wal klingt. Jedenfalls klingt sie so, wie Elsa meint, dass ein Wal klingen würde. Nicht gerade leicht zu wissen natürlich, wenn man noch nie einem richtigen Wal begegnet ist, aber sie klingt so, wie Omas Plattenspieler klang, nachdem Oma versucht hatte, einen Roboter zu bauen. Es war nicht ganz klar, was für einen Roboter Oma sich vorgestellt hatte, aber wie auch immer, es hatte nicht besonders gut funktioniert. Und danach klang der Plattenspieler wie ein Wal, wenn man Platten auflegte. An diesem Nachmittag lernte Elsa, was Schallplatten und CDs waren. Und kapierte auch, warum alte Leute immer so viel Zeit übrig zu haben schienen: weil sie ja dauernd mit dem Auflegen von diesem Zeug beschäftigt gewesen sein mussten, bevor es Spotify gab.

Sie zieht den Kragen ihrer Jacke und den Gryffindor-Schal dichter an ihr Kinn. Heute Nacht ist der erste Schnee gekommen. Irgendwie widerwillig. Als ob die ersten Schneeflocken laut geschimpft hätten, während sie auf den Asphalt fielen. Jetzt sind es schon so viele, dass man bald Schneeengel machen kann. Elsa liebt das.

In Miamas gibt es natürlich das ganze Jahr über Schneeengel. Sie sind wirklich nicht besonders nett, aber Oma hat an ihnen ständig etwas auszusetzen. Ziemlich arrogant seien sie und hielten sich für etwas Besseres und beschwerten sich pausenlos über das Personal, wenn sie in einem der

Gasthöfe äßen. »Immer im Stress und stinken nach Wein und so ein Scheiß«, wettert Oma. Aber Elsa findet es gar nicht so schlimm, wenn man meint, man sei etwas Besonderes, wenn man tatsächlich etwas Besonderes ist.

Sie streckt die Füße aus und fängt die Flocken mit ihren Schuhen. Sie hasst es, draußen auf Bänken zu sitzen und auf Mama zu warten, aber sie tut es trotzdem, denn das Einzige, was Elsa noch mehr hasst, ist es, auf Stühlen drinnen zu sitzen und auf Mama zu warten.

Sie will nach Hause. Mit Oma. Denn es fühlt sich an, als würde das ganze Haus Oma vermissen. Gar nicht mal die Menschen, die in ihm wohnen, sondern das Gebäude selbst. Es knarrt und quietscht in den Wänden. Nur der Freund hat in seiner Wohnung schon zwei ganze Nächte ununterbrochen gejault. Britt-Marie hat Kent gezwungen, an der Tür des Freundes zu klingeln, aber niemand hat geöffnet. Der Freund hat nur so laut gebellt, dass Kent wie gegen eine Wand gelaufen ist. Also hat Britt-Marie die Polizei verständigt. Sie hat schon seit langem einen Hass auf den Freund. Vor ein paar Monaten ist sie mit einer Unterschriftenliste durchs ganze Haus marschiert, um die Zustimmung der anderen Mieter einzuholen und die Liste dann an den Hausbesitzer zu schicken und zu verlangen, dass »dieser scheußliche Kampfhund« hinausgeworfen wird.

»In einer Eigentümergemeinschaft können wir keine Kampfhunde tolerieren. Das ist eine Frage der Sicherheit! Der stellt eine Gefahr für die Kinder dar, und wir müssen an die Kinder denken!«, erklärte Britt-Marie allen, so wie Menschen, die ans Wohl der Kinder denken, es gern tun. Obwohl die einzigen Kinder im Haus Elsa und der Junge mit Syndrom sind, und Elsa ist sich ziemlich sicher, dass Britt-Marie sich nicht so schrecklich große Sorgen um Elsas Sicherheit macht.

Der Junge mit Syndrom wohnt in der Wohnung genau gegenüber von der Wohnung, in der der scheußliche Kampfhund lebt, aber seine Mama hat Britt-Marie gegenüber unbekümmert behauptet, sie glaube, dass der Kampfhund den Jungen nerviger finde als umgekehrt. Oma konnte kaum aufhören zu lachen, als sie das Elsa erzählte, aber Elsa lachte nicht, weil sie Angst hatte, dass nun Britt-Marie auf die Idee kommen könnte, mit einer Liste durchs Haus zu laufen und vorzuschlagen, Kinder zu verbieten. Bei Britt-Marie konnte man sich nie wirklich sicher sein.

Lennart und Maud waren die Einzigen, die ihren Namen auf die Liste setzten, nicht weil sie wirklich etwas gegen Kampfhunde hätten, sondern weil sie Menschen sind, die nicht gut nein sagen können, im Allgemeinen schon nicht und Britt-Marie gegenüber noch viel weniger. Als Oma die Liste mit ihren Namen sah, ging sie hinunter und fragte, wie sie einen Aufruf unterschreiben könnten, in dem Hunde im Haus verboten werden sollten, wo sie selbst doch Samantha hätten. Lennart und Maud machten beide ein erstauntes Gesicht. »Es geht doch um Hunde, nicht um Samantha«, sagte Lennart zaghaft. Maud nickte vorsichtig und fügte erklärend hinzu: »Samantha ist doch ein Bichon Frisé.«

Oma tat sich schwer, diese Geschichte zu erzählen, ohne Lennart und Maud in einer Art und Weise darzustellen, dass Elsa darauf hinweisen musste, dass man so was nicht sagt, weil das eigentlich »psychosoziale Störung« heißt. Und da brummte Oma etwas wie, »dass heute alles so verdammt politisch korrekt« sein müsse, und zündete sich eine Zigarette an.

Jedenfalls erklärte Britt-Marie Oma mit einem betont freundlichen Lächeln, dass es schließlich darum gehe, dass Samantha »kein so scheußlicher Kampfhund sei!«, und da dachte Elsa, dass man das gar nicht so genau wissen konnte, denn auch wenn Samantha äußerlich fröhlich

wirkt, könnte sie dennoch in ihrem Inneren Kämpfe ausfechten. Aber das sagte sie nicht laut. Denn bei Britt-Marie wusste man nie.

Elsa springt von der Bank herunter und fängt an, durch den Schnee zu laufen, um ihre Füße wieder aufzuwärmen. Neben dem großen Fenster, wo die Walfrau arbeitet, befindet sich ein kleines Lebensmittelgeschäft. Davor steht ein Schild. *HACK FLEISCH 49,90*. Elsa versucht, sich zu beherrschen, denn Mama sagt immer, sie solle versuchen, sich zu beherrschen. Aber schließlich holt sie doch ihren roten Filzstift aus der Jackentasche und zeichnet einen schönen geraden Bindestrich zwischen *HACK* und *FLEISCH*.

Sie betrachtet das Ergebnis und nickt erleichtert. Steckt den Filzstift zurück in die Jackentasche und setzt sich wieder auf die Bank. Lehnt den Kopf nach hinten, schließt die Augen und spürt, wie die Schneeflocken mit kalten Füßen voraus in ihrem Gesicht landen. Als ihre Nasenlöcher den Geruch von Zigarettenrauch wahrnehmen, glaubt sie erst noch, sie bilde sich das nur ein. Anfangs ist es noch ein ganz wunderbares Gefühl, diesen stickigen Geruch wieder bis in die Mundhöhle zu spüren, und ohne dass Elsa richtig versteht, warum, fühlt sie sich mit einem Mal geborgen und warm.

Aber dann spürt sie etwas ganz anderes. Etwas, was hinter ihren Rippen pocht. Wie eine Art Warnsignal.

Der Mann steht ein Stückchen von ihr entfernt. Im Schatten eines der Hochhäuser. Sie kann ihn nicht richtig erkennen, sieht nur das rote Auge seiner Zigarette zwischen seinen Fingern. Er ist sehr schmal. Als hätte er gar keine Konturen. Er steht da, halb von ihr abgewandt, als ob er sie nicht einmal gesehen hätte.

Und Elsa hat keine Ahnung, warum sie es mit der Angst zu tun bekommt, aber sie ertappt sich dabei, wie sie die Bank nach einer Waffe abtastet. Das ist sehr sonderbar, denn in der echten Welt tut sie so etwas nie. In der echten Welt ist ihr erster Impuls immer wegzulaufen, nur in Miamas streckt sie sich wie alle anderen Ritter auch nach ihrem Schwert, wenn Gefahr lauert. Aber hier gibt es keine Schwerter.

Als sie wieder aufsieht, steht der Mann noch immer von ihr abgewandt, aber sie könnte schwören, dass er näher gekommen ist. Und er steht noch immer im Schatten, obwohl er sich vom Hochhaus entfernt hat. Als ob der Schatten gar nicht von dem Hochhaus käme, sondern von dem Mann selbst. Elsa blinzelt, und als sie die Augen wieder öffnet, glaubt sie nicht mehr, dass der Mann näher gekommen ist.

Jetzt weiß sie es.

Sie rutscht von der Bank herunter, geht rückwärts zu dem großen Fenster, tastet nach dem Griff an der Tür. Stolpert durch die Öffnung hinein. Steht jetzt drinnen und atmet mit krampfartig unterdrücktem Keuchen. Erst als die Tür hinter ihr mit einem kleinen, freundlichen Laut ins Schloss fällt, begreift sie, warum sie sich mit dem Duft von den Zigaretten so wohl gefühlt hat. Der Mann raucht die gleiche Sorte Tabak wie Oma. Elsa würde ihn überall wiedererkennen. Oma lässt sich nämlich von Elsa immer beim Zigarettendrehen helfen, denn Oma sagt, Elsa habe »so schmale Finger, und die eignen sich perfekt für diese kleinen Mistbiester«.

Als sie aus dem Fenster schaut, weiß sie nicht mehr, wo Schatten sind und wo nicht. In der einen Sekunde bildet sie sich ein, dass der Mann auf der anderen Seite der Straße noch dasteht, und in der nächsten meint sie, ihn nie wirklich gesehen zu haben.

Wie ein verschrecktes Tier zuckt sie zusammen, als Mamas Hände über ihre Schultern streicheln. Mit aufgerissenen Augen dreht sie sich um, dann geben ihre Beine nach. In Mamas Arm verlangsamt die Müdigkeit alle ihre Sinneswahrnehmungen. Elsa hat zwei Tage lang kein Auge zugetan. Mamas strammer Bauch ist so groß, dass sie darauf Teetassen balancieren könnte. George sagt immer, dass die Natur es extra so eingerichtet habe, damit eine schwangere Frau auch mal Pause macht.

»Jetzt fahren wir nach Hause«, flüstert Mama ihr sanft ins Ohr.

Elsa starrt sie an, bis die Müdigkeit verschwunden ist, und macht sich frei von Mamas Händen.

»Erst will ich mit Oma sprechen!«

Mama sieht völlig schachmatt aus. Elsa weiß das, denn das ist ein Wort aus der Wörterdose. Zu den Wörterdosenwörtern kommen wir später. Eins nach dem anderen.

»Das ist … Liebling … ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist«, flüstert Mama.

Aber Elsa ist schon an der Empfangstheke vorbeigerannt und in den nächsten Raum gelaufen. Sie nimmt die Stimme der Walfrau wahr, wie sie ihr hinterherruft, aber dann hört sie Mama, die beherrscht darum bittet, Elsa hineinzulassen.

Oma wartet mitten im Zimmer auf sie. Es riecht nach Lilien, das sind Mamas Lieblingsblumen. Oma hat keine Lieblingsblumen, denn Pflanzen halten in Omas Wohnung nie länger als einen Tag – und in einem eher ungewöhnlichen Anfall von Einsicht und möglicherweise durch die enthusiastische Bestätigung von ihrem Lieblingsenkelkind hat Oma sich entschieden, dass es der Natur gegenüber ziemlich unfair wäre, wenn man dann auch noch Lieblingsblumen hätte.

Elsa bleibt ein wenig entfernt stehen, die Hände eingeschnappt in den Jackentaschen vergraben. Stampft absichtlich mit den Schuhen, dass der Schnee abfällt.

»Ich will bei dieser Schatzsuche nicht mitmachen, sie ist bescheuert!«

Oma antwortet nicht. Sie antwortet nie, wenn sie weiß, dass Elsa recht hat. Elsa stampft noch mehr Schnee von ihren Schuhen auf den Boden.

»DU bist bescheuert«, schimpft sie.

Oma antwortet auch darauf nicht. Elsa setzt sich auf den Stuhl neben Oma und hält ihr den Brief hin.

»Diesen bescheuerten Brief kannst du selbst abliefern«, flüstert sie.

Zwei Tage sind vergangen, seit der Freund angefangen hat zu jaulen. Zwei Tage, seit Elsa zuletzt im Land-Fast-Noch-Wach und im Königreich Miamas war. Keiner sagt ihr, was wirklich Sache ist. Alle Erwachsenen versuchen, es so zu verpacken, dass es nicht gefährlich oder schrecklich oder unheimlich klingt. Als ob Oma gar nicht krank gewesen wäre. Als ob alles nur ein Unfall gewesen wäre. Aber Elsa weiß, dass sie lügen, denn Elsas Oma gerät nicht in Unfälle. Unfälle geraten an Oma.

Und Elsa weiß, was Krebs bedeutet. Das steht auf Wikipedia.

Sie stößt gegen die Sargkante und wartet auf eine Reaktion. Weil sie tief im Innern noch immer glaubt, dass das nur wieder eine Situation ist, in der Oma sie reinlegen will. Wie damals mit dem Schneemann in den echten Kleidern unter dem Balkon, als Britt-Marie so außer sich vor Wut war, als ihr klar wurde, dass es sich um einen Streich handelte, dass sie die Polizei verständigte. Und am nächsten Morgen sah Britt-Marie aus dem Fenster und entdeckte genau den gleichen Schneemann wieder, und da wurde Britt-Marie »fuchsteufelswild«, wie Oma es nannte, und rannte mit einer

Schneeschippe hinaus. Und da sprang der Schneemann plötzlich vor ihr auf und schrie: »WAAAAAAAAH!!!«

Oma hat hinterher erzählt, dass sie mehrere Stunden da im Schnee gelegen und auf Britt-Marie gewartet hätte. Währenddessen hätten mindestens zwei Katzen auf sie gepieselt. »Aber das war es wert!«, meinte Oma aufgekratzt.

Britt-Marie rief natürlich noch mal die Polizei, aber die sagten, dass es sich nicht um ein Verbrechen handele, wenn man jemanden erschrecke. Britt-Marie war ganz anderer Meinung. Sie nannte Oma einen »Hooligan«.

Elsa vermisst das.

Doch dieses Mal steht Oma nicht mehr auf. Elsa haut mit den Fäusten auf den Sarg, aber Oma gibt keine Antwort, und Elsa haut immer fester und fester auf das Holz, als könnte sie damit alles vertreiben, was falsch ist. Alles vertreiben, was kaputt ist. Schließlich rutscht sie von ihrem Stuhl, sinkt auf die Knie auf den Boden und flüstert:

»Weißt du, dass die alle lügen und sagen, du wärst ›fortgegangen‹? Dass wir dich ›verloren‹ haben? Kein Mensch sagt ›tot‹.«

Elsa bohrt sich die Fingernägel in die Handflächen und zittert am ganzen Körper.

»Ich weiß nicht, wie man nach Miamas kommt, wenn du tot bist …«

Oma gibt keine Antwort. Elsa legt die Stirn an die Seite des Sargs. Spürt das kalte Holz an ihrer Haut und die warmen Tränen auf ihren Lippen. Dann Mamas weiche Hände in ihrem Nacken, und da dreht sie sich um, schlingt ihre Arme um Mamas Hals und lässt sich hinaustragen. Bloß fort.

Als sie die Augen wieder aufschlägt, sitzt sie in Kia, Mamas Auto. Mama steht draußen im Schnee und telefoniert mit George. Elsa weiß, dass sie

nicht will, dass Elsa das Gespräch mithört, denn sie reden über die Beerdigung. Sie ist ja nicht auf den Kopf gefallen.

Sie hält noch immer Omas Brief in der Hand. Sie weiß, dass man Briefe an andere Leute nicht lesen darf, aber sie hat ihn in den letzten zwei Tagen wohl hundert Mal gelesen. Oma wusste natürlich, dass sie das tun würde, und deshalb hat sie den ganzen Brief in Buchstaben geschrieben, die Elsa nicht lesen kann. In den Buchstaben, die auf den Wegschildern auf den Fotos stehen.

Verletzt starrt Elsa sie an. Oma hat immer gesagt, dass sie und Elsa niemals Geheimnisse voreinander haben sollten, nur Geheimnisse miteinander. Wegen dieser Lüge ist Elsa unglaublich wütend auf Oma, denn jetzt hockt Elsa hier mit dem größten Geheimnis von allen und kann kein bisschen davon entziffern. Und sie weiß, wenn sie jetzt mit Oma Streit anfängt, dann wird das ein persönlicher Muffelrekord, den sie nie mehr brechen können.

Die Tinte scheint über das Papier zu rinnen, als sie hinunterblinzelt. Obwohl es Buchstaben sind, die Elsa nicht lesen kann, ist offensichtlich, dass Oma sich auch verschrieben hat, so als hätte sie die Buchstaben nur so im Vorbeigehen aus sich herausgeschleudert, während sie mit dem Kopf schon ganz woanders war. Es ist nicht so, dass Oma keine Rechtschreibung kann, es ist eher so, dass Oma so schnell denkt, dass die Buchstaben einfach nicht mitkommen. Und im Gegensatz zu Elsa sieht Oma überhaupt nicht ein, was daran wichtig sein soll, die Dinge richtig zu schreiben. »Du verstehst doch trotzdem, was ich meine, verdammt nochmal!«, schimpft sie jedes Mal, wenn sie Elsa während des Mittagessens mit Mama und George heimlich Zettel zusteckt und Elsa mit ihrem roten Stift Bindestriche setzt, wo sie hingehören. Das gehört zu den wenigen Dingen, über die sich Oma und Elsa wirklich in die Haare kriegen, denn Elsa findet, dass Buchstaben

mehr sind als nur ein Medium, um Nachrichten zu schicken. Sie sind wichtiger.

Ach nein, in die Haare *kriegten*. Sie *kriegten* sich darüber immer in die Haare.

Es gibt wirklich nur ein einziges Wort in dem ganzen Brief, das Elsa lesen kann. Nur ein einziges, das mit normalen Buchstaben geschrieben ist, offenbar ganz zufällig mitten in den Text katapultiert. Wirklich so versteckt, dass sogar Elsa es die ersten Male überlesen hat.

Sie liest es wieder und wieder, bis sie es durch das Blinzeln nicht mehr erkennen kann. Bohrt die Fingernägel immer tiefer in die Handflächen. Sie ist enttäuscht und böse und hat tausendfach Grund dafür und vermutlich noch tausendmal mehr, weil sie gar nicht auf einen Schlag auf alles kommen kann. Denn sie weiß, dass das kein Zufall ist. Oma hat das Wort mit Absicht genau da hingeschrieben, damit Elsa es findet.

Der Name auf dem Umschlag ist derselbe Name, der am Briefkasten des Monsters steht. Und das Einzige, was Elsa in dem Brief an ihn lesen kann, ist »Miamas«.

Oma hat Schatzsuchen immer geliebt.

6
Putzmittel

Sie hat drei Kratzwunden an der Wange. Wie von Krallen. Elsa weiß, dass sie fragen werden, wie das alles angefangen hat. Sie ist gerannt, so hat es angefangen. Sie ist gut im Rennen. Man wird gut im Rennen, wenn sie oft hinter einem her sind.

Heute Morgen hat sie Mama angelogen und erzählt, die Schule würde heute eine Stunde früher beginnen. Und als Mama das nicht gleich geglaubt hat, hat Elsa die Rabenmutter-Karte gezogen. Die Rabenmutter-Karte ist wie Renault. Nicht gerade schön, aber sie funktioniert erstaunlich gut. »Ich habe dir mindestens hundertmal gesagt, dass ich montags jetzt früher los muss! Ich hab es dir sogar auf einen Zettel geschrieben, aber du hörst mir ja gar nicht mehr zu!«, hat Elsa gekeift, ohne Mama überhaupt anzusehen. Und da hat Mama aufgehört, misstrauisch zu sein, hat etwas von »Schwangerenhirn« gemurmelt und ganz beschämt ausgesehen. So kann man Mama am leichtesten aus dem Gleichgewicht bringen: wenn man es schafft, ihr einzureden, sie habe nur für einen Moment die Kontrolle verloren.

Es gab nur zwei Menschen auf der ganzen Welt, die wussten, wie man Mama dazu bringt, die Kontrolle zu verlieren. Und jetzt gibt es nur noch einen. Das ist ziemlich viel Macht für jemanden, der fast acht ist.

Elsa ist von der Schule mit dem Bus direkt wieder nach Hause gefahren. Sie hat im Laden vier Tüten Daim-Riegel gekauft. Das Haus lag dunkel und

still da, wie nur Omas Haus ohne Oma sein kann, als ob es sie auch vermisste. Elsa hat sich gut versteckt, damit Britt-Marie, die auf dem Weg zum Wertstoffraum war, ohne Müll dabeizuhaben, sie nicht sah. Als Britt-Marie den Inhalt der Tonnen kontrolliert und den Mund verzogen hatte, so wie sie es tut, wenn ihr etwas auffällt, dass sie unbedingt bei der nächsten Mieterversammlung ansprechen muss, verschwand sie auf der Straße in Richtung Lebensmittelladen, um sich im Lebensmittelladen ein bisschen umzuschauen und den Mund zu verziehen. Elsa schlich durch die Eingangstür und lief die ersten Treppenstufen hinauf. Da stand sie nun, über zwanzig Minuten lang, den Brief in der Hand, und zitterte vor Angst und vor Wut. Die Wut galt Oma. Die Angst dem Monster. Und so fing es an.

Kurz danach rannte sie so schnell, dass sich ihre Fußsohlen anfühlten, als würden sie beim Auftreten von heißem Sand verbrannt. Und jetzt sitzt sie in einem kleinen Zimmer, mit leuchtend roten Kratzspuren auf der Wange, die aussehen, als seien sie von Krallen, und wartet auf Mama, und sie weiß, dass sie danach fragen werden, wie alles angefangen hat. Elsa hasst Montage, denn genau so hat es angefangen. Damit, dass Montag war.

Sie gibt dem Globus, der auf dem Schreibtisch steht, einen Schubs. Der Rektor sieht sie ärgerlich an. Also tut sie es immer wieder. »Könntest du dir vorstellen, das bitte sein zu lassen, Elsa«, sagt der Rektor ohne Fragezeichen am Ende des Satzes.

»Ist nicht verboten«, erklärt Elsa.

Der Rektor atmet grimmig durch die Nasenlöcher. Zeigt auf die Wunden an ihrer Wange.

»Und? Kannst du mir mal erzählen, wie das passiert ist?«

Sie würdigt ihn keiner Antwort.

Aber das war schon raffiniert von Oma. Das muss Elsa zugeben. Sie ist zwar noch immer voll sauer wegen dieser idiotischen Schatzsuche, aber es war cool von Oma, dass sie mit normalen Buchstaben »Miamas« in den Brief geschrieben hat. Denn Elsa hat dort im Treppenhaus gestanden und mindestens hundert Ewigkeiten lang Mut gefasst, bevor sie an der Tür geklingelt hat. Und wenn Oma nicht gewusst hätte, dass Elsa den Brief lesen würde, obwohl man Briefe an andere Leute nicht lesen darf, und wenn sie nicht »Miamas« mit normalen Buchstaben geschrieben hätte, dann hätte Elsa den Umschlag einfach in den Briefkasten des Monsters geworfen und wäre abgehauen. Aber so blieb sie stehen und klingelte, denn sie wollte von dem Monster ein paar Antworten auf ihre Fragen.

Denn Miamas gehört Elsa und Oma. Nur ihnen. Elsas Wut darüber, dass Oma auch noch einen anderen verdammten Blödmann dahin mitgenommen hat, war größer als die Angst vor einem Monster. Na gut, nicht *viel* größer als die Angst vor dem Monster, vielleicht. Aber groß genug.

Der Freund jaulte noch immer in der Wohnung nebenan, aber es passierte gar nichts, als sie an der Wohnungstür des Monsters klingelte. Sie klingelte noch einmal und klopfte so fest an die Tür, dass das Holz knirschte, und schließlich schielte sie durch den Briefschlitz, aber drinnen war alles dunkel. Nicht eine Bewegung. Nicht ein Atemzug. Das Einzige, was ihr entgegenschlug, war ein stechender Geruch nach Putzmittel. So eins, dessen Dampf die Schleimhäute hinaufwandert und von innen in die Augäpfel tritt, sobald du einatmest.

Aber kein Monster. Nicht mal ein ganz kleines.

Also nahm Elsa den Rucksack vom Rücken und holte die vier Daim-Tüten heraus. Packte alle Riegel einzeln aus dem Papier und warf sie durch den Briefschlitz des Freundes. Für einen winzig kleinen Moment stockte das Heulen von drinnen. Elsa hat sich überlegt, ihn »das Wesen« zu nennen,

bis sie herausgefunden hat, was er wirklich ist, denn egal, was Britt-Marie sagt, ist sich Elsa eigentlich ziemlich sicher, dass es sich auf keinen Fall um einen Hund handeln kann. Kein Hund ist so riesengroß.

»Du musst aufhören zu jaulen, Britt-Marie wird die Polizei verständigen, und die Polizisten kommen dann her und bringen dich um«, flüsterte sie in den Briefschlitz hinein.

Sie wusste nicht, ob das Wesen verstand, was sie sagte. Aber immerhin war es ruhig und fraß die Schokolade. So wie es alle vernunftbegabten Wesen tun würden, wenn sie Daim-Riegel geschenkt kriegen.

»Wenn du das Monster siehst, sag ihm, ich habe Post«, bat Elsa.

Das Wesen gab keine Antwort, aber Elsa konnte die warme Luft spüren, wenn es ausatmete und an der Tür schnüffelte.

»Sag ihm, meine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid«, flüsterte sie.

Und dann stopfte sie den Brief zurück in den Rucksack und stieg wieder in den Bus zur Schule. Und als sie aus dem Busfenster schaute, war ihr, als sehe sie ihn wieder. Den dünnen Mann, der gestern vor dem Bestattungsinstitut gestanden hatte, während Mama sich mit dem Wal unterhielt. Jetzt stand er im Dunkeln an den Häusern, drüben auf der anderen Straßenseite. Hinter dem Zigarettenrauch konnte sie sein Gesicht nicht sehen, aber instinktiv schoss ihr wieder das kalte Grausen durch die Brust.

Und dann war er fort.

Elsa denkt, dass es vielleicht daran gelegen hat, dass sie sich nicht unsichtbar machen konnte, als sie zur Schule kam. Unsichtbar sein ist eine Superkraft, die man üben kann, und Elsa hat wirklich voll viel geübt, aber es funktioniert einfach nicht, wenn man wütend ist oder Angst hat. Auf Elsa traf beides zu, als sie zur Schule kam. Sie hatte Angst vor Männern, die aus

dem Dunkeln auftauchen, ohne dass sie weiß, warum, und sie war wütend auf Oma, weil sie an das Monster einen Brief schickt. Und auf das Monster war sie wütend und hatte gleichzeitig Angst vor ihm, denn normale Monster, die nur ein bisschen gute Kinderstube haben, wohnen in schwarzen Höhlen versteckt oder ganz tief unten in eiskalten Seen. Normale furchterregende Monster wohnen wirklich nicht in Wohnungen. Normale furchterregende Monster bekommen wirklich keine Post.

Und außerdem hat Elsa einen Hass auf Montage. Montags ist es in der Schule immer am schlimmsten, denn dann haben die, die hinter ihr her sind, das ganze Wochenende lang warten müssen, bis sie wieder auf jemanden losgehen können. Die Zettel in ihrem Fach sind montags immer am schlimmsten. Und auch das kann ein Grund dafür sein, dass das mit dem Unsichtbar-Sein nicht funktioniert hat. Montags funktioniert es immer schlecht.

Elsa gibt dem Globus des Rektors noch einmal einen Schubs. Dann hört sie, dass hinter ihr die Tür aufgeht. Der Rektor schaut erleichtert auf und erhebt sich.

»Hallo! Entschuldigen Sie die Verspätung! Der Verkehr!«, keucht Elsas Mama, und Elsa spürt Mamas Finger, wie sie ihr fürsorglich ganz leicht über den Nacken fahren.

Elsa dreht sich nicht um. Sie spürt auch Mamas Handy leicht über ihren Nacken fahren, denn Mama hat es ständig in der Hand. Als wäre sie ein Cyborg und das Handy ein Körperteil.

Elsa fingert nun demonstrativ am Globus herum. Der Rektor nimmt wieder auf seinem Stuhl Platz, beugt sich vor und versucht diskret, den Globus außer Reichweite von Elsa zu schieben. Hoffnungsvoll wendet er sich Mama zu.

»So, nun warten wir wohl noch auf Elsas Vater, oder?«

Der Rektor hätte es gern, wenn Elsas Papa bei solchen Terminen anwesend wäre, denn er scheint zu glauben, dass man mit Vätern grundsätzlich besser reden kann. Mama sieht man an, dass sie von der Frage nicht gerade begeistert ist.

»Elsas Vater ist verreist und kommt leider erst morgen wieder zurück«, antwortet sie beherrscht.

Der Rektor macht ein enttäuschtes Gesicht.

»Ja, also es ist natürlich keinesfalls meine Absicht, hier irgendeine Art von Panik zu verbreiten. Bei Ihnen schon gar nicht, in Ihrem Zustand …«

Er schaut auf Mamas Bauch und nickt. Mama sieht aus, als müsse sie sich sehr beherrschen, nicht sofort zu fragen, was er damit sagen will. Der Rektor räuspert sich und schiebt den Globus gleich noch ein bisschen weiter von Elsas ausgestreckten Fingerspitzen weg. Er blickt drein, als wolle er Mama ermahnen, an ihr ungeborenes Kind zu denken. Die Leute tun das oft, wenn sie Angst haben, dass sie sich aufregt. »Denk an das Kind.« Früher meinten sie Elsa, wenn sie das sagten. Jetzt meinen sie das Halbe.

Elsa streckt das Bein aus und tritt gegen den Papierkorb. Sie hört Mama und den Rektor reden, doch hört nicht zu. Inständig hofft sie, dass Oma in der nächsten Sekunde mit geballten Fäusten hereinstürmt, als sei sie auf dem Weg zu einem Boxkampf, wie in einem alten Film. Letztes Mal, als Elsa zum Rektor gerufen wurde, hatte man nur Mama und Papa verständigt, doch Oma kam trotzdem. Denn Oma war niemand, den man erst anrufen musste.

Damals saß Elsa auch dort und spielte am Globus des Rektors herum. Der Junge, der ihr das blaue Auge verpasst hatte, war auch da, mit seinen Eltern. Der Rektor wandte sich an Elsas Papa und sagte: »Na ja, Sie wissen ja, das ist ja eigentlich nur ein typischer Dummer-Jungen-Streich, das Ganze …« Und dann brachte er eine ziemlich lange Zeit damit zu, Elsas

Oma zu erklären, was denn dann ein »typischer Dummer-Mädchen-Streich« sei, denn das wollte Oma wirklich gern wissen.

Der Rektor versuchte, Oma zu beruhigen, indem er den Jungen, der Elsa das blaue Auge geschlagen hatte, ermahnte, es sei »wirklich feige von ihm, Mädchen zu hauen«, aber Oma beruhigte sich nicht im Geringsten. »Das ist doch verdammt nochmal nicht feige, Mädchen zu hauen!«, hatte sie den Rektor angeschrien, »das Kind ist doch nicht blöd, weil es ein MÄDCHEN schlägt! Es ist blöd, weil es SCHLÄGT!« Und da regte sich der Vater des Jungen schrecklich auf und begann, Oma zu beschimpfen, weil sie seinen Sohn blöd genannt hatte, und darauf antwortete Oma, dass sie nun nach Hause gehen und Elsa beibringen würde, wie man »Jungs in den Stromkasten« trete, dann würden die schon merken, »wie cool es ist, Mädchen zu schlagen!«. Und da forderte der Rektor die beiden auf, sich etwas zu beherrschen. Und dann taten sie das für eine Weile. Aber dann wollte der Rektor, dass der Junge und Elsa sich die Hand gaben und sich gegenseitig um Verzeihung baten, und da sprang Oma vom Stuhl auf und fragte: »Wofür zum Teufel soll Elsa sich entschuldigen!?« Und da meinte der Rektor, dass Elsa auch eine Teilschuld treffe, weil sie den Jungen ja schließlich »provoziert« habe, und deshalb müsse man doch einsehen, dass es dem Jungen »sehr schwergefallen sei, sich zu beherrschen«. Und an der Stelle unternahm Oma einen Versuch, den Globus auf den Rektor zu schmeißen, doch in letzter Sekunde bekam Mama noch Omas Arm zu fassen, so dass der Globus nicht den Rektor traf, sondern seinen Computer, und den Bildschirm zerbrach. »ICH WURDE PROVOZIERT, ALSO KONNTE ICH MICH NICHT BEHERRSCHEN!«, rief Oma dem Rektor hinterher, als Mama sie aus dem Zimmer schleifte.

Mit Oma hatte man es nicht leicht, wenn man sie provozierte. So könnte man es ausdrücken.

Und das ist der Grund, warum Elsa immer alle Zettel, die ihr ins Fach gelegt werden, zerreißt. Die Zettel, auf denen steht, dass sie hässlich ist. Dass sie eklig ist. Dass sie sie töten werden. Elsa zerfetzt sie in so kleine Schnipsel, dass sie kaum noch sichtbar sind und verteilt sie auf die Mülleimer der ganzen Schule. Das ist eine Tat der Barmherzigkeit, denn Oma darf sie niemals zu Gesicht bekommen. Es ist eine Tat der Barmherzigkeit den Zettelschreibern gegenüber, denn Oma hätte sie totgeschlagen, wenn sie das gewusst hätte.

Elsa richtet sich halb auf dem Stuhl auf, beugt sich rasch über den Schreibtisch und gibt dem Globus erneut einen Schubs. Der Rektor macht ein verzweifeltes Gesicht. Zufrieden lässt sich Elsa zurück auf den Stuhl fallen.

»Aber um Gottes willen, Elsa! Was ist mit deiner Wange passiert!«, ruft Mama mit Ausrufezeichen am Ende, als sie die drei roten Wunden sieht.

Elsa zuckt mit den Schultern und gibt keine Antwort. Mama dreht sich zum Rektor um. Ihre Augen brennen.

»Was ist mit ihrer Wange passiert!?«

Der Rektor richtet sich auf.

»Na ja. Jetzt sollten wir ein bisschen vernünftig sein. Denken Sie, ja, also, denken Sie bitte an das Kind.«

Er zeigt nicht auf Elsa, als er das sagt, er zeigt auf Mama. Elsa streckt das Bein wieder vor und tritt noch einmal gegen den Papierkorb. Mama holt ganz tief Luft und schließt die Augen. Dann schiebt sie sehr beherrscht den Papierkorb näher zum Schreibtisch. Elsa sieht sie verstört an, lässt sich auf dem Stuhl nun so weit sinken, dass sie sich an den Armlehnen festhalten muss, um nicht herunterzurutschen, und streckt das Bein so weit aus, dass ihr Zeh fast, nur fast an die Papierkorbkante reicht. Mama seufzt. Elsa

seufzt lauter. Der Rektor betrachtet die beiden und sieht dann auf seinen Globus auf dem Schreibtisch. Zieht ihn näher zu sich heran.

»Jaaa …«, beginnt er schließlich und lächelt Mama halbherzig an.

»Es war für unsere ganze Familie eine sehr anstrengende Woche«, fällt Mama ihm ins Wort, und das klingt, als wolle sie um Verzeihung bitten.

Elsa hasst das.

»Dafür haben Sie unsere vollste Empathie«, sagt der Rektor, so wie Leute das Wort benutzen, die nicht wissen, was Empathie bedeutet.

»Natürlich darf sich das nicht wiederholen«, sagt Mama.

Wieder lächelt der Rektor und schaut nervös auf den Globus.

»Das ist ja nun bedauerlicherweise nicht der erste Vorfall, an dem Elsa hier in der Schule beteiligt ist.«

»Und auch nicht der letzte«, antwortet Elsa.

»Elsa!«, ruft Mama aus.

»Mama!!!«, ruft Elsa mit drei Ausrufezeichen.

Mama seufzt. Elsa seufzt lauter. Der Rektor räuspert sich und hält den Globus mit beiden Händen fest, während er fortfährt:

»Wir, na ja, also das Kollegium und ich, und selbstverständlich nach Rücksprache mit dem Sozialarbeiter, wir dachten uns, dass Elsa vielleicht die Hilfe eines Psychologen gebrauchen könnte, um zu lernen, ihre Aggressionen zu kanalisieren.«

»Ein Psychologe? Ist das nicht ein bisschen übertrieben?«, antwortet Mama skeptisch.

Der Rektor schiebt ihr zwei abwehrende Handflächen entgegen, als wolle er um Entschuldigung bitten oder vielleicht auch auf einem Lufttamburin spielen.

»Es ist ja nicht so, dass wir meinen, dass etwas nicht s-t-im-m-t! Nein, gar nicht! Viele Kinder, die besondere Bedürfnisse haben, werden von

einem Psychologen gefördert. Das muss Ihnen nicht peinlich sein!«

Elsa streckt die Zehenspitze aus und tritt den Papierkorb um.

»*Sie* können zu einem Psychologen gehen«, sagt sie zum Rektor.

»Elsa!«, fährt Mama sie scharf an.

»MAMA!!!«, motzt Elsa noch schärfer zurück.

Der Rektor beschließt, den Globus sicherheitshalber auf den Fußboden neben seinen Stuhl zu stellen. Mama beugt sich zu Elsa herüber und strengt sich ganz offensichtlich unglaublich an, nicht laut zu werden.

»Wenn du dem Herrn Rektor und mir erzählst, welche Kinder es sind, mit denen du Streit hast, dann können wir dir helfen und die Konflikte lösen, anstatt jedes Mal wieder so machtlos dazusitzen, Liebling.«

Elsa sieht auf, die Lippen zu einem Bleistiftstrich zusammengepresst. Die Kratzwunden an der Wange haben aufgehört zu bluten, doch sie leuchten noch immer wie Neonlampen. Als sollte gleich ein winziges Raumschiff auf ihrem Gesicht landen.

»Eine Petze hat keine Freunde«, behauptet sie kurz und knapp.

Mama starrt sie an.

»Aber um Himmels willen … Elsa! Wer hat das denn gesagt?«

Elsa verschränkt die Arme.

»Das Internet.«

»Liebe Elsa«, setzt der Rektor an und zieht eine Grimasse, von der Elsa vermutet, dass das sein Versuch zu lächeln ist.

»Lieber Herr Rektor«, antwortet Elsa und lächelt kein bisschen.

Der Rektor schaut Mama an.

»Wir, also das Kollegium und ich, glauben, dass es manchmal besser wäre, wenn Elsa einfach versuchen würde, den Konflikten aus dem Weg zu gehen … wenn sie das Gefühl hat, dass sich etwas anbahnt …«

Elsa wartet Mamas Antwort nicht ab. Denn sie weiß, dass Mama sie ja doch nicht verteidigen wird. Deshalb hebt sie ihren Rucksack vom Boden und steht auf.

»Können wir jetzt vielleicht gehen?«

Und da sagt der Rektor, sie könne schon auf den Gang vorgehen. Er klingt erleichtert. Und dann tut sie das, während Mama noch sitzen bleibt und sich entschuldigt. Elsa hasst es.

Sie ist gerannt. So hat es angefangen. Aber sie hat nicht vor, das dem Rektor zu erzählen. Sie hat nicht vor, es irgendwem zu erzählen, denn es wird sowieso nichts ändern. Sie will einfach nur nach Hause, damit dieser Montag endlich aufhört.

Es war in der letzten Stunde vor der Mittagspause, als so ein Schlaumeier von Lehrer ihnen als Hausaufgabe über die Weihnachtsferien einen Vortrag zum Thema »Ein literarischer Held, den ich verehre« aufgab. Man solle sich dann so wie dieser Held verkleiden und in der Ich-Form erzählen. Alle mussten sich der Reihe nach melden und einen Helden aussuchen, und der Lehrer schrieb den Namen des Helden auf einen Zettel und drückte dem Schüler diesen Zettel in die Hand. Elsa dachte natürlich an Harry Potter, doch der war bereits vergeben, als sie an der Reihe war. Also sagte sie Spider-Man. Und da regte sich ein Junge, der hinter ihr saß, auf, weil er ihn nehmen wollte. Und dann gab es Streit. »Du kannst Spider-Man nicht nehmen!«, schrie der Junge. Elsa sagte: »Pech! Denn das hab ich schon!« Der Junge erwiderte: »Ja, Pech für DICH!« Und Elsa zischte: »Sure!« Denn das ist Elsas Lieblingswort auf Englisch. Und dann schrie der Junge, dass sie Spider-Man nicht nehmen könne, »weil nur Jungs Spider-Man sein können!« Und da sagte Elsa zu ihm, dass er ja Spider-Mans

Freundin sein könne. Und daraufhin schubste er Elsa gegen eine Heizung. Und dann schlug Elsa mit einem Buch zurück.

Elsa findet immer noch, dass er dafür dankbar sein sollte, denn auf diese Art war der Junge einem Buch mal recht nahe gekommen. Aber dann kam der Lehrer angerannt und machte dem Streit ein Ende und sagte, dass niemand der »Spidermann« sein dürfe, denn der »Spidermann« existiere nur als Filmfigur und sei kein »literarischer Held«. Und da regte sich Elsa vielleicht etwas unverhältnismäßig stark auf und fragte den Lehrer, ob er möglicherweise schon mal etwas vom Marvel Verlag gehört habe. Und das hatte der Lehrer nicht. Und da schrie Elsa völlig schockiert: »UND SIE DÜRFEN KINDER UNTERRICHTEN!?« Und dann musste sie eine Stunde nachsitzen und megalange mit dem Lehrer »reden«, obwohl der Lehrer der Einzige war, der sprach.

Elsa weiß, dass sie anders ist. Sie weiß, dass das der Grund ist, warum sie keine Freunde hat. Aber die anderen Kinder hassen sie nicht, weil sie anders ist. Unmengen von Kindern an der Schule sind anders. In jeder Klasse gibt es mindestens zwei oder drei davon. Aber Elsa macht keine Rückzieher. Die normalen Kinder hassen sie dafür. Wenn sie ein unnormales Kind sehen, das keinen Rückzieher macht, scheinen sie Angst davor zu bekommen, dass die unnormalen Kinder eine Revolution in Gang setzen könnten. Also müssen sie Elsa jagen und schlagen, bis sie nachgibt. Bis sie aufhört zu glauben, sie sei ein Superheld.

Der Junge und noch ein paar andere warteten auf sie, als sie aus der Schule kam. Sich unsichtbar zu machen, funktionierte nicht, dafür war sie zu sauer. Also zog sie die Riemen ihres Schulranzens ganz fest, so dass er sich wie ein kleiner Koalabär eng an ihren Rücken schmiegte, und dann rannte sie los.

Sie ist gut im Rennen. Kinder, die anders sind, sind das immer. Sie hörte einen von den Jungs rufen »Haltet sie!« und das Geräusch ihrer Schuhe auf dem eisigen Asphalt. Hörte das Keuchen der anderen hinter sich. Sie rannte so schnell, dass ihre Knie die Brust berührten, und hätte sie nicht den Rucksack aufgehabt, hätte sie über den Zaun springen können, hinüber auf die Straße, und sie hätten sie nie eingeholt. Aber einer von den Jungen bekam ihren Rucksack zu fassen.

Natürlich hätte sie ihn abschnallen und entkommen können. Doch Omas Brief an das Monster war darin. Und deshalb drehte sie sich um, und die Schlägerei begann.

Sie versuchte, es so zu machen wie immer und ihr Gesicht zu schützen, damit Mama nicht traurig würde, wenn sie hinterher die Wunden sah. Aber sie konnte nicht Gesicht und Rucksack gleichzeitig schützen. So kam es, wie es kam. »Man sollte sich seine Konflikte aussuchen, aber wenn der Konflikt dich aussucht, dann musst du den Mistkerl in den Stromkasten treten!«, sagte Oma immer zu Elsa, also tat sie es. Sie ist gut im Prügeln, obwohl sie Gewalt verabscheut. Man wird gut im Prügeln, wenn man oft verhauen wird. Deshalb sind es immer gleich so viele, wenn sie hinter ihr her sind.

Nach mindestens zehn Märchenewigkeiten kommt Mama aus dem Büro des Rektors heraus, und sie gehen zusammen über den verlassenen Schulhof, ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Elsa setzt sich in Kia auf den Rücksitz, die Arme um den Rucksack geschlungen. Mama sieht sehr unglücklich aus.

»Elsa, Liebes …«

»Phh! Ich hab nicht angefangen! Er hat gesagt, dass Mädchen nicht Spider-Man sein können!«, antwortet Elsa defensiv.

»Ja aber, warum prügelst du dich?«, fragt Mama zerknirscht.

»Darum!«, antwortet Elsa.

»Du bist kein kleines Kind mehr, Elsa. Du sagst immer, ich soll dich wie eine Erwachsene behandeln. Dann gib mir auch keine Antwort wie ein kleines Kind. Warum prügelst du dich?«

Elsa fummelt an der Gummileiste der Tür herum.

»Weil ich es leid bin wegzurennen.«

Und da reckt Mama sich nach hinten, um sie sanft über die Wunden auf der Wange zu streicheln, doch Elsa dreht sofort den Kopf zur Seite. Mama seufzt.

»Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll«, sagt sie und versucht, ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Du musst nichts tun«, murmelt Elsa.

Mama parkt Kia rückwärts aus. Fährt in dieser Art schweigender Ewigkeit los, die nur Mütter und Töchter zwischen sich auftürmen können.

»Vielleicht sollten wir so oder so zu einem Psychologen gehen«, sagt sie schließlich.

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Whatever.«

Das ist ihr zweites englisches Lieblingswort. Mama fragt nicht nach, woher sie das hat.

»Ich … Elsa … Liebling, ich weiß, dass dich die Sache mit Oma ganz schwer getroffen hat. Ihr Tod ist für alle hart …«

»Du weißt gar nichts!«, fällt Elsa ihr ins Wort und zieht so heftig an der Gummileiste, dass sie gegen das Fenster schlägt, als Elsa loslässt.

Mama schluckt.

»Ich bin auch traurig, Elsa. Sie war auch meine Mutter, nicht nur deine Oma.«

Elsas dreht den Kopf zu ihr, eiskalt vor Wut.

»Du hast sie gehasst. Also red keinen Scheiß.«

»Ich habe sie nicht gehasst. Sie war meine Mutter.«

»Ihr habt euch UNUNTERBROCHEN gestritten! Du bist bestimmt einfach nur FROH, dass sie tot ist!!!«

Elsa wünschte, sie hätte sich den letzten Satz verkniffen. Aber jetzt ist es zu spät. So viele Ewigkeiten, wie man sich vorstellen kann, ist es still, und sie zupft an der Gummileiste, bis sie sich von der Tür ablöst. Mama sieht es, doch sagt keinen Ton. Als sie an einer roten Ampel halten müssen, hält sie die Hände vors Gesicht und schüttelt resigniert den Kopf.

»Ich gebe mir wirklich Mühe, Elsa. Ich gebe mir wirklich Mühe. Ich weiß, dass ich eine schlechte Mutter bin und dass ich zu wenig zu Hause bin, aber ich gebe mir wirklich Mühe …«

Elsa antwortet nicht. Mama massiert sich die Schläfen.

»Wir werden mal sehen, ob wir nicht trotzdem mit einem Psychologen sprechen können.«

»Du kannst mit einem Psychologen sprechen«, sagt Elsa.

»Ja. Vielleicht sollte ich das.«

»Ja. Das solltest du vielleicht!«

»Warum bist du so böse zu mir?«

»Warum bist DU so böse zu mir?«

»Liebling. Ich bin sehr traurig, dass Oma tot ist, aber wir müss…«

»Nein, bist du gar nicht.«

Und dann geschieht etwas, was fast nie, nie geschieht. Mama verliert die Beherrschung und schreit:

»DOCH, DAS BIN ICH, VERDAMMT NOCHMAL! VERSUCH ZU KAPIEREN, DASS NOCH ANDERE MENSCHEN AUSSER

DIR TRAURIG SEIN KÖNNEN, UND HÖR ENDLICH AUF, SO EIN FRECHES GÖR ZU SEIN!«

Mama und Elsa starren sich an. Mama nimmt die Hand vor den Mund.

»Elsa … ich … Liebling …«

Elsa schüttelt den Kopf und zieht die Gummileiste in einem Ruck von der Tür ab. Sie weiß, dass sie gewonnen hat. Wenn Mama die Kontrolle verliert, gewinnt Elsa immer.

»Beruhig dich. Es tut nicht gut, so zu schreien«, murmelt sie.

Und dann schiebt sie hinterher, ohne ihre Mama auch nur einen Augenblick anzuschauen:

»Denk an das Kind.«

7
Leder

Man kann seine Oma jahrelang liebhaben, ohne wirklich etwas über sie zu wissen.

Es ist Dienstag, als Elsa dem Monster zum ersten Mal begegnet. Dienstags ist es in der Schule immer besser. Heute hat Elsa nur ein blaues Auge, und bei einem blauen Auge kann man als Ausrede einfach sagen, man habe Fußball gespielt.

Sie sitzt in Audi. Audi ist Papas Auto. In keinerlei Hinsicht hat es mit Renault irgendetwas gemeinsam. Normalerweise holt Papa sie jeden zweiten Freitag von der Schule ab, denn dann verbringt sie das Wochenende bei Papa und Lisette und Lisettes Kindern. An allen anderen Tagen holte Oma sie ab, und an diesen Tagen muss Mama sie jetzt abholen. Aber heute sind Mama und George beim Arzt und schauen sich das Halbe an, also wird sie heute von Papa abgeholt, obwohl heute Dienstag ist.

Oma kam immer rechtzeitig und stand immer am Zaun. Papa kommt spät und bleibt auf dem Parkplatz in Audi sitzen.

»Was ist mit deinem Auge passiert?«, fragt Papa verunsichert.

Er ist erst heute Morgen aus Spanien zurückgekommen, denn da war er mit Lisette und Lisettes Kindern, aber er ist nicht gebräunt, er weiß gar nicht, wie das geht.

»Wir haben Fußball gespielt«, erzählt Elsa.

Oma hätte sie mit dieser Ausrede niemals durchkommen lassen.

Aber Papa ist nicht Oma. Also nickt er nur skeptisch und bittet Elsa, so lieb zu sein und sich anzugurten. Er macht das häufig. Also, skeptisch nicken. Papa ist ein skeptischer Mensch. Mama ist Perfektionistin, und Papa ist Pedant, und ein bisschen lag es schon daran, dass ihre Ehe nicht funktionierte, hat Elsa herausgefunden. Denn Perfektionist und Pedant sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn Mama und Papa putzen wollten, stellte Mama einen minutengenauen Putzplan in Excel auf, aber dann konnte Papa zweieinhalb Stunden damit verbringen, die Kaffeemaschine zu entkalken, und wenn man so jemanden um sich habe, könne man sein Leben einfach nicht planen, sagt Mama. Die Lehrer in der Schule sagen Elsa immer, es sei ihr Problem, dass sie sich nicht konzentrieren könne, und das ist schon sehr sonderbar, findet Elsa, denn Papas großes Problem ist, dass er damit nicht aufhören kann.

»So, und wozu hättest du Lust?«, fragt Papa und legt die Hände zögernd auf das Lenkrad.

Das tut er häufig. Fragen, wozu Elsa Lust hat. Denn es gibt nur sehr selten etwas, auf das *er* Lust hat. Und diese Sache mit dem Dienstag ist ein bisschen plötzlich für ihn gekommen. Papa kommt nicht so gut klar mit Dienstagen, die sehr plötzlich kommen. Das ist auch der Grund, warum Elsa nur jedes zweite Wochenende bei ihm ist, denn nachdem er Lisette kennengelernt hatte und sie mit ihren Kindern bei ihm eingezogen war, sagte Papa, dass es so »umtriebig« für Elsa dort geworden sei. Als Oma das hörte, rief sie ihn an und nannte ihn mindestens zehnmal pro Minute »Trottel«. Das war ein Trottelrekord, sogar für Oma. Und als sie den Hörer aufgelegt hatte, drehte sie sich zu Elsa um und keifte verächtlich: »Lisette! Was für ein idiotischer Name!« Und Elsa wusste natürlich, dass sie es nicht ernst meinte, denn alle mögen Lisette, Lisette hat dieselbe Superkraft wie George. Aber Oma war so eine, mit der man in den Krieg zog, und dafür

liebte Elsa sie. Und dann aßen sie Ben & Jerry's-Eis. Elsa vermisst sie alle drei.

Ben und Oma und Jerry.

Papa kommt zu spät, wenn er Elsa von der Schule abholen soll. Oma hat das nie getan. Elsa versucht zu verstehen, was »Ironie« bedeutet, und sie ist sich ziemlich sicher, dass es Ironie ist, wenn Papa nie zu etwas zu spät kommt, außer wenn er Elsa von der Schule abholen muss, und wenn Oma immer zu allem und jedem zu spät kam, außer sie musste Elsa von der Schule abholen. Vielleicht weil Oma wusste, dass überall Jäger auf einen lauern, wenn man fast acht ist.

Papa fummelt wieder am Lenkrad herum.

»Wohin wollen wir heute fahren?«

Elsa macht ein verdutztes Gesicht, denn das klingt in der Tat so, als ob er damit meint, sie würden irgendwohin fahren. Er streckt sich.

»Ich dachte mir, falls du vielleicht etwas … unternehmen möchtest.«

Elsa weiß, dass er das nur sagt, weil er nett sein will. Denn Papa hat keine Lust, etwas zu unternehmen, er ist nicht der Mensch, der etwas unternimmt. Elsa sieht ihn an. Er sieht aufs Lenkrad.

»Ich glaube, ich will einfach nach Hause«, antwortet sie.

Papa nickt und sieht gleichzeitig enttäuscht und erleichtert aus. Das ist ein Gesichtsausdruck, den auf der ganzen Welt wirklich nur er beherrscht. Und dann fährt er Elsa nach Hause. Denn Papa widerspricht Elsa niemals, auch wenn sie sich manchmal wünschte, er täte es.

»Audi ist echt schön«, sagt Elsa, als sie schon die halbe Strecke gefahren sind und keiner von ihnen auch nur ein Wort gesprochen hat.

Sie streichelt Audi über das Handschuhfach, als wäre es eine Katze. Neue Autos duften nach weichem Leder, der genaue Gegensatz zu altem, aufgesprungenem Leder, nach dem die Sofas in Omas Wohnung riechen.

Elsa mag beides, obwohl sie eigentlich Leder überhaupt nicht mag, weil sie der Meinung ist, dass Leder sich vorrangig außen auf Tieren befinden sollte und nicht außen auf Autositzen. Das ist kompliziert. Und ein bisschen heuchlerisch. Aber Elsa arbeitet daran.

»Bei Audi weiß man, was man bekommt«, nickt Papa.

Papas vorheriges Auto hieß auch Audi. Papa mag es, wenn er weiß, was er bekommt. Letztes Jahr wurde im Supermarkt bei Papa und Lisette alles umgebaut, und da musste Elsa diese Tests mit Papa machen, die sie im Fernsehen gesehen hatte, um sicherzugehen, dass er keinen Schlaganfall bekommen hatte.

Als sie nach Hause kommen, begleitet Papa sie von Audi bis vor die Haustür. Britt-Marie steht im Dunkeln direkt davor, zusammengekrümmt wie ein wutschnaubender, kleiner Hauskobold, der Wache schiebt. Elsa denkt, dass man irgendwie gleich weiß, dass einen nichts Gutes erwartet, wenn einem Britt-Marie über den Weg läuft. »Sie ist wie ein Brief vom Finanzamt, diese Alte«, meinte Oma immer. Papa sieht aus, als würde er dasselbe denken, denn bei Britt-Marie sind Papa und Oma sich einig – einer der wenigen Fälle, in denen das so ist.

»Hallo«, sagt Papa skeptisch zu Britt-Marie.

»Hallo«, sagt Elsa.

»Ja, hallo, hallo!«, sagt Britt-Marie, tritt aus dem Dunkel heraus und macht zwei schnelle Atemzüge, als würde sie eine unsichtbare Zigarette inhalieren.

Dann scheint sie sich zu sammeln und lächelt stattdessen wohlwollend. In der Hand hält sie eine Zeitschrift mit Kreuzworträtseln. Britt-Marie mag Kreuzworträtsel sehr, denn bei Kreuzworträtseln gibt es ganz klare Regeln. Elsa sieht, dass sie sie mit Bleistift ausgefüllt hat. Oma sagt immer, dass

Britt-Marie der Typ Frau sei, der zwei Gläser Wein trinken und sich richtig wild und verrückt fühlen müsse, um auch nur darüber nachzudenken, ein Kreuzworträtsel möglichweise mit Tinte auszufüllen.

Britt-Marie fuchtelt verärgert durch die Luft.

»Wisst ihr vielleicht, wem der gehört?«, fragt sie und zeigt auf einen Kinderwagen, der am Treppengeländer unter der Infotafel festgekettet ist.

Elsa bemerkt den Wagen erst jetzt. Und es ist sonderbar, dass der da steht, denn im Haus gibt es keine kleinen Kinder, vom Halben abgesehen, aber das wird ja noch von Mama überall hingetragen. Britt-Marie scheint jedoch die tiefere Philosophie dieser Situation nicht zu bedenken.

»Kinderwagen im Treppenhaus sind verboten! Wegen des Brandrisikos!«, erklärt sie und legt die eine Hand entschlossen in die andere, so dass die Kreuzworträtselzeitung herausragt wie ein nicht besonders respekteinflößendes Schwert.

»Ja. Das steht da auf dem Zettel«, nickt Elsa hilfsbereit und zeigt auf einen deutlich sichtbaren Zettel, der an der Wand direkt über dem Kinderwagen hängt und auf dem steht: *Kinderwagen abstellen verboten. Brandgefahr.*

»Ja, genau den meine ich!«, antwortet Britt-Marie mit ein klein wenig erhobener Stimme.

Allerdings wohlwollend.

»Das verstehe ich nicht«, sagt Papa, als würde er es nicht verstehen.

»Natürlich frage ich mich, ob ihr diejenigen seid, die den Zettel aufgehängt haben! Das frage ich mich schon!«, sagt Britt-Marie und macht einen sehr kleinen Schritt vor und dann einen sehr kleinen Schritt zurück, um sozusagen den Ernst der Lage zu markieren.

»Ist an dem Zettel etwas auszusetzen?«, fragt Elsa.

Britt-Marie holt zweimal tief Luft.

»Natürlich nicht, natürlich nicht. Aber in dieser Eigentümergemeinschaft ist es nicht *Usus*, dass man einfach Zettel aufhängt, wie man lustig ist, ohne die anderen Bewohner vorher zu informieren!«

»Wir sind doch gar keine Eigentümergemeinschaft, oder?«, fragt Elsa.

»Nein, aber das werden wir schon noch!«, stellt Britt-Marie fest, so dass bei ihrem »sch« von »schon« etwas Spucke entweicht.

Dann sammelt sie sich wieder und sieht Elsa wohlwollend an.

»Ich bin im Vorstand der Gemeinschaft für die Informationen zuständig. Es ist nicht Usus, dass man Zettel aufhängt, ohne den Zuständigen für die Information in der Gemeinschaft zu informieren!«

Sie wird von Hundegebell unterbrochen, das so laut ist, dass die Glasscheibe in der Haustür zu klirren beginnt.

Britt-Marie und Papa zucken zusammen. Elsa tritt unruhig von einem Fuß auf den andern. Gestern hat sie gehört, wie Mama zu George gesagt hat, dass Britt-Marie die Polizei angerufen habe, damit der Freund eingeschläfert wird. Jetzt schien er Britt-Maries Stimme gehört zu haben, denn genau wie Oma kann er ganz offensichtlich nicht eine Sekunde die Klappe halten, sobald er Britt-Maries Stimme hört.

Britt-Maries Augen wandern aufeinander zu, und ihr angestrengt wohlwollendes Lächeln wirkt nun um einiges mehr angestrengt als wohlwollend.

»Ich habe die Polizei über diesen schrecklichen Kampfhund informiert!«, teilt sie Elsas Papa mit.

Papa sieht ein bisschen nervös aus, denn schreckliche Kampfhunde machen Papa nervös. Elsa räuspert sich und versucht, schnell das Gesprächsthema zu wechseln.

»Vielleicht warst du gerade nicht zu Hause?«, sagt sie zu Britt-Marie und zeigt auf den Zettel an der Wand.

Es funktioniert, zumindest vorübergehend. Britt-Marie vergisst ihre Aufregung über den Kampfhund, als sie sich wieder über den Zettel aufregt. Für Britt-Marie ist es am wichtigsten, dass die Dinge, über die sie sich aufregen kann, nicht ausgehen.

»Aber man schleicht doch wohl kaum herum und hängt Zettel auf, wenn die Leute nicht zu Hause sind, was sind das denn für Gangstermethoden«, antwortet Britt-Marie so uneindeutig, dass Elsa nicht ausmachen kann, ob es sich um eine Frage oder eine Behauptung handelt.

Elsa nickt noch einmal. Sie überlegt, ob sie Britt-Marie vielleicht vorschlagen soll, für das nächste Mal doch einen Zettel aufzuhängen, dass, wenn jemand künftig einen Zettel aufhängen will, er die Nachbarn zuerst informieren soll. Zum Beispiel durch einen Zettel. Elsa glaubt, dass das dann ironisch wäre. Aber dann schaut sie zu Britt-Marie hinüber und denkt sich, dass Britt-Marie dann ganz sicher mit dieser Namensliste die Runde machen wird, um Kinder zu verbieten.

Aus der Wohnung ein halbes Geschoss über ihnen erklingt wieder Hundegebell. Britt-Marie schürzt die Lippen.

»Ich habe die Polizei angerufen, jawohl! Aber natürlich unternehmen sie gar nichts. Sie sagen, wir müssen bis morgen warten, um festzustellen, ob der Besitzer auftaucht!«

Papa antwortet darauf nicht, und Britt-Marie deutet sein Schweigen offenbar so, dass er sehr gern noch mehr darüber hören möchte, was Britt-Marie an der Sache so aufregt.

»Kent hat an dieser Wohnung mehrfach geklingelt, aber es ist, als würde dort kein Mensch wohnen! Als ob dieses wilde Tier dort alleine wohnt! Kannst du dir das vorstellen?«, regt sie sich auf und sieht aus, als wolle sie den Satz mit »so eine Frechheit!« beenden.

Papa lächelt etwas skeptisch. Denn Kampfhunde, die allein in Wohnungen wohnen, machen ihn ein bisschen skeptisch.

»So eine Frechheit!«, schimpft Britt-Marie nun.

Elsa hält die Luft an. Doch man hört kein Bellen mehr. Als ob der Freund am Ende vernünftig geworden wäre.

Hinter Papa öffnet sich die Haustür, und die Frau im schwarzen Rock kommt herein. Ihre Absätze knallen auf den Boden, und sie spricht lautstark in das weiße Kabel, das sie im Ohr hat.

»Hallo!«, sagt Elsa, um Britt-Maries Aufmerksamkeit von eventuellem Hundebellen abzulenken.

»Hallo«, sagt Papa, der gern höflich sein will.

»Ja, hallo, hallo!«, sagt Britt-Marie, als ob die Frau eine potentielle kriminelle Zettelaufhängerin sei.

Die Frau im schwarzen Rock gibt keine Antwort. Sie spricht nur noch lauter in das weiße Kabel, wirft allen dreien einen irritierten Blick zu und verschwindet die Treppe hinauf.

Sie hinterlässt ein langes und angestrengtes Schweigen im Treppenhaus. Elsas Papa kommt mit angestrengtem Schweigen nicht besonders gut klar. Angestrengtes Schweigen ist ein wenig Papas Kryptonit, könnte man sagen.

»Helvetica«, bringt er mitten in einem nervösen Räuspern hervor.

»Wie bitte?«, erkundigt sich Britt-Marie und kräuselt den Mund nun noch mehr.

»Helvetica. Die Schrift, meine ich«, erwidert Papa ängstlich und nickt Richtung Zettel an der Wand.

Britt-Marie betrachtet den Zettel. Betrachtet dann Papa.

»Eine gute … Schrift«, murmelt Papa.

Das ist so eine Sache, die Papa wichtig findet. Schriften. Einmal, als Mama auf dem Elternabend in Elsas Schule war und Papa in letzter

Sekunde anrief und mitteilte, dass ihm bei der Arbeit eine wichtige Sache dazwischengekommen sei, meldete Mama ihn zur Strafe als Freiwilligen, der die Plakate für den Flohmarkt machen würde. Er brauchte dann drei Wochen, bis er sich entscheiden konnte, welche Schrift er auf den Plakaten verwenden wollte, und als er dann endlich kam, um sie in der Schule abzugeben, wollte Elsas Lehrer sie nicht aufhängen, weil der Flohmarkt schon stattgefunden hatte. Elsas Papa zog ein Gesicht, als würde er gar nicht verstehen, was das denn mit der Sache zu tun habe.

Etwa so wie Britt-Marie nun nicht direkt so aussieht, als würde sie verstehen, was die Schrift Helvetica jetzt mit irgendetwas zu tun hat. Papa sieht zu Boden und räuspert sich wieder.

»Hast du … einen Schlüssel?«, fragt er Elsa.

Sie nickt. Sie umarmen sich flüchtig. Papa verschwindet erleichtert durch die Haustür, und Elsa flitzt die Treppe hinauf, bevor Britt-Marie es schafft, sie noch einmal anzusprechen. Vor der Wohnung des Freundes bleibt sie ganz kurz stehen, schaut über die Schulter, um sicherzugehen, dass Britt-Marie sie nicht beobachtet, und dann öffnet sie den Briefschlitz und flüstert: »Sei so lieb und bleib ruhig!« Sie weiß, dass er das versteht. Sie hofft nur, dass er sich auch daran hält.

Mit den Wohnungsschlüsseln in der Hand rennt sie die letzten Treppenstufen hinauf, doch sie geht nicht in Mama und Georges Wohnung. Stattdessen schließt sie die Tür zu Omas Wohnung auf, läuft direkt zu dem großen Kleiderschrank und steigt hinein. Im Flur stehen Umzugskisten und in der Küche ein Wischeimer; sie versucht, nicht so genau hinzusehen. Es gelingt ihr nicht. Die Dunkelheit des Kleiderschranks senkt sich über sie, so dass niemand sieht, dass sie weint.

Er war immer schon magisch, dieser Kleiderschrank. Elsa konnte sich der Länge nach hineinlegen und die Wände gerade so mit Fingerspitzen und Zehen erreichen. Wie viel sie auch wuchs, der Kleiderschrank passte immer genau. Oma behauptete natürlich, das sei »Schwachsinn und einfach nur Einbildung«, denn der Kleiderschrank sei immer exakt gleich groß, doch Elsa hat es nachgemessen. Also weiß sie es sicher.

Sie legt sich der Länge nach hinein. Berührt beide Wände. In ein paar Monaten wird sie sich gar nicht mehr strecken müssen. In einem Jahr wird sie hier der Länge nach nicht mehr hineinpassen. Denn nichts ist mehr magisch.

Von hinten in der Wohnung hört sie Lennart und Mauds gedämpfte Stimmen. Sie nimmt den Duft von Kaffee wahr, aber Lennart nennt ihn »Erwachsenengetränk«, deshalb weiß Elsa, dass Samantha da ist, lange bevor sie den Bichon Frisé im Wohnzimmer herumschleichen hört und kurz darauf sein Schnarchen unter Omas Couchtisch. Maud und Lennart putzen Omas Wohnung und fangen an, ihre Sachen zusammenzupacken. Mama hat sie um Hilfe gebeten, und Elsa hasst sie dafür. Hasst alle dafür.

Bald hört sie auch Britt-Maries Stimme. Als würde sie Maud und Lennart verfolgen. Sie ist sehr aufgebracht. Will nur darüber reden, wer so unverschämt gewesen ist, diesen Zettel im Treppenhaus aufzuhängen, und wer so unverschämt gewesen ist, direkt darunter den Kinderwagen anzuketten, und das kann sich Britt-Marie alles nicht erklären, was sie eigentlich am allermeisten ärgert. Aber wenigstens kommt sie nicht mehr auf den Freund zu sprechen.

Elsa hat eine Stunde im Kleiderschrank gelegen, als der Junge mit Syndrom hereinkrabbelt. Durch den Türspalt sieht Elsa, wie seine Mutter durch die Wohnung läuft und putzt und wie Maud vorsichtig hinterhergeht und alles aufhebt, was neben ihr herunterfällt. Britt-Marie versucht

jemandem, also irgendwem, klarzumachen, dass Kinderwagen im Treppenhaus gefährlich sind, denn es könnte sich schließlich jemand verletzen. Zum Beispiel ein Kind. Und man müsse schließlich an die Kinder denken, denkt Britt-Marie. Laut.

Lennart stellt einen großen Teller mit Traumkeksen vor den Kleiderschrank. Elsa holt den Teller hinein und schließt die Schranktür. Sie und der Junge mit Syndrom essen schweigend. Der Junge sagt nichts, denn das tut er nie. Das gehört zu den Dingen, die Elsa am liebsten an ihm mag.

In der Küche hört sie Georges Stimme. Sie ist warm, vertrauenerweckend und fragt, ob jemand vielleicht ein Ei möchte, dann würde er für alle Rührei machen. Alle mögen George, das ist seine Superkraft. Elsa hasst ihn dafür. Nichts regt einen so auf wie eine Person, die einen aufregt und nicht einmal die grundlegende verdammte Höflichkeit besitzt, ein Mistkerl zu sein. Dann hört Elsa Mamas Stimme, und eine Sekunde lang möchte sie losrennen und sich ihr in die Arme werfen. Aber sie lässt es sein, denn sie will, dass Mama traurig ist. Elsa weiß, dass sie schon gewonnen hat, aber sie will, dass Mama das auch weiß. Damit es ihr genauso weh tut wie Elsa, dass Oma tot ist.

Der Junge mit Syndrom schläft auf dem Boden des Kleiderschranks ein. Kurz darauf öffnet seine Mutter vorsichtig die Tür und hebt ihn heraus. Als ob sie genau gewusst hat, dass er in dieser Sekunde einschlafen würde. Vielleicht ist das ihre Superkraft.

Kurz darauf beugt sich Maud in den Schrank und sammelt vorsichtig alle Dinge ein, die der Mutter des Jungen aus den Taschen gefallen sind, als sie ihn geholt hat.

»Danke für die Kekse«, flüstert Elsa.

Maud streichelt ihr über die Wange und sieht wegen Elsa so traurig aus, dass Elsa ganz traurig wegen Maud wird.

Elsa bleibt noch im Kleiderschrank sitzen, bis alle mit dem Putzen und dem Packen fertig und in ihre Wohnungen zurückgegangen sind. Sie weiß, dass Mama in ihrer und Georges Wohnung im Flur sitzt und auf sie wartet, also setzt sie sich zuerst noch eine ganze Weile in das große Fenstersims im Treppenhaus. Denn sie will, dass Mama lange auf sie warten muss.

Sie sitzt da, bis die Lampen im Treppenhaus automatisch ausgehen. Sitzt da bestimmt eine Stunde. So lange, bis die Säuferin torkelnd aus ihrer Wohnung weiter unten im Haus herauskommt und anfängt, mit dem Schuhanzieher aufs Treppengeländer zu schlagen und zu brüllen, dass man nachts nicht baden dürfe. Die Säuferin macht das mehrmals pro Woche. Das ist nichts Besonderes.

»Stellt das Wasser ab!«, schreit die Säuferin, aber Elsa antwortet nicht. Niemand antwortet. Denn Leute, die in solchen Häusern wohnen, denken, dass Säufer wie Monster funktionieren: Wenn man so tut, als gäbe es sie nicht, verschwinden sie von allein.

Elsa hört, dass die Säuferin mitten in einer ihrer engagiertesten Aufforderungen zur Wasserrationierung stolpert und hinfällt, dabei auf dem Hintern landet und den Schuhanzieher an den Kopf bekommt. Die Säuferin und der Schuhanzieher streiten danach noch lange miteinander, wie zwei alte Freunde, die sich wegen Geld in den Haaren liegen. Am Ende wird alles still. Und dann hört Elsa das Lied. Das Lied, das die Säuferin immer singt. Elsa sitzt im Dunkeln auf der Treppe und schlingt die Arme um ihren Körper, als sei es ein Wiegenlied, das nur für sie gesungen wird. Doch dann verstummt auch das. Sie hört, wie die Säuferin zum Schuhanzieher »Psst« sagt oder zu sich selbst und wieder in ihrer Wohnung verschwindet.

Elsa schließt die Augen halb. Versucht, die Wolkentiere zu sehen und die ersten Felder an der Grenze des Landes-Fast-Noch-Wach, doch es gelingt ihr nicht. Sie kommt einfach nicht mehr dorthin. Nicht ohne Oma. Trostlos schlägt sie die Augenlider auf. Schneeflocken fallen wie nasse Fäustlinge an die Fensterscheibe.

Und genau da sieht sie das Monster zum allerersten Mal.

Es ist eine dieser Winternächte, in der das Schwarz so dicht ist, dass es scheint, als würde das ganze Wohnviertel immer wieder in einen Eimer Dunkelheit getaucht, und das Monster schleicht sich zur Tür hinaus und hastet so schnell durch den Lichthalbkreis der Außenbeleuchtung, dass Elsa, wenn sie ein bisschen zu heftig geblinzelt hätte, meinen könnte, es sei nur Einbildung gewesen. Aber sie weiß, was sie gesehen hat, und sie ist in einer Bewegung vom Sims herunter und auf dem Weg durchs Treppenhaus.

Sie weiß, dass es das Monster ist, obwohl sie es nie zuvor gesehen hat, denn es ist der größte Mensch, den sie kennt. Er gleitet über den Schnee wie ein Tier. Ein Märchenungeheuer. Elsa weiß sehr wohl, dass das, was sie gerade im Begriff ist zu tun, sowohl gefährlich als auch idiotisch ist, trotzdem springt sie über drei Treppenstufen auf einmal. Oder vielleicht gerade deshalb. Auf der letzten Treppenstufe geraten ihre Strümpfe ins Rutschen, und sie schlittert über den Boden im Erdgeschoss und knallt mit dem Kinn ans Geländer. Sie öffnet die Haustür, das Gesicht pulsierend vor Schmerz, und stapft keuchend durch den Schnee, noch immer nur in Strümpfen.

»Ich habe Post für dich«, schreit sie direkt in die Nacht hinein.

Erst da bemerkt sie, dass sie einen Kloß im Hals hat. Aber jetzt will sie wenigstens sehen, wer er ist. Elsa will wissen, mit wem Oma über Miamas gesprochen hat, ohne es ihr zu erzählen.

Es kommt keine Antwort. Sie hört sein leichtes Stapfen im Schnee, erstaunlich fließende Bewegungen bei solch einem enormen Geschöpf. Es entfernt sich immer weiter von ihr. Elsa müsste Angst haben, sie müsste sich vor Schreck kaum bewegen können, wenn sie daran denkt, was das Monster ihr antun könnte. Es ist groß genug, um sie mit einer Handbewegung in Stücke zu reißen, das weiß sie wohl. Aber sie ist zu ärgerlich, um ängstlich zu sein.

»Meine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid!«, brüllt sie.

Sie sieht es nicht. Aber sie hört kein Knirschen im Schnee mehr. Er ist stehen geblieben.

Elsa denkt gar nichts. Aus reinem Instinkt rennt sie dorthin in die Dunkelheit, wo sie es zuletzt stapfen gehört hat. Sie spürt den Windzug von seiner Jacke. Er fängt an zu rennen, sie stolpert durch den Schnee und wirft sich der Länge nach vorn, um sein Hosenbein zu fassen zu bekommen. Als sie auf dem Rücken im Schnee landet, sieht sie, dass er von oben auf sie herunterglotzt, im Schein der letzten Straßenlampe. Elsa spürt ihre Tränen vor Kälte auf der Wange gefrieren.

Er muss mehr als zwei Meter groß sein. Er ist groß wie ein Baum. Über seinem Kopf hängt eine dicke Kapuze, und sein schwarzes Haar fließt hinab auf seine Schultern. Fast das ganze Gesicht liegt unter einem Bart, dicht wie ein Pelz, begraben, und aus dem Schatten seiner Kapuze kringelt sich eine Narbe hinunter über das eine Auge, so tief, dass es aussieht, als sei die Haut dort geschmolzen. Elsa spürt, wie sein Blick in ihre Adern fährt.

»Lass los!«

Die Dunkelheit seines Oberkörpers senkt sich über Elsa, als er das zischt.

»Meine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid!«, keucht Elsa und hält ihm den Umschlag hin.

Das Monster nimmt ihn nicht. Elsa lässt sein Hosenbein los, weil sie denkt, dass es sie sonst abschütteln wird, aber es macht nur einen halben Schritt zurück. Und das, was es als Nächstes hervorbringt, ist mehr ein Brummen als ein Wort. Als würde es mit sich selbst reden und nicht mit ihr.

»Verschwinde, dummes Mädchen …«

Die Worte pulsieren in Elsas Trommelfell. Irgendwie klingen sie anders, klingen falsch. Elsa versteht sie, doch sie scheuern an ihrem Gehörgang. Als würden sie dort nicht hingehören.

Das Monster dreht sich mit schnellen, feindseligen Bewegungen weg. Im nächsten Moment ist es verschwunden. Als wäre es direkt durch eine Luke in der Dunkelheit gestiegen.

Elsa bleibt im Schnee liegen und ringt um Luft, während die Kälte noch immer auf ihrer Brust herumtrampelt. Dann richtet sie sich auf und nimmt Anlauf, knüllt den Brief zu einer Kugel zusammen und schleudert sie ihm hinterher in die Dunkelheit.

Sie weiß nicht, wie viele »für immer« vergehen, bis sie hört, dass sich die Haustür hinter ihr öffnet. Aber dann hört sie Mamas Schritte, hört sie Elsas Namen rufen. Elsa rennt blind in ihre Arme.

»Was tust du hier draußen?«, fragt Mama verängstigt.

Elsa gibt keine Antwort. Mama umschließt mit ihren Händen zärtlich ihr Gesicht.

»Woher hast du das blaue Auge?«

»Fußball«, flüstert Elsa.

»Du lügst«, flüstert Mama.

Elsa nickt. Mama hält sie ganz, ganz fest. Elsa schluchzt an ihrem Bauch.

»Ich vermisse sie so …«

Mama beugt sich hinunter und legt ihre Stirn an Elsas Stirn.

»Ich auch.«

Sie hören es nicht, als sich das Monster da draußen bewegt. Sie sehen es nicht, wie es den Umschlag aufhebt. Aber schließlich, tief in Mamas Armen, wird Elsa klar, warum die Worte aus seinem Mund falsch geklungen haben.

Das Monster hat sie in Omas und Elsas Geheimsprache gesagt.

Man kann seine Oma jahrelang liebhaben, ohne wirklich etwas über sie zu wissen.

8
Gummi

Es ist Mittwoch. Und sie rennt wieder einmal.

Diesmal kennt sie den Grund wirklich nicht so genau. Vielleicht tun sie es, weil es einer der letzten Tage vor den Weihnachtsferien ist und sie wissen, dass sie nun mehrere Wochen niemanden mehr jagen können, also müssen sie sich jetzt noch einmal ordentlich austoben. Elsa weiß es nicht. Es ist nicht ganz einfach, bei diesen Blödmännern den entscheidenden Auslöser zu benennen. Manchmal gibt es gar keinen. Menschen, hinter denen nie einer her war, glauben immer, dass es einen Grund dafür geben müsse. »Die würden das doch wohl kaum ohne Grund tun, oder?«, fragen solche Menschen. »Du hast doch bestimmt etwas gemacht, was sie provoziert hat?« Als würde Unterdrückung so funktionieren. Sie jagen Elsa einfach, weil sie da ist, das ist der Grund. Sie lassen sich davon provozieren, dass es sie gibt, mehr Gründe brauchen sie nicht.

Aber es ist natürlich völlig sinnlos zu versuchen, das solchen Menschen zu erklären. Genauso sinnlos, wie einem Blödmann, der eine Hasenpfote mit sich rumträgt, weil es heißt, sie bringe Glück, zu erklären, dass Hasenpfoten, wenn sie tatsächlich Glück brächten, sich doch eigentlich noch an den Hasen befinden würden.

Und es ist eigentlich niemand schuld. Es liegt nicht daran, dass Papa heute ein kleines bisschen zu spät kommt, um sie abzuholen, es ist eher so,

dass der Schultag ein bisschen zu früh zu Ende ist. Und es ist schwer, sich unsichtbar zu machen, wenn die Jagd schon in der Schule beginnt.

Also rennt Elsa weg. Und das kann sie gut.

»Haltet sie!«, schreit das Mädchen irgendwo hinter ihr.

Heute war Elsas Schal der Auslöser. Oder zumindest glaubt Elsa das. Sie hat angefangen, sich zu merken, wer in der Schule andere jagt und wie. Es gibt welche, die nur Jagd auf Kinder machen, die offenbar schwächer sind. Und es gibt die, die zum Vergnügen auf andere losgehen. Die ihre Opfer nicht einmal hauen, wenn sie sie haben; sie wollen nur die Angst in ihren Augen sehen. Und dann gibt es die wie den Jungen, der sich mit Elsa darum gestritten hat, wer Spider-Man sein darf. Er jagt und prügelt aus Prinzip, weil er es nicht aushält, wenn ihm jemand widerspricht. Schon gar nicht einer, der anders ist.

Aber mit diesem Mädchen ist es nicht so. Sie braucht einen Grund, um jemanden zu jagen. Eine Art Rechtfertigung. ›Sie fühlt sich dabei wie eine Heldin‹, denkt Elsa mit übertrieben kühler Klarsicht, als sie in den Zaun donnert. Ihr Herz pocht wie ein Rammbock, und ihr Hals brennt wie damals, als Oma Jalapeño-Smoothies gemacht hat.

Sie nimmt an, dass der Schal der Auslöser war. Ganz sicher ist sie sich aber nicht, denn eigentlich kann sie sich nicht vorstellen, dass sogar ein komplett beschränkter Blödmann sich über einen Schal so aufregen kann. Aber sie ist zu dem Schluss gekommen, dass es ihre Verhandlungsposition eher nicht begünstigen würde, stehen zu bleiben und zu fragen. Sie spürt die Aufregung der anderen Kinder sogar im Eis vibrieren, als die Gummisohlen ihrer Winterschuhe immer näher an sie herandonnern. Hat man mal einen Grund gefunden, um jemanden zu jagen, muss man es nie allein tun. Zumindest nicht an dieser Schule.

Elsa springt über den Zaun, und dabei knallt ihr der Rucksack so hart gegen den Hinterkopf, als sie auf dem Fußweg auf der anderen Seite aufkommt, dass sie für ein paar Sekunden nichts mehr sieht. Sie hält die Riemen ihres Rucksacks mit beiden Händen fest, so dass er dicht auf ihrem Rücken aufliegt, und blinzelt verschwommen nach links, zum Parkplatz hinüber, wo jeden Moment Audi auftauchen müsste. Sie hört das Mädchen hinter sich schreien wie ein beleidigter Ork. Elsa weiß, was Orks sind, weil Mama es wirklich sehr genau genommen hat, Oma zu verbieten, sie die »Herr der Ringe«-Filme sehen zu lassen. Elsa weiß, dass es nicht reichen wird. Also schaut sie stattdessen nach rechts, den Hügel hinunter und zur Hauptstraße hinüber. Die Lastwagen donnern vorbei wie eine Armee auf dem Weg zur Burg des Feindes, aber in den Zwischenräumen sieht Elsa den Parkeingang auf der anderen Straßenseite.

»Fixerpark« nennen ihn in der Schule alle, weil es dort Junkies gibt, die mit Heroinspritzen hinter Kindern herrennen. Zumindest hat Elsa so was gehört. Klar hat sie eine Todesangst vor diesem Park, wie man sie eben hat, wenn man fast acht ist und kein Blödmann. Es ist so ein Park, der sich dem Tageslicht offenbar entzieht, und heute ist so ein Wintertag, an dem die Sonne nie aufzugehen scheint.

Elsa war bis zum Mittagessen gut klargekommen, aber nicht einmal jemand, dem es gelingt, sich unsichtbar zu machen, kann in einem Essenssaal richtig unsichtbar sein. Das Mädchen stand so plötzlich vor ihr, dass Elsa zusammenzuckte und Salatsoße auf ihren Gryffindor-Schal kleckerte. Das Mädchen zeigte darauf und brüllte: »Hab ich dir nicht gesagt, dass du diesen schrecklich hässlichen Schal nicht mehr ummachen sollst?« Elsa sah dem Mädchen ins Gesicht, so wie man nur jemanden ansehen kann, der soeben auf einen Gryffindor-Schal gezeigt und ihn

»schrecklich hässlich« genannt hat. Also nicht ganz unähnlich der Art und Weise, wie man vielleicht jemanden anschauen würde, der gerade ein Pferd betrachtet und unbeschwert ausruft: »Ein Traktor!« Als ihr Schal zum ersten Mal die Aufmerksamkeit dieses Mädchens auf sich gezogen hatte, war Elsa ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass das Mädchen zu Slytherin gehörte. Erst nachdem es Elsa ins Gesicht geschlagen, den Schal zerrissen und ihn in eine Toilette geschmissen hatte, wurde Elsa bewusst, dass das Mädchen Harry Potter überhaupt nicht gelesen haben konnte. Sie wusste zwar, wer er war, denn alle wissen schließlich, wer Harry Potter ist, aber sie hatte die Bücher nicht gelesen. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung von der elementaren Symbolik des Gryffindor-Schals. Und Elsa will zwar kein Elitegezicke oder so an den Tag legen, aber wie bitte soll man mit so einem Menschen vernünftig reden? Wie?

Muggel, also echt.

Als sich das Mädchen heute im Essenssaal vorbeugte, um Elsa den Schal abzureißen, beschloss Elsa, diesmal Argumente zu verwenden, die mehr dem intellektuellen Niveau des Mädchens entsprachen. Sie warf ihr Milchglas auf sie und rannte los.

Durch die Flure, hinauf ins zweite Stockwerk der Schule und weiter hoch ins dritte. Dort gibt es unter einer Treppe einen Hohlraum, den die Putzfrauen als Abstellfläche nutzen. Elsa kauerte sich dort zusammen, die Arme um die Beine geschlungen, und versuchte, sich so unsichtbar wie möglich zu machen, während sie hörte, wie das Mädchen und ihr Gefolge hinauf ins vierte Stockwerk rannten. Dann versteckte sie sich für den Rest des Tages im Klassenzimmer.

Und mehr Grund brauchte das Mädchen nicht: Es war ihr gelungen, Elsa zu provozieren, so dass die sie angegriffen hatte, also war das Mädchen nun der Held. In jeder Schule gibt es ein paar solche Jäger, und immer suchen

sie sich genau solche Kinder wie Elsa aus. Weil man Kinder wie Elsa provozieren kann. Man kann sie dazu bringen, mit Milchgläsern zu werfen.

Dann macht es einfach mehr Spaß, sie zu jagen. Mehr Gründe brauchen manche Menschen nicht.

Auf dem Weg zwischen Klassenzimmer und dem Eingang der Schule ist es unmöglich, sich unsichtbar zu machen, selbst wenn man es eigentlich gut kann. Also musste Elsa strategisch vorgehen.

Anfangs hielt sie sich an den Lehrer, als alle Klassenkameraden aus dem Klassenzimmer strömten. Dann schlängelte sie sich in dem Tumult zur Tür hinaus und lief über das Treppenhaus im Nebengebäude hinunter. Das eben nicht zum Haupteingang führt. Die anderen hatten das natürlich durchschaut, sie wollten sie sogar dazu bringen, das zu tun, denn in diesem Treppenhaus war sie viel leichter zu kriegen. Aber der Lehrer hatte die Stunde sehr früh beendet, und Elsa hoffte darauf, dass die Schulstunden im Stockwerk darunter noch andauerten. Dann hatte sie eventuell eine halbe Minute, um die Treppe hinunterzurennen, durch die noch leeren Flure zu flitzen und einen kleinen Vorsprung zu ergattern, während ihre Verfolger dann in einem erneuten Ansturm von Schülern, die kurz darauf aus den Klassenzimmern strömten, hängenblieben.

Es gelang. Sie sah das Mädchen und ihre Freunde kaum mehr als zehn Meter hinter sich, aber sie bekamen sie nicht zu fassen.

Oma hatte Tausende von Geschichten aus Miamas über Verfolgung und Krieg erzählt. Und wie man den Schatten entkommt, wenn sie einen verfolgen, wie man sie in Fallen lockt und wie man sie durch Distraktion verwirrt. Denn wie alle Jäger haben Schatten eine richtig große Schwachstelle: Sie richten all ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie jagen, anstatt die ganze Umgebung im Blick zu haben. Der, der gejagt wird, richtet

hingegen all seine Aufmerksamkeit darauf, einen Fluchtweg zu finden. Das ist kein gigantischer Vorteil, aber es ist einer. Elsa weiß das, denn sie hat nachgeschaut, was »Distraktion« bedeutet.

Also steckte sie ihre Hand in die Jeanstasche und holte eine Handvoll Münzen heraus. Sie hat immer eine Handvoll Münzen in der Tasche, das hat man einfach, wenn sie oft hinter einem her sind. Und als sich die Horde Kinder langsam auflöste und sie sich der anderen Treppe näherte, die zum Eingang führte, warf sie die Münzen auf den Boden und flitzte los.

Das ist eine Besonderheit an Menschen, hat Elsa herausgefunden. Fast keiner von uns kann das Klirren einer Münze auf einem Steinboden hören, ohne instinktiv anzuhalten und nach unten zu schauen.

Die vielen eifrigen Finger, die plötzlich über den Boden fuhren, blockierten ihre Verfolger und verschafften ihr wieder ein paar Sekunden Vorsprung. Die nutzte sie und gab Gas.

Aber jetzt hört sie, wie sie über den Zaun springen. Fußfreundliche Winterstiefel in gedeckten Farben, die über einen abgewetzten Stahldraht springen. Nur noch ein paar Augenblicke, dann haben sie sie. Elsa schaut nach links, zum Parkplatz. Kein Audi. Schaut nach rechts, hinunter auf das graue Chaos auf den Straßen und das schwarze Schweigen im Park. Sie schaut wieder nach links, denkt sich, das müsste die sichere Seite sein, für den Fall, dass Papa einmal pünktlich auftaucht. Dann schaut sie nach rechts, spürt, wie die Angst im Magen Schürfwunden macht, als sie zwischen den lärmenden Lastwagen den Park durchblitzen sieht.

Und dann muss sie an Omas Geschichten von Miamas denken, daran, wie einer der Prinzen einmal einer ganzen Herde Schatten entkam, indem er direkt in den finstersten Wald im ganzen Land-Fast-Noch-Wach hineinritt. Schatten sind die abscheulichsten Abscheulichkeiten, die jemals in einer Phantasie gelebt haben, doch sogar die Schatten kennen Angst, sagte Oma.

Sogar diese Teufel erschrecken sich vor Dingen. Denn sogar Schatten haben Phantasie.

»Deshalb ist manchmal der sicherste Ort, an den man fliehen kann, der, der am gefährlichsten zu sein scheint«, sagte Oma, und dann erzählte sie, wie der Prinz geradewegs in den finstersten Wald ritt und die Schatten zischend an der Grenze zurückschreckten. Denn nicht einmal sie wussten, was sich hinter den Bäumen verbarg, und nichts verängstigt ein Wesen mehr als das, was es nicht kennt. Das, was es den Geschichten seiner Phantasie überlassen muss. »Wenn es um Furcht geht, hat die Wirklichkeit keine Chance gegen die Phantasie«, sagte Oma.

Also rennt Elsa nach rechts. Der Geruch von angeschmortem Gummi dringt in ihre Nase, als die Autos auf dem Eis bremsen. In Renault hat es fast immer danach gerochen. Sie schlängelt sich zwischen den Lastwagen durch und hört sie hupen und die Rufe ihrer Verfolger. Sie hat gerade den Fußweg erreicht, da spürt sie, dass der erste von denen ihren Rucksack zu fassen bekommt. Sie ist so kurz vor dem Park, dass ihre Hand schon in die Finsternis reicht, doch es ist zu spät. Als sie in den Schnee fällt, ist Elsa überzeugt, dass die Schläge und Tritte schneller auf sie niederprasseln werden, als sie die Hände hochreißen kann, um sich zu schützen, aber sie zieht die Knie an und schließt die Augen und versucht, ihr Gesicht zu bedecken, damit Mama nicht wieder traurig wird.

Wartet auf die dumpfen Schläge gegen den Hinterkopf. Wenn sie zuschlagen, tut es nicht weh, meistens beginnt der Schmerz erst am Tag danach. Wenn sie zuschlagen, ist es eine andere Art Schmerz, den sie fühlt.

Doch nichts geschieht.

Elsa hält die Luft an.

Nichts.

Sie schlägt die Augen auf, um sie herum nur ohrenbetäubendes Geschepper. Sie hört die anderen schreien. Hört sie rennen. Und dann hört sie die Stimme des Monsters. Wie eine Urkraft, die aus ihm herausdonnert.

»RÜHRT. SIE. NICHT. AN. NIE!«

Dann das Echo.

Elsas Trommelfelle vibrieren. Das Monster brüllt nicht in Omas und Elsas Geheimsprache, sondern in der normalen Sprache. Doch aus seinem Mund klingen die Worte sonderbar. Als ob die Betonung falsch lande. Als ob es diese Sprache schon lange nicht mehr benutzt hätte.

Elsa sieht auf. Ihr Herz schlägt wie wild, die Atemzüge stocken im Gaumen, die Augen des Monsters starren sie an durch den Schatten der weit heruntergezogenen Kapuze und diesen schwarzen Bart, der nirgendwo aufzuhören scheint. Sein Brustkorb hebt und senkt sich ein paar Sekunden lang. Einen Augenblick duckt Elsa sich instinktiv, weil sie glaubt, dass seine riesige Faust nur herunterfahren muss und sie direkt in den Verkehr schleudern wird. Wie ein Riese, der eine Maus mit dem Finger wegschnipst. Aber er steht einfach da, atmet schwer und sieht böse und verwirrt aus. Schließlich hebt er seine Hand, als wäre sie schwer wie ein Schmiedehammer, und zeigt zurück auf die Schule.

Als Elsa sich umdreht, sieht sie das Mädchen, das Harry Potter nicht liest, mit ihren Freunden davonrennen wie Papierfetzen, die man von einem Balkon hat fallen lassen. Völlig verängstigt, als ob sie von den Schatten selbst verfolgt würden.

Weiter hinten sieht sie Audi auf den Parkplatz einbiegen. Elsa holt einmal tief Atem und spürt zum ersten Mal wieder, wie Luft ihre Lungen durchdringt, und sie hat das Gefühl, es halte minutenlang an.

Als sie sich umdreht, ist das Monster verschwunden.

9
Seife

In der richtigen Welt gibt es Tausende von Märchen, von denen kein Blödmann weiß, woher sie kommen. Das liegt daran, dass jedes einzelne von ihnen aus dem Land-Fast-Noch-Wach stammt, und dort verzichtet man darauf, damit zu prahlen und sich hervorzutun, da macht man einfach nur seinen Job. Und aus Miamas stammen die allerbesten Märchen aus dem Land-Fast-Noch-Wach.

Natürlich haben alle sechs Königreiche von Zeit zu Zeit einzelne Märchen hervorgebracht, doch keines von ihnen ist auch nur annähernd so gut wie die aus Miamas. In Miamas produziert man Märchen Tag und Nacht, man stellt sie noch in sorgfältiger Handarbeit Stück für Stück her und nicht am Fließband in einer blöden Fabrik. Und nur die allerallerbesten werden exportiert. Die meisten werden nur ein einziges Mal erzählt, und dann fallen sie platt auf die Erde, aber die allerbesten und schönsten gleiten stattdessen sanft von den Lippen desjenigen, der das letzte Wort der Geschichte ausgesprochen hat, und schweben sacht über all die, die zugehört haben, wie kleine schimmernde Papierlaternen, und wenn die Nacht hereinbricht, werden sie von den Enfanten geholt. Die Enfanten sind sehr kleine Lebewesen mit ganz ordentlichen Hüten. Sie reiten auf Wolkentieren. Also, die Enfanten. Die Hüte reiten ja eher auf den Enfanten, wenn man es ganz genau nehmen will. Aber die Laternen werden jedenfalls von den Enfanten mit großen goldenen Keschern eingefangen, und dann drehen die

Wolkentiere um und steigen dem Himmel so schnell entgegen, dass selbst der Wind ihnen den Weg freimachen muss. Und wenn der Wind sich nicht schnell genug verflüchtigt, dann rufen die Wolkentiere dem Wind »Hau endlich ab, du Schlaumeier-Wind!« zu und verwandeln sich in eine Art Tier, das Finger hat, und so können sie dem Wind den Stinkefinger zeigen.

Und ganz oben auf der allerhöchsten Bergspitze des Landes-Fast-Noch-Wach, dem Geschichtenberg, öffnen die Enfanten die Kescher und lassen die Geschichten frei. Und genau so kommt es, dass die Märchen, von denen kein Schlaumeier weiß, woher sie stammen, hinausfinden in die richtige Welt.

Als Elsas Oma anfing, ihre Geschichten von Miamas zu erzählen, sah es anfangs so aus, als seien sie voneinander unabhängige Märchen ohne Zusammenhang, die einfach von jemandem erzählt wurden, der verrückt genug dafür war. Es dauerte Jahre, bis Elsa verstand, dass sie alle zusammengehörten. Und so funktionieren alle wirklich guten Märchen.

Oma erzählte von dem traurigen Fluch, unter dem der Meeresengel stand. Sie erzählte von den zwei Prinzenbrüdern, die gegeneinander in den Krieg zogen, weil sich beide in die Prinzessin von Miploris verliebt hatten. Sie erzählte von der Prinzessin, die gegen eine Hexe kämpfte, die ihr den wertvollsten Schatz im ganzen Land-Fast-Noch-Wach gestohlen hatte, und sie erzählte von den Kriegern von Mibatalos und den Tänzern von Mimovas und den Traumjägern von Mirevas. Und wie sie alle immerzu miteinander über das eine oder das andere stritten und schimpften, bis zu dem Tag, an dem der Auserwählte aus Mimovas vor den Schatten flüchtete, als diese versuchten, ihn zu kidnappen. Davon, wie die Wolkentiere den Auserwählten nach Miamas trugen und wie alle Einwohner des Landes-Fast-Noch-Wach am Ende einsahen, dass es wichtigere Dinge gab, für die

es sich zu kämpfen lohnte. Als die Schatten also ihre Armee zusammenriefen und kamen, um den Auserwählten mit Gewalt zu holen, standen sie alle vereint. Nicht einmal als es schien, dass der Krieg-Ohne-Ende nicht anders enden könne, als dass sie alle umkommen würden, nicht einmal als das Kriegskönigreich Mibatalos fiel und der Erde gleichgemacht wurde, gingen die anderen Königreiche in die Knie. Denn sie wussten, wenn die Schatten den Auserwählten bekämen, dann würde das erst den Tod der Musik bedeuten und dann das Ende der Phantasie im Land-Fast-Noch-Wach, und dann würde nichts mehr übrig sein von dem, was anders war. Und alle Märchen leben von dem, was anders ist. »Nur Menschen, die anders sind, verändern die Welt, wer normal ist, bewegt kein Fünkchen«, pflegte Oma zu sagen.

Und dann erzählte sie normalerweise von den Worsen. Und Elsa hätte es eigentlich von Anfang an verstehen müssen. Sie hätte wirklich alles von Anfang an verstehen müssen.

Papa stellt die Anlage in dem Moment aus, als sie in den Audi hüpft. Elsa ist froh, dass er das tut, denn Papa sieht immer sehr traurig aus, wenn sie ihn darauf hinweist, dass er die schlechteste Musik der Welt hört. Und es ist sehr, sehr schwer, nicht darauf hinzuweisen, dass es die schlechteste Musik der Welt ist, wenn man in Audi sitzt und die schlechteste Musik der Welt hört.

»Den Gurt«, bittet Papa sie, als sie Platz nimmt.

Elsas Herz pocht noch immer, als würde es in ihrer Brust Rundlauf um eine Tischtennisplatte spielen.

»Tach, tach, alter Drach!«, ruft sie Papa zu.

Denn das hat sie immer gerufen, wenn Oma sie abholte. Und Oma hat gebrüllt: »Hi, hi, junges Ei!« Und dann war alles fast wieder gut. Denn man

kann zwar Angst haben, wenn man jemandem »Tach, tach, alter Drach!« zuruft, aber es ist wirklich voll schwer.

Papa sieht nur irritiert aus. Elsa seufzt und gurtet sich an und versucht, ihren Pulsschlag zu drosseln, indem sie an Dinge denkt, vor denen sie keine Angst hat. Papa sieht noch irritierter aus.

»Deine Mama und George sind wieder im Krankenhaus …«

»Ich weiß«, sagt Elsa, wie man etwas sagt, wenn diese Mitteilung nun gerade nicht zu den Dingen zählt, die einem die Angst nehmen.

Papa nickt. Elsa wirft ihren Rucksack zwischen den Sitzen hindurch, so dass er im Fußraum vor dem Rücksitz landet. Papa dreht sich um, hebt ihn hoch und legt ihn sauber und ordentlich auf einen der Sitze. Für Papa ist es wichtig, dass die Dinge an Ort und Stelle sind. Es ist nicht direkt so, dass er Zwangsstörungen hat, Elsa weiß das, denn sie hat es auf Wikipedia nachgeschaut. Aber er ist ordentlich. Als Mama und Papa noch miteinander verheiratet waren, kam es vor, dass Papa manchmal nachts heimlich aufstand und an Mamas Schreibtisch ging, wo ihr PC stand. Denn er fand keinen Schlaf, wenn er nicht wusste, ob die Icons auf Mamas Startbildschirm noch durcheinander waren. Und Papa hat einen Mac und Mama einen PC, und einmal, als Mama Papas Computer benutzen wollte und der nicht auf sie hörte, verlor Mama komplett die Beherrschung und schrie, dass sie alle Apple-Produkte hasse. Und da sah Papa aus, als würde er gleich anfangen zu weinen. Eigentlich hätte man von Anfang an wissen müssen, dass diese Ehe auf lange Sicht nicht funktionieren konnte.

Papa legt die Hände ans Lenkrad mit dem Audi-Logo. Weil es keine Lenkräder mit Apple-Logo gibt.

»Möchtest du etwas … unternehmen?«, fragt er und klingt ein wenig nervös, als er »unternehmen« sagt.

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Irgendwas … Lustiges«, sagt Papa zögernd.

Elsa weiß, dass er das nur sagt, weil er nett sein will. Weil er ein schlechtes Gewissen hat, weil sie sich so selten sehen, und Elsa ihm leidtut, weil Oma tot ist, und weil die Sache mit dem Mittwoch ihn etwas überrumpelt hat. Elsa weiß das, denn Papa würde sonst nie vorschlagen, dass sie etwas Lustiges unternehmen, denn Papa mag keinen Spaß. Lustige Dinge machen Papa ziemlich nervös. Einmal, als Elsa noch klein war, waren sie im Urlaub, und Papa ging mit Elsa und Mama an den Strand, und da hatten sie so viel Spaß miteinander, dass Papa hinterher zwei Aspirin schlucken und sich anschließend im Hotel hinlegen und den restlichen Nachmittag ausruhen musste. Es war einfach zu viel Spaß auf einmal für ihn gewesen, hatte Mama gesagt. »Eine Spaßüberdosis«, hatte Elsa geantwortet, und dann konnte Mama kaum aufhören zu lachen.

Das Komische an Papa ist, dass niemand es schafft wie er, Mamas lustige Seite zum Vorschein zu bringen. Es ist, als sei Mama immer der andere Pol einer Batterie. Niemand regt Mama so sehr zu Ruhe und Ordnung an wie Oma, und niemand macht sie so unordentlich und verwirrt wie Papa. Einmal, als Elsa noch klein war und Mama mit Papa telefonierte und Elsa immer und immer wieder fragte: »Ist das Papa? Ist das Papa? Kann ich mit Papa sprechen? Wo ist er?«, da drehte sich Mama schließlich um und seufzte dramatisch: »Nein, du kannst nicht mit Papa reden, denn Papa ist jetzt im Himmel, Elsa!« Und als Elsa totenstill wurde und Mama nur mit großen Augen ansah, da grinste Mama: »Ach mein Gott, ich mache doch nur Spaß, Elsa. Er ist in der Firma.«

Grinste exakt so, wie Oma es immer getan hat.

Am darauffolgenden Morgen kam Elsa mit roten Augen in die Küche, wo Mama Kaffee mit Unmengen laktosefreier Milch trank, und als Mama besorgt fragte, warum sie so traurig aussehe, antwortete Elsa, sie habe geträumt, »Papa wäre im Himmel«. Und da geriet Mama schier außer sich vor Schuldgefühlen und drückte Elsa ganz, ganz, ganz fest und sagte immer und immer wieder Entschuldigung, und erst nach etwa zehn Minuten grinste Elsa und sagte: »Ach mein Gott, ich mache doch nur Spaß, Mama. Ich habe geträumt, er wäre in der Firma.«

Danach machten Elsa und Mama oft Scherze mit Papa und erkundigten sich, wie es im Himmel so sei. »Ist es kalt im Himmel? Kann man im Himmel fliegen? Begegnet man Gott im Himmel?«, witzelte Mama. »Habt ihr im Himmel Käsehobel?«, fragte Elsa. Und dann lachten sie sich krumm und schief. Papa sah immer recht skeptisch aus, wenn sie das taten. Elsa vermisst das. Vermisst, dass Papa im Himmel ist.

»Ist Oma jetzt im Himmel?«, fragt sie ihn und grinst, denn sie meint es nicht ernst, sie erwartet, dass er anfängt zu lachen.

Doch er lacht nicht. Er macht bloß so ein Gesicht, dass Elsa sich schämt, etwas gesagt zu haben, was bewirkt, dass er so ein Gesicht macht.

»Ach was, ist nicht wichtig«, murmelt sie und streicht über das Handschuhfach. »Wir können nach Hause fahren. Alles in Ordnung«, schiebt sie schnell hinterher.

Papa nickt und sieht erleichtert und enttäuscht aus.

Sie sehen den Streifenwagen auf der Straße vor dem Haus schon von weitem. Und Elsa hört das Gebell gleich, als sie aus Audi aussteigen. Das Treppenhaus ist voller Leute. Das wütende Gebrüll des Freundes in seiner Wohnung bringt das ganze Gebäude, höchst bildlich gesprochen, zum

Beben. Elsa weiß das, denn wenn man »bildlich« googelt, wird der Wikipedia-Artikel über »Metapher« als Erstes gelistet.

»Hast du … deinen Schlüssel?«, fragt Papa.

Elsa nickt und umarmt ihn schnell. Denn Treppenhäuser voller Menschen machen Papa unsicher. Er steigt wieder in Audi ein, und Elsa geht allein ins Haus. Und irgendwo in dem ohrenbetäubenden Lärm vom Freund hört sie nun auch etwas anderes. Stimmen. Dunkle Stimmen, energisch und bedrohlich. Sie tragen Uniformen und halten sich vor der Wohnung des Jungen mit Syndrom und seiner Mutter auf. Sie wachen vor der Tür des Freundes und halten Ausschau, aber sie haben offenbar Angst, ihm zu nahe zu kommen, denn sie drücken sich dicht an die gegenüberliegende Wand, als wären sie Grasflecken und als hätte die Wand einen neuen Pullover an und die Mutter der Wand hätte gesagt, dass der auf gar keinen Fall schmutzig werden darf.

Eine der Beamten dreht sich um. Ihre grünen Augen treffen Elsas Blick, es ist dieselbe Polizistin, der Oma und sie in der Nacht, in der Oma mit Kacke geworfen hat, auf dem Revier begegnet sind. Die grünäugige Polizistin nickt Elsa unglücklich zu. Als ob sie um Verzeihung bitten wolle.

Elsa nickt nicht zurück, sie drängelt sich nur vorbei und rennt. Sie hört, wie einer der Polizisten telefoniert und Worte wie »Jäger« und »einschläfern« fallen. Britt-Marie steht auf halber Höhe der Treppe, nah genug, um Vorschläge machen zu können, was die Polizisten ihrer Meinung nach tun sollten, aber mit genug Abstand, falls die Bestie nun zur Tür herauskäme. Sie lächelt Elsa wohlwollend an. Elsa hasst sie.

Sie ist im obersten Stock angekommen, als sie den Freund schlimmer als je zuvor bellen hört, wie die Orkane von zehntausend Märchen. Durch die Zwischenräume im Treppengeländer sieht Elsa die Polizisten zurückweichen.

Und Elsa hätte alles wirklich von Anfang an verstehen müssen. Das hätte sie wirklich.

Es gibt eine ganz ungeheuerliche Anzahl ganz besonderer Ungeheuer in den Wäldern und Bergen rund um Miamas, aber nicht einmal Oma sprach jemals von einem von ihnen mit solchem Respekt in der Stimme, wie wenn sie von den Ungeheuern sprach, die das Volk im Land-Fast-Noch-Wach die »Worse« nannte.

Die Worse sind wie alles, was du jemals gesehen hast, aber wie nichts, das du kennst. Obwohl sie groß wie Eisbären sind, bewegen sie sich leichtfüßig wie die Wüstenfüchse und beißen schneller zu als eine Kobra. Sie sind stärker als Ochsen, so ausdauernd wie wilde Hengste und haben einen Schlund, der bestialischer als der eines Tigers ist. Ihr Fell ist glänzend schwarz, weich wie der Sommerwind, aber ihre Haut darunter dick wie ein Panzer. In den ganz alten Märchen hieß es, sie seien unsterblich. Das sind die Märchen aus den ältesten Märchenewigkeiten, als die Worse in Miploris lebten und der Königsfamilie als Wachen am Schloss dienten.

Es war die Prinzessin von Miploris, die sie aus dem Land-Fast-Noch-Wach vertrieb, erzählte Oma immer wieder, und die Schuldgefühle klangen wie ein trauriges Lied in jedem Schweigen zwischen den Worten mit. Die Prinzessin war noch ein Kind, als sie mit einem der Welpen spielen wollte, während er schlief. Sie zog ihn am Schwanz, und er erwachte voller Panik und biss sie in die Hand. Alle wussten natürlich, dass in Wirklichkeit die Eltern der Prinzessin die Schuld daran trugen, die ihr nicht beigebracht hatten, dass man nie, nie, nie einen Wors weckt, der schläft. Aber die Prinzessin bekam solch eine Angst, und ihre Eltern waren so wütend, dass sie jemand anderem die Schuld geben mussten, um sich selbst noch zu ertragen. Also beschloss der Hof, die Worse auf ewig aus dem Königreich

zu verbannen. Sie gaben einer Gruppe ganz besonders brutaler Preisjägertrolle freie Hand, sie mit Giftpfeilen und Feuer zu jagen. Die Worse hätten freilich zurückschlagen können, nicht einmal die gesamte Kriegerschar des Landes-Fast-Noch-Wach hätte es gewagt, sich ihnen in den Weg zu stellen, so fürchtete man diese Tiere im Kampf.

Aber anstatt zu kämpfen, drehten die Worse um und liefen davon. Sie rannten so weit und hoch hinauf in die Berge, dass keiner glaubte, man würde sie jemals wiederfinden. Sie rannten, bis die Kinder in den sechs Königreichen heranwuchsen, ohne je im Leben einen einzigen Wors gesehen zu haben. Sie rannten so lange, dass sie zu Legenden wurden.

Erst als der Krieg-Ohne-Ende kam, sah die Prinzessin von Miploris ihren schrecklichen Fehler ein. Als die Schatten alle Krieger im Kriegskönigreich Mibatalos getötet und es dem Erdboden gleichgemacht hatten und nun mit brutaler Gewalt über den Rest des Landes-Fast-Noch-Wach herfielen. Als alle Hoffnung verloren schien, da ritt die Prinzessin selbst geradewegs auf ihrem Schimmel durch die Mauern. Sie ritt wie ein Sturmwind hinauf in die Berge, und dort, nach einer schier endlos langen Suche, die ihr Pferd vor Erschöpfung das Leben kostete und beinahe auch sie selbst umbrachte, fanden die Worse sie.

Als die Schatten das Donnern hörten und spürten, wie die Erde zu zittern begann, war es um sie geschehen. Die Prinzessin ritt ganz vorn auf dem allergrößten Krieger der Worse. Und in diesem Augenblick kehrte Wolfsherz aus den Wäldern zurück. Vielleicht weil Miamas kurz vor dem Untergang stand und ihn brauchte wie nie zuvor. »Aber vielleicht …«, flüsterte Oma immer in Elsas Ohr, wenn sie nachts auf den Wolkentieren ritten, »vielleicht vor allem deshalb, weil die Prinzessin, die eingesehen hatte, wie sehr sie den Worsen Unrecht getan hatte, damit bewies, dass alle Königreiche es wert waren, gerettet zu werden.«

Der Krieg-Ohne-Ende war an diesem Tage vorbei. Die Schatten wurden zurückgetrieben über das Meer. Und Wolfsherz verschwand wieder in die Wälder. Doch die Worse blieben, und seit diesem Tag dienen sie der Prinzessin wieder als persönliche Leibgarde in Miploris. Als Wachen vor den Toren ihres Schlosses.

Jetzt hört Elsa den Freund da unten wie wahnsinnig bellen. Sie muss daran denken, wie Oma sagte, dass »es ihm Spaß mache«. Elsa ist spontan eher skeptisch, was diese Form von Humor angeht, aber sie erinnert sich, was Oma darüber gesagt hat, dass der Freund nicht mit jemandem zusammenwohnen müsse, weil Oma ja auch mit niemandem zusammenwohne, und wie Elsa dann darauf antwortete, dass man doch wohl Oma nicht mit einem verdammten H-u-n-d vergleichen könne. Elsa wird klar, warum Oma damals die Augen verdreht hat. Sie hätte das alles gleich verstehen können. Wirklich.

Denn er ist kein Hund.

Einer der Polizeibeamten wedelt mit einem großen Schlüsselbund. Elsa hört, wie die Haustür geöffnet wird, und zwischen dem Kläffen des Freundes, wie der Junge mit Syndrom mit beiden Füßen gleichzeitig die Treppe hinaufhüpft. Das tut er immer. Tanzt sich durchs Leben.

Die Polizisten schieben ihn und seine Mutter in ihre Wohnung zurück. Britt-Marie trippelt triumphierend in winzig kleinen Schritten auf ihrer Etage vor und zurück. Elsa hasst sie durch das Treppengeländer.

Einen kurzen Moment lang ist der Freund ganz still, als ob er auf die Schnelle einen strategischen Rückzug antrete, um für den ganz großen Kampf noch Kraft zu sammeln. Die Polizisten rasseln mit dem Schlüsselbund und reden davon »bereit zu sein, falls er angreift«. Jetzt, wo der Freund nicht bellt, klingen sie überheblicher.

Elsa hört, dass sich eine andere Tür öffnet, und kurz darauf Lennarts Stimme. Zaghaft erkundigt er sich, was da draußen vor sich gehe. Die Polizisten erklären ihm, dass sie hier seien, um »den Kampfhund in Gewahrsam zu nehmen«. Lennart klingt ein bisschen besorgt. Dann klingt er ein bisschen so, als ob er nicht so recht wüsste, was er sagen soll. Also sagt er das, was er immer sagt: »Möchte jemand von Ihnen vielleicht eine Tasse Kaffee? Maud hat ihn gerade frisch gekocht.«

Aber da wird er von Britt-Marie jäh unterbrochen, die schimpft, sogar Lennart müsse doch wohl begreifen, dass die Polizei wichtigere Dinge zu tun habe, als Kaffee zu trinken. Die Polizisten scheinen darüber ein kleines bisschen enttäuscht zu sein. Elsa sieht, wie Lennart sich die Treppe hinauf zurückzieht. Erst scheint er abzuwägen, ob er noch im Treppenhaus stehen bleiben soll, aber dann sieht er offenbar ein, dass dies höchstwahrscheinlich dazu führen würde, dass sein eigener Kaffee kalt wird, und da scheint er zu dem Schluss zu kommen, dass, was auch immer hier draußen auf der Treppe passiert, dieses Risiko nicht wert ist. Also verschwindet er wieder in seine Wohnung.

Das erste Bellen, das danach ertönt, ist kurz und knapp. Als würde der Freund nur die Stimmbänder testen. Das zweite ist so laut, dass Elsa nur eine heulende Sirene vernimmt, die Ewigkeiten anhält. Als sie schließlich abebbt, hört sie einen gewaltigen Knall. Dann noch einen. Und noch einen. Erst beim vierten versteht sie, was es ist. Der Freund nimmt von innen Anlauf und wirft sich mit voller Wucht gegen die Wohnungstür.

Die Polizeibeamten versuchen hineinzukommen. Der Freund versucht hinauszukommen. Wäre Oma dabei, würde sie sich vermutlich eine Zigarette anstecken, die Augen verdrehen und sehr ironisch von sich gegeben: »Neeeee, ich kann mir ÜBERHAUPT nicht vorstellen, wie das

hier für einen der Beteiligten böse ausgehen kann!«, obwohl Oma nie so richtig verstanden hat, was Ironie eigentlich heißt.

Elsa hört einen der Polizisten erneut telefonieren. Sie versteht nichts von dem Gespräch, aber schnappt die Worte »fürchterlich groß und aggressiv« auf. Sie linst durchs Geländer hindurch und sieht, wie die Polizisten in ein paar Metern Abstand vor der Wohnungstür des Freundes stehen und ihr Selbstbewusstsein im selben Takt, in dem sich der Freund von der anderen Seite immer heftiger gegen die Tür wirft, immer weiter schwindet. Nun sind noch zwei weitere Polizisten aufgetaucht, stellt Elsa fest. Einer von ihnen hält einen Schäferhund an der Leine. Der Schäferhund sieht nicht gerade so aus, als sei er der Meinung, dass es eine phänomenale Idee sei, dort hineinzustürmen zu dem, das versucht herauszustürmen. Er schaut die Polizisten ein bisschen so an wie Elsa damals Oma ansah, als die versuchte, das Stromkabel von Mamas Mikrowelle neu zu verlegen.

»Dann holt doch den Jäger«, hört Elsa schließlich die Polizistin mit den grünen Augen kapitulierend seufzen.

»Das habe ich doch gesagt! Genau, was ich gesagt habe!«, ruft Britt-Marie eifrig.

Die grünen Augen antworten nicht. Aber sie werfen Britt-Marie einen Blick zu, der bewirkt, dass sie auf der Stelle schweigt.

Der Freund brüllt ein letztes Mal, unglaublich, übermäßig laut. Dann verstummt er wieder. Auf der Treppe ist mit einem Mal viel los, und dann hört Elsa wieder die Eingangstür zuschlagen. Offenbar haben die Polizisten beschlossen, ein bisschen weiter entfernt von der Wohnungstür des Wesens, was auch immer es nun sein mag, auf den Jäger zu warten. Durch das Fenster im Treppenhaus sieht Elsa sie verschwinden. Die Polizisten bewegen sich mit einer Körpersprache, wie es Polizisten tun, die deutlichen Kaffeedurst verspüren. Der Schäferhund bewegt sich mit einer

Körpersprache, wie es Schäferhunde tun, die deutlich amtsmüde sind und den Wechsel in den Vorruhestand erwägen.

Plötzlich ist es so still im Treppenhaus, dass Britt-Maries einsame Trippelschrittchen vor und zurück durch die Stockwerke hallen. »Eine Bestie, eine abscheuliche Bestie, das bist du«, zischt Britt-Marie laut vor sich hin, und eine Sekunde später hört Elsa, wie sich die Tür zu ihrer und Kents Wohnung schließt.

Elsa bleibt unschlüssig zurück. Sie weiß das genau, denn »unschlüssig« ist ein Dosenwort. Durch das Fenster betrachtet sie die Polizisten, und im Nachhinein kann Elsa nicht genau sagen, warum genau sie tut, was sie tut. Aber kein wahrer Ritter von Miamas würde zulassen, dass ein guter Freund von Oma getötet wird, ohne wenigstens zu versuchen, etwas dagegen zu tun. Also schleicht sie schnell die Treppen hinunter. Besonders vorsichtig an Kents und Britt-Maries Wohnung vorbei und mit Pause an jeder halben Treppe, um zu lauschen, ob die Polizisten nicht schon wieder im Anmarsch sind.

Schließlich hält sie vor der Wohnung des Freundes an und öffnet den Briefschlitz. Drinnen ist alles schwarz, aber sie hört die grollenden Atemzüge des Freundes.

»I… ich bin es n… nur«, stammelt Elsa.

Sie weiß nicht genau, wie man solch ein Gespräch beginnt. Und der Freund gibt keine Antwort. Allerdings wirft er sich auch nicht von innen gegen die Tür. Elsa bewertet das als einen deutlichen Erfolg ihrer Kommunikation.

»Ich bin’s. Die dir die Schokolade bringt.«

Der Freund gibt keine Antwort. Aber sie hört ihn nun langsamer atmen. Elsas Worte purzeln aus ihr heraus, als ob sie jemand umgekippt hätte.

»Du … also, das hier klingt jetzt vielleicht megakomisch … aber ich glaube irgendwie, dass meine Oma irgendwie gewollt hätte, dass du hier rauskommst. Verstehst du? Falls du vielleicht eine Hintertür oder so was hast? Denn sonst werden sie dich gleich erschießen! Das klingt vielleicht megakomisch, aber es ist irgendwie auch ganz schön verdammt megakomisch, dass du in einer eigenen Wohnung wohnst … wenn du verstehst …«

Erst als all diese Worte aus ihr herausgepurzelt sind, wird ihr klar, dass sie die Geheimsprache verwendet hat. Quasi als Test. Denn wenn das hinter der Tür wirklich nur ein Hund ist, dann wird er sie nicht verstehen. Aber wenn er sie versteht, denkt sie, dann ist er etwas anderes. Sie hört etwas ganz kurz von innen an die Tür kratzen, das klingt wie eine Tatze, die so groß ist wie ein Autoreifen.

»Ich hoffe, du verstehst mich«, flüstert Elsa in der Geheimsprache.

Sie hört nicht, wie sich die Tür hinter ihr öffnet. Das Einzige, was sie durch den Briefschlitz mitbekommt, ist, wie der Freund sich von der Tür zurückzieht. Als würde er sich bereitmachen.

Elsa spürt, dass jemand hinter ihr steht – mehr, weil es sich so anfühlt, als dass sie es wirklich sieht. So wie man vielleicht ein Gespenst wahrnimmt. Oder ein …

»Vorsicht!«, brummt die Stimme.

Elsa wirft sich gegen die Wand, als das Monster lautlos an ihr vorbeischwebt, mit einem Schlüssel in der Hand. Im nächsten Augenblick steht sie gefangen zwischen dem Monster und dem Freund. Und es ist wirklich das allergrößte Monster, und es ist der allergrößte Wors, die Elsa je gesehen hat. Sie hat das Gefühl, als stände jemand auf ihren Lungen. Einen Moment lang will sie schreien, aber nichts kommt heraus.

Danach geht alles furchtbar schnell. Sie hören, wie sich unten die Eingangstür öffnet. Die Stimmen der Polizeibeamten. Und noch eine andere Person, von der Elsa annimmt, dass es der Jäger ist. Im Nachhinein ist Elsa sich nicht ganz sicher, dass sie ihre eigenen Bewegungen noch unter Kontrolle hat und nicht unter dem Einfluss einer verdammten Zauberformel steht, was tatsächlich gar nicht so unwahrscheinlich wäre, wenn man bedenkt, dass es zwar unwahrscheinlich wäre, aber längst nicht so unwahrscheinlich, wie auf einen verdammten Wors zu treffen. Aber als sich die Tür hinter ihr schließt, steht sie im Flur in der Wohnung des Monsters.

Es riecht nach Seife.

10
Desinfektionsgel

Das Knarren des nachgebenden Holzes erfüllt das Treppenhaus, als die Polizisten das Brecheisen im Türrahmen ansetzen.

Elsa steht in der Wohnung des Monsters im Flur und beobachtet sie durch den Spion. Wobei man nicht wirklich sagen kann, dass sie steht, ihre Füße berühren rein technisch betrachtet gar nicht den Boden, weil der Wors sich auf dem Dielenteppich niedergelassen hat, so dass sie zwischen dem Hintern des riesigen Tieres und der Innenseite der Tür klemmt. Er wirkt sehr irritiert, der Wors. Nicht bedrohlich, nur irritiert. Wie wenn einem eine Wespe in die Limonadenflasche fliegt.

Elsa dreht sich vorsichtig mit dem Rücken zur Tür und flüstert in der Geheimsprache:

»Jetzt darfst du bitte nicht bellen. Denn dann kommt Britt-Marie und mit ihr die Polizisten … du weißt schon …«

Sie stellt fest, dass ihr die Polizisten vor der Tür viel mehr Angst einjagen als die beiden Wesen, mit denen sie sich im Moment den Platz im Flur teilt. Und klar, natürlich, das scheint nicht gerade megarational zu sein, das ist es vielleicht nicht. Aber Elsa beschließt, im Moment lieber den Freunden von Oma zu vertrauen als den Freunden von Britt-Marie.

Der Wors dreht seinen heißluftherdgroßen Kopf und sieht sie reserviert an.

»Sie werden dich töten!«, flüstert Elsa.

Der Wors schaut nicht gerade so drein, als sei er völlig überzeugt davon, dass er derjenige sein wird, der die größten Probleme bekommt, wenn sie die Tür öffnet und ihn der Polizei ausliefert, so kann man seinen Blick wohl beschreiben. Aber er bewegt jedenfalls seinen Hintern ein Stück in den Flur hinein, so dass sie loskommt und ihre Füße auf dem Boden landen. Und er ist leise. Auch wenn es so scheint, als sei er das eher wegen Elsa als für sich selbst.

Die Polizisten haben die Tür jetzt fast aufgebrochen. Elsa hört ein Kommando, dass sie sich nun »bereithalten« sollen.

Sie sieht sich im Flur um und wirft einen Blick ins Wohnzimmer. Es ist eine sehr kleine Wohnung, aber die sauberste von allen, in die sie jemals einen Fuß gesetzt hat. Da sind kaum Möbel, und die, die es gibt, stehen exakt rechtwinklig zueinander und sehen aus, als hätten sie vor, eine Art Möbelharakiri zu begehen, falls auch nur ein Staubkorn auf ihnen landet. Elsa kennt sich da aus, sie hatte vor einen Jahr nämlich eine Samurai-Phase.

Das Monster verschwindet im Badezimmer. Drinnen läuft dann eine ganze Weile das Wasser. Dann kommt es wieder heraus. Das Monster trocknet sich die Hände sorgfältig an einem kleinen weißen Handtuch ab, das es anschließend ordentlich zusammengefaltet in einen Wäschekorb legt. Es muss den Kopf einziehen, wenn es durch den Türrahmen geht. Elsa fühlt sich, wie sich Odysseus gefühlt haben muss, als er dem Riesen Polyphem begegnet ist, denn Elsa hat erst vor kurzem etwas über Odysseus gelesen. Abgesehen davon, dass Polyphem sich bestimmt nicht so sorgfältig die Hände gewaschen hat, wie es das Monster zu tun scheint. Und selbstverständlich abgesehen davon, dass Elsa überhaupt nicht findet, dass sie genauso schrecklich eingebildet und selbstverliebt ist wie dieser Odysseus in den Büchern. Selbstverständlich. Aber ansonsten eben. Irgendwie wie Odysseus.

Das Monster sieht sie an. Es sieht nicht böse aus. Eher verwirrt eigentlich. Fast ängstlich. Vielleicht liegt es daran, dass Elsa mit einem Mal wagt, ganz direkt zu fragen:

»Warum schickt meine Oma dir Briefe?«

Das sagt sie in der normalen Sprache. Denn sie will nicht in der Geheimsprache mit ihm sprechen, warum, weiß sie selbst noch nicht so genau. Die Augenbrauen des Monsters versinken unter seinem schwarzen Haar, so dass man hinter Haaren und Bart und der Narbe kaum irgendeinen Gesichtsausdruck erkennen kann. Es ist barfuß, aber trägt zwei blaue Plastikschoner an den Füßen. Seine Turnschuhe stehen ordentlich vor der Tür, exakt neben der Fußmatte. Das Monster hält Elsa auch zwei blaue Plastikbeutel hin, aber zieht die Hand schnell weg, sobald sie einen Zipfel davon erwischt hat, als hätte es Angst, Elsa könne es möglicherweise berühren. Elsa beugt sich hinunter und streift die Plastikbeutel über ihre lehmigen Schuhe. Sie sieht, dass sie aus Versehen neben der Matte zwei halbe Schuhabdrücke mit Schneematsch auf dem Parkett hinterlassen hat.

Das Monster beugt sich mit einer beeindruckend geschmeidigen Bewegung nach unten und beginnt, mit einem neuen weißen Handtuch den Boden zu putzen. Als es damit fertig ist, sprüht es ein Putzmittel, das Elsa in den Augen brennt, aus einer kleinen Flasche dorthin, wo die Abdrücke gewesen sind, und wischt den Boden mit einem weiteren kleinen weißen Handtuch wieder trocken. Dann steht es auf, legt die Handtücher ordentlich in den Wäschekorb und stellt das Spray genau rechtwinklig in ein Regal.

Das Monster bleibt eine Zeitlang stehen und betrachtet sorgenvoll den Wors. Dieser hat sich hingelegt und fließt nun quasi über den kompletten Flurboden. Das Monster erweckt ein wenig den Anschein, als würde es anfangen zu hyperventilieren. Es verschwindet im Badezimmer und kommt wieder heraus und legt dann sorgfältig und dabei sehr darauf bedacht,

keinesfalls mit irgendeinem Köperteil des Wors in Berührung zu kommen, Handtücher dicht an dicht rund um ihn herum. Dann geht es wieder ins Badezimmer und schrubbt sich die Hände so heftig unter dem Wasserhahn, dass das Waschbecken vibriert, als ob auf ihm ein klingelndes Handy läge.

Als es zurückkommt, hat es eine kleine Flasche mit Desinfektionsgel in der Hand. Elsa erkennt es, denn damit musste sie sich die letzten Male die Hände abreiben, als sie Oma besuchen wollte. Durch den kleinen Zwischenraum, den das Monster unter seiner Achsel lässt, als es den Arm ausstreckt, schielt Elsa hinüber ins Badezimmer. Da drinnen stehen mehr Flaschen Desinfektionsgel, als sie sich in Mamas Krankenhaus vorstellen kann.

Das Monster sieht ganz fürchterlich schlimm verlegen aus. Es stellt die Flasche ab und reibt seine Finger mit dem Desinfektionsmittel ein, als seien sie von einer unsichtbaren Extrahaut überzogen, die es gerade versucht abzurubbeln. Dann hält es Elsa zwei lastwagenladeraumgroße Handflächen vors Gesicht und nickt energisch.

Elsa hält ihm ihre eher tennisballgroßen Handflächen hin. Das Monster kippt Desinfektionsgel hinein und gibt sich offenbar große Mühe, nicht allzu angeekelt auszusehen. Sie massiert das Gel schnell in die Haut ein und wischt dann das, was zu viel ist, instinktiv an den Hosenbeinen wieder ab.

Das Monster sieht aus, als würde es sich gleich in einen Teppich einrollen und wie am Spieß brüllen wollen.

Zum Ausgleich schüttet es sich noch mehr Gel in die eigenen Hände und reibt, reibt, reibt. Dann fällt ihm auf, dass Elsa zufällig an einen der beiden Schuhe gekommen ist, so dass einer jetzt im Vergleich zu dem anderen schräg steht. Es beugt sich hinunter und stellt ihn wieder gerade hin. Dann wieder Desinfektionsmittel.

Elsa legt den Kopf etwas schief und schaut ihn an.

»Hast du Zwangsstörungen?«

Das Monster gibt keine Antwort. Reibt seine Hände nur noch etwas fester, als würde es versuchen, zwischen ihnen Feuer zu machen.

»Ich habe darüber etwas auf Wikipedia gelesen«, erklärt Elsa.

Der Brustkorb des Monsters hebt und senkt sich in frustrierten Atemzügen. Es verschwindet im Badezimmer, und sie hört wieder das Geräusch von sprudelndem Wasser.

»Mein Papa hat so was wie Zwangsstörungen!«, ruft Elsa ihm nach, aber schiebt dann gleich hinterher: »Allerdings nicht so wie du. Du bist ja irgendwie richtig verrückt!« Erst hinterher wird ihr klar, dass das wie eine Beleidigung geklungen hat. So hat sie es doch gar nicht gemeint. Sie wollte nur nicht Papas kleine, jämmerliche Amateurzwangsstörungen mit den ganz offensichtlichen Profizwangsstörungen des Monsters vergleichen.

Das Monster kommt wieder in den Flur. Elsa lächelt aufmunternd. Der Wors sieht aus, als würde er die Augen verdrehen. Er rollt sich auf die Seite und schnappt nach ihrem Rucksack, weil er ganz offenbar glaubt, dass sie darin Daim-Schokolade hat. Das Monster sieht aus, als versuche es, sich in seinem Kopf an einen glücklicheren Ort zu begeben. Und so stehen sie da allesamt: ein Wors, ein Kind und ein Monster mit einem Bedürfnis nach Sauberkeit und Ordnung, das offensichtlich nicht besonders für die Gesellschaft mit Kindern und Worsen geeignet ist.

Draußen vor der Tür haben die Polizeibeamten und der Jäger soeben die Tür zu einer Wohnung aufgebrochen, in der sich ein lebensgefährlicher Kampfhund befindet, und nun die Abwesenheit des lebensgefährlichen Kampfhundes festgestellt. Sie springen aufgeregt umher. Sogar der Schäferhund beginnt mit einem Mal zu bellen. Natürlich vielleicht gerade wegen der Abwesenheit des Kampfhundes.

Elsa sieht den Wors an. Sieht das Monster an.

»Wieso hast du den Schlüssel zu … seiner … Wohnung?«, fragt sie das Monster.

Das Monster scheint jetzt schwerer zu atmen.

»Du hast Brief gebracht. Von Oma. Schlüssel. Im Umschlag«, antwortet er schließlich dumpf.

Elsa legt den Kopf auf die andere Seite.

»Hat Oma geschrieben, dass du dich um ihn kümmern sollst?«

Das Monster nickt widerwillig.

»Hat geschrieben, ›schütze das Schloss‹.«

Elsa nickt. Ihre Blicke treffen kurz aufeinander. Das Monster sieht extrem so aus, wie man aussieht, wenn man einfach nur will, dass alle nach Hause gehen und ihre eigenen Flure beschmutzen. Elsa schaut den Wors an.

»Warum jault er nachts so fürchterlich?«, fragt sie das Monster.

Der Wors sieht aus, als würde er es nicht sonderlich schätzen, dass sie von ihm in der dritten Person spricht. Wenn »er« nun überhaupt als dritte Person zählt, der Wors scheint sich nicht ganz sicher zu sein, wie das grammatikalisch und auch sonst zu betrachten ist. Das Monster sieht aus, als wäre es die ganzen Fragen langsam leid.

»Trauert«, sagt es leise in Richtung Wors und reibt seine Hände, obwohl es da schon lange nichts mehr zum Hineinreiben gibt.

»Trauert worüber?«, fragt Elsa.

Der Blick des Monsters haftet noch an seinen Handflächen.

»Trauert über deine Oma.«

Elsa sieht den Wors an. Der Wors schaut zurück mit schwarzen, traurigen Augen. Im Nachhinein nimmt Elsa an, dass sie genau da und dort

anfängt, ihn richtig, richtig gern zu haben. Sie sieht wieder zum Monster hinüber.

»Warum hat meine Oma dir einen Brief geschickt?«

Es knetet noch härter an seinen Fingern.

»Alter Freund«, kommt aus all dem Schwarzen, das vor ihr steht, zwischen Haaren und Bart hervor.

»Und was stand in dem Brief?«, will Elsa auch sofort wissen und macht einen halben Schritt von der Fußmatte herunter, aber als sie bemerkt, dass das Monster daraufhin deutlich den Eindruck vermittelt, es sei ein Monster, das gleich in Panik ausbricht, tritt sie voller Respekt wieder zurück.

Auf Wikipedia steht eine Menge über Panikstörungen.

»Sorry«, murmelt sie.

Das Monster nickt dankbar.

»Stand Entschuldigung. Nur Entschuldigung«, sagt es und verschwindet noch tiefer hinein in seine Haare und seinen Bart.

»Warum entschuldigt sich meine Oma bei dir?«, legt Elsa nach, obwohl es gar nicht ihre Absicht ist.

Aber sie hat langsam das Gefühl, dass sie völlig außen vor ist, weil sie diese Geschichte nicht kennt, und Elsa hasst das Gefühl, wenn sie Geschichten nicht kennt.

»Nicht deine Sache«, sagt das Monster leise.

»Es war MEINE Oma!«, gibt Elsa ihm zu verstehen.

»War aber meine Entschuldigung«, antwortet das Monster.

Elsa faltet ihre Hände.

»Touché«, gibt sie schließlich zu.

Das Monster blickt nicht auf. Dreht sich nur um und verschwindet wieder einmal im Badezimmer. Wieder laufendes Wasser. Wieder Desinfektionsgel. Wieder dieses Reiben. Der Wors hat Elsas Rucksack jetzt

mit den Zähnen hochgehoben und seine ganze Nase hineinvergraben. Er murrt voller Enttäuschung, als er feststellt, dass sich darin offenbar kein Schulmaterial befindet, das etwas mit Schokolade zu tun hat.

Elsa blinzelt dem Monster zu, ihr Tonfall ähnelt nun mehr einem Verhör:

»Du hast unsere Geheimsprache benutzt, als ich dir den Brief gegeben habe! Du hast mich darin ›dummes Mädchen‹ genannt! Hat Oma dir unsere Geheimsprache beigebracht?«

Und da schaut das Monster zum ersten Mal richtig hoch. Die Augen vor Erstaunen aufgerissen. Und Elsa starrt ihn plötzlich einfach mit offenem Mund an.

»Nicht sie mir beigebracht. Ich … ihr beigebracht«, sagt das Monster leise in der Geheimsprache.

Jetzt ringt Elsa um Luft.

»Du bist … du bist …«

Sie keucht. Ihr Kopf fühlt sich an, als ob sie in Kia eingeschlafen wäre und Mama sie ein bisschen zu plötzlich geweckt hätte, weil sie an einer Tankstelle anhalten und George überglücklich losschreit: »W-e-r will einen Proteinriegel haben???«

Und genau da, als sie hört, wie die Polizisten draußen im Treppenhaus die Reste der Tür zur Wohnung des Wors zuschlagen und durch die Haustür verschwinden, während Britt-Marie laut protestiert, sieht sie dem Monster direkt in die Augen. Die so rabenschwarz sind, dass das Weiß drum herum wie Kreide auf einer Tafel aussieht.

»Du bist … der Werwolfsjunge.«

Und einen Atemzug später flüstert sie, jetzt in der Geheimsprache:

»Du bist Wolfsherz.«

Und das Monster nickt bekümmert.

11
Proteinriegel

Omas Märchen von Miamas waren in der Regel schrecklich dramatisch. Krieg und Sturm und Verfolgung und Intrigen und so, denn genau diese Art von Actionmärchen liebte Oma. Um das Leben im Alltag im Land-Fast-Noch-Wach ging es nur selten. Daher weiß Elsa eigentlich ziemlich wenig darüber, wie Monster und Worse miteinander auskommen, wenn sie nicht gerade eine Armee zu führen haben oder sich mit Schatten bekriegen.

Es stellt sich heraus, dass das in der Tat nicht ganz so einfach ist.

Es beginnt damit, dass der Wors komplett die Geduld verliert, als das Monster versucht, den Boden unter dem Wors zu wischen, während der Wors dort liegt. Und weil das Monster den Wors unter keinen Umständen berühren will, spritzt es ihm aus Versehen Desinfektionsmittel ins Auge. Elsa sieht sich gezwungen dazwischenzugehen, damit es nicht zu einer Schlägerei kommt. Als das Monster dann wahnsinnig frustriert darauf besteht, dass Elsa dem Wors über jede seiner Tatze einen dieser blauen Plastikbeutel stülpt, findet der Wors, dass es für alles auch eine Grenze gibt. Da es draußen langsam dunkel wird und sie sicher ist, dass kein Polizist mehr im Treppenhaus steht, zwingt Elsa schließlich beide hinaus vors Haus in den Schnee, damit sie in Ruhe nachdenken kann, wie sie mit dieser Situation künftig umgehen soll.

Sie hätte sich natürlich Sorgen machen können, dass Britt-Marie sie vom Balkon aus sehen kann, aber es ist Punkt sechs, und um Punkt sechs steht bei Britt-Marie und Kent das Abendessen auf dem Tisch. Denn Britt-Marie meint, nur Barbaren äßen zu einer anderen Zeit als Punkt sechs zu Abend. Wenn Kents Telefon irgendwann zwischen sechs und halb sieben klingelt, lässt Britt-Marie vor lauter Schock das Besteck direkt aufs Tischtuch fallen und ruft: »*Wer* kann das um diese Uhrzeit sein, Kent! Mitten beim *Essen*!«

Elsa schiebt ihr Kinn unter den Gryffindor-Schal und versucht, einen klaren Gedanken zu fassen. Der Wors ist offenbar wegen der Sache mit den blauen Plastiktüten noch immer ziemlich eingeschnappt und verzieht sich rückwärts in einen Strauch, bis nur noch seine Nase zwischen den Ästen zu sehen ist. Da bleibt er stehen und sieht Elsa verärgert an. Es vergeht fast eine Minute, bis das Monster seufzt und versucht, Elsa mit einer Geste etwas mitzuteilen.

»Kackt«, murmelt das Monster und schaut in eine andere Richtung.

»Entschuldigung«, sagt Elsa beschämt zum Wors und wendet sich ab. Sie unterhalten sich wieder in der gewöhnlichen Sprache, denn etwas in Elsas Bauch wird zu einem finsteren Klumpen, wenn sie mit jemand anderem als Oma in der Geheimsprache spricht. Das Monster sieht natürlich so aus, als wolle es in gar keiner Sprache mit jemandem sprechen. Der Wors sieht währenddessen so aus, wie wenn jemand hereinplatzt, während man seine Notdurft verrichtet, und derjenige eine ganze Minute braucht, bis er kapiert, wie unangebracht es ist, dazustehen und zu glotzen. Erst da wird Elsa klar, dass der Wors im Grunde einige Tage lang gar keine Gelegenheit dazu gehabt hat, es sei denn, er hat es in seiner Wohnung getan. Was sie eher ausschließt, weil sie sich nicht vorstellen kann, wie er das auf einer Toilette hinbekommen hätte, und Elsa ist völlig überzeugt, dass er nicht auf den Boden gekackt hat, weil das sicherlich nichts ist, wozu ein

Wors sich herablässt. Daher denkt sie sich, dass es wohl eine der Superkräfte der Worse ist, so was ziemlich lange zurückhalten zu können.

Sie wendet sich zum Monster um. Es knetet seine Hände und betrachtet besorgt die Fußspuren im Schnee, als würde es den Schnee am liebsten mit einem Bügeleisen wieder glätten.

»Bist du Soldat?«, fragt Elsa und weist auf seine Hose.

Es schüttelt den Kopf. Elsa zeigt immer noch auf seine Hose, denn sie hat genau diese Hose in den Nachrichten gesehen.

»Das sind aber Soldatenhosen.«

Das Monster nickt.

»Warum trägst du Soldatenhosen, wenn du kein Soldat bist?«, befragt ihn Elsa.

»Alte Hose«, antwortet das Monster kurz.

»Woher hast du die Narbe?«, fragt Elsa und zeigt auf sein Gesicht.

»Unfall«, antwortet das Monster noch kürzer.

»No shit, Sherlock? Ich hab nicht direkt gedacht, dass du sie dir absichtlich selbst beigebracht hast!«, antwortet Elsa ein bisschen aufmüpfiger, als sie es vorhatte.

»No shit, Sherlock?« ist einer ihrer Lieblingsausdrücke auf Englisch. Das findet sie etwas sarkastischer, als einfach ironisch »Ach neeee?« auszurufen. Ihr Papa meint immer, dass man keine englischen Ausdrücke benutzen solle, wenn es genauso guten Ersatz in der eigenen Sprache gibt, aber Elsa ist der Meinung, dass es gerade in diesem Fall eben keinen genauso guten Ersatz gibt. Und sie wollte auch wirklich nicht unfreundlich sein.

»Ich wollte wirklich nicht unfreundlich sein. Ich wollte nur wissen, was das für ein Unfall war«, murmelt sie.

Das Monster schaut sie nicht an.

»Normaler Unfall«, murrt er.

»Na klaaar! Danke für die Info!«, antwortet Elsa eine Spur ironischer, als es gedacht war.

Dann seufzt sie, sowohl über das Monster als auch über sich selbst. Das Monster verschwindet unter der riesigen Kapuze seiner Jacke.

»Spät geworden. Muss schlafen.«

Sie versteht, dass er damit sie meint, nicht sich selbst. Sie zeigt auf den Wors.

»Der muss heute bei dir übernachten.«

Das Monster schaut sie an, als ob sie es gerade gebeten hätte, sich nackt in Speichel zu wälzen und dann durch eine stillgelegte Briefmarkenfabrik zu rennen. Na ja, vielleicht nicht ganz so. Aber ungefähr. Es schüttelt mit dem Kopf, dass seine Kapuze wie ein Segel um es flattert.

»Nicht da. Geht nicht. Nicht da. Geht nicht. Geht nicht. Geht nicht.«

Elsa stemmt die Hände in die Hüften und starrt ihn wütend an.

»Ach nee? Und was hattest du dir vorgestellt, wo er schlafen soll?«

Das Monster versinkt tiefer unter seine Kapuze. Zeigt auf Elsa.

Elsa schnaubt.

»Mama lässt mich nicht einmal eine Eule anschaffen! Dann stell dir mal vor, wie sie ausflippen wird, wenn sie d-e-n da sieht!«

Der Wors kommt mit mordsmäßigem Lärm aus dem Busch hervor und macht ein beleidigtes Gesicht.

Elsa räuspert sich.

»Entschuldigung. Ich meinte *d-e-n da* nicht negativ.«

Der Wors blickt in etwa so, als wolle er brummen: »Schon gut.« Das Monster knetet seine Hände schneller und schneller ineinander, bekommt langsam einen panischen Gesichtsausdruck und zischt nach unten, Richtung Boden: »Kacke am Fell. Hat Kacke am Fell. Kacke am Fell.«

Elsa schaut zum Wors. Schaut auf das Monster. Schaut auf den Wors und bemerkt, dass er wirklich ein bisschen Kacke am Fell hat. Sie verdreht die Augen.

»Okay, du kannst wohl doch nicht bei ihm übernachten, sonst kriegt er wahrscheinlich einen Herzinfarkt. Dann müssen wir uns etwas anderes ausdenken …«, seufzt sie zum Wors.

Das Monster sagt kein Wort. Aber das Tempo, mit dem es seine Hände knetet, verlangsamt sich ein wenig. Der Wors setzt sich in den Schnee und rubbelt den Hintern darüber, um die Kacke abzuwischen. Das Monster wendet sich ab und sieht aus, als würde es versuchen, einen unsichtbaren Radiergummi in sein Hirn zu stopfen, um dieses Bild gleich wieder auszuradieren.

Elsa zögert ein paar Sekunden. Dann geht sie auf das Monster zu.

»Was hat Oma in dem Brief geschrieben?«, fragt sie seinen Rücken.

Das Monster atmet verkrampft unter der Kapuze.

»Schrieb Entschuldigung«, sagt es, ohne sich dabei umzudrehen.

»Und sonst noch? Das war doch ein megalanger Brief!« Elsa bleibt stur.

Das Monster seufzt, schüttelt den Kopf und nickt zur Haustür.

»Spät geworden. Schlafen.«

Elsa schüttelt den Kopf.

»Nicht bevor du erzählst, was im Brief steht.«

Das Monster dreht sich zu ihr um und sieht ein bisschen aus, als sei es sehr müde, aber würde von jemandem wachgehalten werden, der ihm mit gleichmäßigen Schlägen einen Kissenbezug voller Joghurt aufs Gesicht knallt.

»Schrieb ›schütz das Schloss‹«, brummt es.

Elsa macht einen Schritt auf das Monster zu, um ihm zu zeigen, dass sie keine Angst vor ihm hat. Um es sich selbst zu zeigen, wohl auch – ob das

für das Monster einen großen Unterschied macht, weiß sie nicht.

»Und sonst noch?«

Das Monster zieht sich unter seine Kapuze zurück und bewegt sich ein bisschen weiter fort in den Schnee.

»Dich beschützen. Elsa beschützen.«

Dann verschwindet er in der Dunkelheit und ist fort. Er wird noch öfter verschwinden, das wird Elsa noch lernen. Dafür, dass er so riesig ist, kann er das wirklich gut.

Von der anderen Seite des Hofs hört Elsa gedämpftes Keuchen näher kommen und dreht sich um. George ist auf dem Rückweg vom Joggen. Sie weiß, dass es George ist, denn er trägt enge Laufhosen und Shorts darüber und die grünste Jacke der Welt. Er sieht sie und den Wors nicht, da er ganz darauf konzentriert ist, mit beiden Füßen auf eine Bank hoch- und wieder runterzuspringen. George trainiert ziemlich viel, er läuft und springt auf Hindernisse hoch und wieder runter. Als ob er ununterbrochen für das Casting für die nächste Super-Mario-Fernsehshow übt, denkt Elsa dann immer.

»Komm!«, flüstert Elsa schnell zum Wors hinüber, damit sie ihn ins Haus bekommt, bevor George ihn bemerkt.

Und zu ihrer Verwunderung gehorcht ihr das riesige Tier. Der Wors streicht um ihre Beine, so dass sein Pelz sie fast bis an die Stirn hinauf kitzelt und sie beinahe umfällt von dem leichten Stoß. Sie muss lachen. Der Wors schaut sie an und sieht aus, als lache er auch.

Nach Oma ist er der erste Freund in Elsas Leben.

Sie vergewissert sich, dass Britt-Marie nicht im Treppenhaus herumläuft und dass George sie nach wie vor nicht bemerkt hat, und führt den Wors dann hinunter in den Keller. Die Kellerräume sind den Wohnungen zugeordnet. Der von Oma steht offen und ist leer bis auf ein paar gelbe Tragetüten von Ikea voller Anzeigenblättchen. Elsa verteilt die Zeitungen auf dem kalten Betonboden, damit der Wors es etwas gemütlicher hat.

»Heute Nacht musst du hier bleiben. Morgen suchen wir ein besseres Versteck für dich«, flüstert sie ihm zu.

Der Wors sieht wenig beeindruckt aus, aber er legt sich hin, rollt sich auf die Seite und schaut entspannt ins Dunkel des Kellergeschosses. Elsa blickt in dieselbe Richtung, dann wieder zum Wors.

»Oma hat immer gesagt, dass es hier Gespenster gibt«, sagt sie streng.

Der Wors liegt lässig da, während seine eishackengroßen Schneidezähne durch das Dunkel blitzen.

»Du darfst die Gespenster nicht erschrecken, hörst du!«, ermahnt Elsa den Wors.

Der Wors murrt. Elsa tun die Gespenster leid.

»Wenn du lieb bist, bringe ich dir morgen wieder Schokolade«, verspricht sie.

Der Wors scheint das Verhandlungsangebot abzuwägen. Elsa beugt sich vor und gibt ihm einen Kuss auf die Nase.

Dann rennt sie die Treppe hinauf und schließt ordentlich die Kellertür hinter sich. Sie schleicht das Treppenhaus hinauf, ohne Licht anzumachen, um das Risiko zu verringern, dass jemand sie bemerkt. Als sie zu Britt-Maries und Kents Wohnung kommt, macht sie sich ganz klein und läuft dann die letzte Treppe in großen Sätzen hinauf. Sie ist sich fast sicher, dass Britt-Marie drinnen am Spion steht. Sie spürt förmlich, wie sie sie

beobachtet, so wie Sauron in »Herr der Ringe« mit seinem bösen Auge die Welt durchbohrt.

Am nächsten Morgen sind sowohl die Wohnung des Monsters als auch der Kellerraum leer. George fährt Elsa in die Schule, denn Mama ist schon ins Krankenhaus gefahren, weil eine Krisensitzung anberaumt wurde, und es ist schließlich Mamas Job, Krisen zu managen.

George redet die ganze Zeit von Proteinriegeln. Er habe eine ganze Kiste gekauft, erzählt er, und jetzt finde er sie nicht mehr. George liebt es, über Proteinriegel zu reden. Und über Dinge mit Funktion. Funktionskleidung und Funktionslaufschuhe, zum Beispiel. George liebt Funktionen. Elsa hofft nur, dass niemals jemand Proteinriegel mit Funktion erfindet, denn dann würde Georges Kopf vermutlich explodieren. Nicht dass Elsa das notwendigerweise ganz schrecklich fände, aber Mama wäre dann ja traurig, und es gäbe fürchterlich viel zu putzen. George lässt sie auf dem Parkplatz aussteigen und fragt ein letztes Mal, ob sie vielleicht seine verschwundenen Proteinriegel irgendwo gesehen habe. Entnervt stöhnt sie auf und steigt aus.

Die anderen Kinder halten Abstand. Beobachten sie abwartend. Das Gerücht über die Hilfe des Monsters draußen vor dem Park hat sich herumgesprochen, aber Elsa weiß, dass die sich nur für kurze Zeit zurückhalten werden. Immerhin ist es weit außerhalb des Schulgeländes passiert. Dinge, die außerhalb des Schulgeländes passieren, könnten genauso gut im Weltraum stattfinden, hier drinnen ist sie trotzdem ungeschützt. Vielleicht bekommt sie ein paar Stunden Aufschub, aber diejenigen, die hinter ihr her sind, werden sich immer näher an sie herantasten, und wenn sie sich wieder trauen, sie anzugreifen, werden sie härter zuschlagen als je zuvor.

Und sie weiß, dass das Monster sich ihretwegen niemals an den Zaun vorwagen wird, denn Schulen sind voller Kinder, und Kinder sind voller Bakterien, und es gibt auf der ganzen Welt nicht so viel Desinfektionsmittel, wie es das Monster hinterher bräuchte.

Aber an diesem Vormittag genießt Elsa trotz allem ihre Freiheit. In zwei Tagen beginnen die Weihnachtsferien, und nach dem morgigen Tag wird sie zwei Wochen lang nicht wegrennen müssen. Zwei Wochen ohne Zettel in ihrem Fach, dass sie hässlich ist und dass sie sie umbringen werden.

In der ersten großen Pause gönnt sie sich einen Spaziergang am Zaun entlang. Sie zieht die Riemen ihres Rucksacks fester zu, um sicherzugehen, dass er nicht zu locker hängt. Sie weiß, dass sie sie in dieser Pause nicht jagen werden, aber sie hat sich das schon richtig angewöhnt. Man rennt einfach langsamer, wenn der Rucksack zu lose ist.

Am Ende erlaubt sie sich, ihre Gedanken schweifen zu lassen. Wahrscheinlich sieht sie ihn deshalb nicht. Sie denkt an Oma und Miamas, sie fragt sich, was Oma für einen Plan hatte, ob sie überhaupt einen hatte. Wenn Oma Pläne machte, erfand sie immer zwischendrin noch etwas Neues, deshalb ist der nächste Schritt bei dieser Schatzsuche für Elsa nicht leicht zu erkennen – jetzt, da Oma fort ist. Vor allem fragt sie sich, was Oma wohl damit gemeint haben könnte: dass sie Angst habe, Elsa könne sie hassen, wenn sie mehr über sie erfährt. Bislang hat Elsa nur erfahren, dass Oma zum Teil sehr schräge Freunde hatte, und das war nicht gerade ein großer Schock, könnte man sagen.

Elsa ist natürlich klar, dass das, was Oma mit »Wer man ist, bevor man Oma wird« gemeint hat, sicher mit Elsas Mama zu tun hat, doch wenn es irgendwie geht, möchte sie vermeiden, Mama darauf anzusprechen. Jeder Versuch, Mama anzusprechen, artet zurzeit in Streit aus. Und Elsa hasst das.

Sie hasst es, dass man nichts in Erfahrung bringen kann, ohne sich dabei zu streiten.

Und sie hasst es, so einsam zu sein, wie man es nur ohne seine Oma sein kann.

Also sieht sie ihn vermutlich deshalb nicht. Denn sie ist allerhöchstens zwei, drei Meter von ihm entfernt, als sie ihn schließlich bemerkt, und das ist ein lächerlicher Abstand, wenn es um den Abstand zu einem Wors geht. Er sitzt am Tor, direkt vor dem Zaun. Sie lacht überrascht auf. Er sieht aus, als würde er das auch tun, aber eher innerlich.

»Ich hab dich heute Morgen gesucht«, sagt sie und geht auf die Straße hinaus, obwohl das während der Pause nicht erlaubt ist.

Der Wors sieht aus, als würde er ein wenig mit den Schultern zucken. Wenn er denn Schultern hätte.

»Warst du lieb zu den Gespenstern?«, fragt Elsa.

Der Wors sieht nicht aus, als sei er das gewesen. Sie wirft sich ihm trotzdem an den Hals. Vergräbt ihre Hände tief in dem dicken, schwarzen Fell und ruft dann: »Warte mal, ich habe noch etwas für dich!« Als Elsa ihren Rucksack öffnet, steckt der Wors voller Neugier seine Nase hinein, aber dann macht er ein megaenttäuschtes Gesicht.

»Das sind Proteinriegel«, erklärt Elsa zu ihrer Entschuldigung. »Wir haben zu Hause keine Schokolade, denn Mama will nicht, dass ich Süßigkeiten essen. Aber George sagt, die sind super lecker!«

Der Wors mag sie überhaupt nicht. Deshalb frisst er nur neun Stück.

Als es klingelt, drückt Elsa ihn noch einmal ganz, ganz, ganz fest und flüstert: »Danke, dass du gekommen bist!«

Sie weiß, dass alle anderen Kinder in der Schule dabei zuschauen. Lehrern kann es vielleicht passieren, dass sie den größten und schwärzesten

Wors, der in der ersten großen Pause aus dem Nichts am Zaun der Schule auftaucht, nicht bemerken, aber kein Kind im ganzen Universum hätte ihn übersehen.

Keiner legt an diesem Tag böse Briefe in Elsas Fach.

12
Minze

Oma hatte mit Autoritäten immer ihre Schwierigkeiten.

Elsa muss es wissen, denn einer ihrer Lehrer meinte einmal, Elsa habe ein Problem mit Autoritäten, und daraufhin sagte der Rektor: »Das hat sie sicher von … ihrer Oma.« Und dann schielte der Rektor panisch durch den Raum, als wäre ihm soeben der Name »Voldemort« herausgerutscht.

Elsa findet natürlich aus Prinzip, dass der Rektor nie recht hat, aber bei diesem einen Mal hatte er wohl möglicherweise nicht ganz und gar unrecht. Denn es ist Oma zum Beispiel einmal von der Polizei verboten worden, sich einem bestimmten Flughafen weiter als 500 Meter zu nähern, da sie eben Probleme mit Autoritätspersonen hatte, und Elsa hat noch nie gehört, dass so was noch irgendeiner anderen Oma passiert wäre.

Es hatte damit angefangen, dass Elsa nach Spanien fliegen sollte, um Papa und Lisette zu besuchen. Papa hatte Lisette erst kurz zuvor kennengelernt und sich überlegt, dass Elsa wahrscheinlich weniger sauer darüber wäre, wenn er sie irgendwohin mitnahm, wo es einen Pool gab. Natürlich hatte er recht. Man kann zwar auch an Orten, wo es einen Pool gibt, auf seinen Papa superböse werden, aber das ist nun mal viel, viel schwerer.

Mama war auf einer superwichtigen Konferenz, also chauffierte Oma Elsa in Renault zum Flughafen. Elsa war da noch klein, weswegen sie immer einen Kuscheltierlöwen mit sich herumschleppte, und einer der

Beamten an der Sicherheitskontrolle verlangte, dass sie den Löwen zum Röntgen auf das Band legte. Aber Elsa war der Apparat nicht geheuer, und so weigerte sie sich, woraufhin ein anderer Beamte versuchte, ihr den Löwen aus dem Arm zu reißen. Woraufhin Oma so böse wurde, wie es nur eine Oma werden kann, wenn jemand versucht, ihrem Enkelkind seinen Löwen wegzunehmen. Und dann kam es zwischen Oma und den Beamten fast zu einer Schlägerei und endete damit, dass Oma dastand und brüllte: »Verfluchtes Faschistenpack! Wollt ihr mich auch durchsuchen? Hä? Wollt ihr nachschauen, ob ich nicht ein paar Löwen mit Sprengstoff in den Unterhosen versteckt habe? Na, na, na?«

Elsa war erst später klargeworden, dass sie Oma in diesem Moment auf den Bezugsfehler in ihrem Satz hätte hinweisen sollen – es klang, als hätten die *Löwen* den Sprengstoff in ihren Unterhosen. Das hätte Oma nämlich wahrscheinlich zum Lachen gebracht. Und dann hätte sie sich vielleicht nicht alle Kleider vom Leib gerissen und wäre nackt durch die Sicherheitskontrolle gestürmt.

Oma konnte sich wirklich voll schnell ausziehen.

Das ist so eine Geschichte, die wirklich peinlich war, als sie passierte, aber sehr witzig, wenn man sie im Nachhinein erzählt. Allerdings mit dem Unterschied, dass es auch witzig war, als sie passierte. Denn wenn man es nicht witzig findet, wenn Leute nackt herumspringen, dann ist man wirklich zumindest ein bisschen bescheuert, davon ist Elsa fest überzeugt. Und als sie schließlich ins Flugzeug stieg, hatten die Stewardessen schon davon gehört, was geschehen war, und Elsa bekam auf dem ganzen Flug nach Spanien so viel Saft, wie sie wollte. Und Elsa mag Saft richtig gerne.

Aber zuerst mussten Oma und sie natürlich ziemlich lange mit einem ziemlich verärgerten Mann mit Kabel im Ohr in einem Büro auf dem Flugplatz hocken. Und dann kamen zwei Polizisten und sagten zu Oma, dass sie diesen Flughafen nie mehr betreten dürfe und dass das, was sie gerade getan habe, ein ernstzunehmendes Vergehen sei, das sogar eine Gefängnisstrafe nach sich ziehen könne. »Ja, ja, ja, Sie versuchen, einem kleinen Kind ein Kuscheltier aus der Hand zu reißen, aber ICH bin hier der Terrorist!?«, schrie Oma und fuchtelte so mit den Armen herum, dass die Polizisten ihr auch noch mit Handschellen drohten.

Aber Elsa musste den Löwen auf der ganzen Reise nicht aus der Hand geben. Nicht für eine Sekunde. Und das war alles, was für Oma zählte.

»In Miamas gibt es keine Flughäfen. Und wenn es welche gäbe, dann würden die Löwen die Koffer der blöden Zollbeamten kontrollieren und nicht umgekehrt«, sagte Oma angesäuert am Telefon, als Elsa aus Spanien anrief. Elsa liebte sie dafür.

Jetzt steht sie allein auf dem Balkon von Omas Wohnung. Hier haben sie oft gemeinsam gestanden. Hier hat Oma ihr zum ersten Mal die Wolkentiere gezeigt und ihr vom Land-Fast-Noch-Wach erzählt, kurz nachdem Elsas Mama und Elsas Papa sich getrennt hatten. In dieser Nacht bekam Elsa Miamas zum ersten Mal zu sehen. Blind starrt sie hinaus in die Dunkelheit und vermisst Oma mehr denn je. Sie hat auf Omas Bett gelegen und auf die Fotografien an der Decke gestarrt, hat versucht, darauf zu kommen, wovon Oma im Krankenhaus geredet hat, als Elsa versprechen sollte, dass sie sie nicht hassen würde. Dass es »das Privileg einer Oma sei, seinem Enkelkind nie zeigen zu müssen, wer sie war, bevor sie Oma wurde«. Elsa hat schon Stunden damit verbracht, darüber nachzugrübeln, wofür diese Schatzsuche

gut sein soll oder wo sich der nächste Hinweis verstecken könnte. Wenn es überhaupt einen gibt.

Der Wors schläft im Kellerraum. Elsa hat ihm ein Bett aus Kissen und Decken und gelben Ikeatragetaschen gemacht, hat vier Umzugskartons auseinandergefaltet und zum Schutz vor die Tür geklebt, damit Britt-Marie, falls sie herunterkommt und schnüffelt, nicht hineinsehen kann. Mitten in all dem Schrecklichen ist es ein schöner Gedanke zu wissen, dass er dort schläft, der Wors.

Man fühlt sich ein bisschen weniger allein, wenn man fast acht ist und weiß, dass ein Wors im Keller schläft.

Sie linst über das Balkongeländer. Hat das Gefühl, etwas bewege sich da unten im Dunkeln. Sie sieht natürlich nichts, aber sie weiß, dass das Monster dort ist. Sie versteht, dass Oma sich das Märchen so vorgestellt hat. Dass das Monster das Schloss bewacht. Und Elsa.

Sie ist nur sauer auf Oma, dass sie nie erzählt hat, wovor er es beschützen soll.

Die Frauenstimme am Ende der Straße sägt durch die Stille.

»… ja, ja, ja, jetzt habe ich jedenfalls den ganzen Wein für die Party eingekauft!«, verkündet die Stimme bitter, während sie näher kommt.

Es ist die Frau im schwarzen Rock, die in das weiße Kabel hineinspricht. Sie schleppt vier schwere Einkaufstüten, die immer abwechselnd aneinander und gegen ihr Schienbein donnern. Die Frau flucht und fingert vor der Tür an ihrem Schlüsselbund herum.

»Jaaa, mein Gott, wir werden sicher zwanzig Leute! Und du weißt doch, wie die Kollegen von Ulf trinken! Ja, ja, ja, genau, du weißt schon, was ich meine! Also habe ich alles für die Party allein einkaufen müssen! Ulf und die Jungs haben natürlich keine Zeit zu helfen! Stimmt’s? Ja, sicher! Als ob

ICH nicht auch einen Vollzeitjob hätte!«, ist das Letzte, das Elsa hört, bevor die Frau ins Haus marschiert.

Elsa weiß nicht, um welche Party es da geht. Sie weiß überhaupt kaum etwas über die Frau im schwarzen Rock, nur dass sie immer nach Minze riecht und perfekt gebügelte Kleider trägt und ständig gestresst wirkt. Oma sagte immer, das liege »an ihren Jungs«. Elsa weiß nicht genau, was sie damit meint.

Sie stampft den Schnee von den Schuhen und geht zurück in die Wohnung. Mama sitzt in der Küche auf einem Hocker, telefoniert und spielt dabei pausenlos an Omas Geschirrhandtüchern herum. Sie spricht ununterbrochen, denn sie scheint sich nie anhören zu müssen, was derjenige am anderen Ende der Leitung zu sagen hat. Es gibt keinen, der Mama widerspricht. Nicht, weil sie die Stimme hebt oder den anderen unterbricht, sondern nur, weil sie jemand ist, mit dem niemand Streit haben will. Mama sorgt dafür, dass das so ist, weil Mama Konflikte vermeiden will. Konflikte schaden nämlich der Effizienz, und Effizienz ist für Mama sehr wichtig. Am Telefon spricht sie sehr oft darüber. George macht manchmal Witze darüber und meint, dass Mama das Halbe in der Mittagspause zur Welt bringen wird, damit sie die Effizienz des Krankenhauses nicht gefährdet. Elsa hasst George für solche idiotischen Witze. Hasst ihn, weil er meint, er kenne Mama so gut, dass er Witze über sie machen darf.

Oma fand Effizienz natürlich Humbug, und ihr war es schnurzegal, ob Konflikte die Effizienz beeinträchtigten. Elsa hörte einen der Ärzte in Mamas Krankenhaus sagen, Oma sei eine, »die in einem leeren Zimmer Streit anfangen kann«, aber als Elsa Oma davon erzählte, wurde die nur sauer und fauchte: »Vielleicht hat das Zimmer ja angefangen, hast du daran schon mal gedacht?« Und dann erzählte sie das Märchen von dem

Mädchen, das nein sagte. Obwohl Elsa es schon mindestens unzählige Male zu hören bekommen hatte.

»Das Mädchen, das nein sagte« war eins der allerersten Märchen aus dem Land-Fast-Noch-Wach, das Elsa zu hören bekam. Es handelte von einer Königin in einem der sechs Königreiche: im Königreich Miaudacas. Die dort herrschende Königin war eine sehr mutige und gerechte Prinzessin gewesen, die alle liebten, aber leider war sie erwachsen geworden, und damit war die Angst gekommen, wie das bei Erwachsenen so war. Sie fing an, Effizienz zu lieben und Konflikte zu scheuen. So wie Erwachsene das eben tun.

Also verbot die Königin einfach die Konflikte in ganz Miaudacas. Alle sollten immer gut miteinander auskommen, denn das war gut für die Effizienz. Und weil die meisten Konflikte damit beginnen, dass jemand »nein« sagt, verbot die Königin auch dieses Wort. Und alle, die gegen dieses Gesetz verstießen, wurden unverzüglich in ein großes Nein-Gefängnis geworfen, und Hunderte Soldaten in schwarzen Rüstungen, die die »Ja-Sager« genannt wurden, patrouillierten durch die Straßen, um zu kontrollieren, dass niemand mit jemand anderem Streit hatte. Doch nicht einmal damit gab sich die Königin zufrieden, deshalb war bald nicht mehr nur das Wort »nein« verboten, sondern auch Worte wie »nicht« und »vielleicht« und »na ja« beförderten dich direkt ins Gefängnis, wo du nie mehr das Tageslicht zu sehen bekamst. Und wenn du es doch sehen konntest, dann hängte einer der Ja-Sager sofort neue Vorhänge auf.

Ein paar Jahre später waren sogar Ausdrücke wie »möglicherweise« und »eventuell« und »wir werden sehen« verboten. Und irgendwann traute sich niemand mehr, überhaupt noch ein Wort zu sprechen. Und da fand die Königin, dass man das Sprechen dann auch ganz verbieten könne, denn fast

alle Konflikte beginnen doch damit, dass einer etwas sagt. Und danach war es im Königreich für einige Jahre sehr, sehr still.

Bis eines Tages ein kleines Mädchen angeritten kam und sang. Und alle starrten es an, denn Gesang war ein äußerst ernstes Vergehen in Miaudacas, weil beim Gesang das Risiko besteht, dass er vielleicht dem einen gefällt, dem anderen aber nicht und dass daraus ein Konflikt entsteht. Also rückten die Ja-Sager aus, um das Mädchen aufzuhalten, aber sie schafften es nicht, sie einzufangen, weil es sehr gut im Rennen war. Also läuteten die Ja-Sager alle Glocken und forderten Verstärkung an. Woraufhin man die Paragraphenreiter rief, die so genannt wurden, weil sie auf einer bestimmten Tierart ritten, die eine Kreuzung aus einer Giraffe und einem Gesetzbuch waren und Paragraphen genannt wurden. Sie stellten die Elitetruppe der Königin und ritten aus, um das Mädchen zu stoppen. Doch nicht einmal die Paragraphenreiter bekamen es zu fassen, also rauschte am Ende die Königin selbst aus ihrem Schloss heraus und brüllte das Mädchen an, es solle endlich aufhören zu singen.

Und da drehte sich das Mädchen zur Königin um, sah ihr eindringlich in die Augen und antwortete: »Nein.« Und als es das sagte, löste sich ein Stein aus der Gefängnismauer. Und als das Mädchen ein zweites Mal »nein« sagte, löste sich noch einer. Und bald standen das Mädchen und die anderen Bewohner des Königreiches, sogar die Ja-Sager und die Paragraphenreiter da und schrien: »Nein! Nein! Nein!«, und da brach das ganze Gefängnis in sich zusammen. Und auf die Art lernte das Volk von Miaudacas, dass eine Königin nur so lange mächtig ist, wie ihre Untertanen Angst vor Konflikten haben.

Elsa glaubt jedenfalls, dass das die Moral von der Geschichte ist. Sie weiß zum einen etwas darüber, weil sie »Moral« auf Wikipedia nachgeschaut hat,

und zum anderen, weil »nein« Elsas allererstes Wort gewesen ist. Worüber Mama und Oma sehr, sehr, sehr viel stritten.

Wobei sie über alles andere auch sehr viel stritten. Zum Beispiel über Effizienz. Mama wies immer sehr beherrscht darauf hin, dass sie »notwendig sei, damit ein Unternehmen funktioniert«, und Oma schrie immer so unbeherrscht, wie man es sich nur vorstellen kann, zurück, es sei »nicht Sinn der Sache, dass ein Krankenhaus ein verfluchtes Unternehmen ist!«. Einmal sagte Oma zu Elsa, Mama sei nur aus pubertärer Revolte Chefin geworden, und die schlimmste Revolte, die Elsas Mama sich habe vorstellen können, sei es gewesen, Betriebswirtin zu werden. Elsa hat nie richtig verstanden, was das bedeuten sollte. Aber später am Abend, als sie dachten, Elsa würde schlafen, hörte sie Mama schnauben: »Was weißt du schon über meine Pubertät? Du warst doch nie zu Hause!« Das war das einzige Mal, dass Elsa hörte, wie ihre Mama etwas mit Tränen in der Stimme zu Oma sagte. Und da wurde Oma sehr, sehr still und erwähnte die Sache Elsa gegenüber nie mehr.

Mama beendet das Telefonat und steht in der Mitte der Küche, das Geschirrtuch in der Hand, und sieht aus, als hätte sie etwas vergessen. Sie schaut Elsa an. Elsa schaut skeptisch zurück. Mama lächelt ganz ruhig.

»Willst du mir vielleicht ein bisschen helfen, die Sachen deiner Oma in die Kisten zu packen?«

Elsa nickt. Obwohl sie es eigentlich überhaupt nicht will. Mama bleibt dabei, sie packt jeden Abend Kisten, obwohl der Arzt und auch George sie ermahnt haben, sie solle langsam machen. Das kann Mama nicht besonders gut. Weder langsam machen noch ermahnt werden.

»Dein Papa wird dich morgen Nachmittag von der Schule abholen«, sagt Mama im Vorbeigehen, als sie die Dinge auf ihrer Liste abhakt.

Sie hat sie mit Excel erstellt. Mama liebt Excel.

»Musst du länger arbeiten?«, fragt Elsa, als ob sie mit dieser Frage gar nichts bezwecken würde.

»Ich muss … noch eine Weile im Krankenhaus bleiben«, sagt Mama, denn sie mag Elsa nicht anlügen.

»Kann mich George nicht abholen?«, fragt Elsa unschuldig, obwohl sie das überhaupt nicht ist.

Mama atmet durch die Nase.

»George kommt mit ins Krankenhaus.«

Elsa packt die Sachen nicht in der Reihenfolge in die Kiste, wie sie auf der Excel-Liste steht.

»Ist das Halbe krank?«

Mama versucht wieder zu lächeln. Das klappt nicht besonders gut.

»Mach dir keine Sorgen, Schatz.«

»Das ist die einfachste Art, mir zu sagen, dass ich mir megagroße Sorgen machen muss«, antwortet Elsa.

Mama seufzt und hakt weiter Posten auf ihrem Excel-Dokument ab, obwohl man ihr ansehen kann, dass sie das eigentlich gar nicht will. Denn im Hinblick auf die Effizienz ist es ganz schlecht, jetzt alles wieder umzupacken, auch wenn es falsch gepackt ist.

»Es ist kompliziert«, sagt sie.

Das sagt Mama immer. Klingt wie ein Facebook-Status.

»Alles ist kompliziert, wenn es einem niemand erklärt«, sagt Elsa säuerlich.

Mama atmet wieder durch die Nase.

»Elsa, Liebes, das ist nur eine Routinekontrolle.«

»Nein, ist es gar nicht, denn so viele Routinekontrollen hat man in einer Schwangerschaft gar nicht. Ich bin doch nicht bescheuert. Ich kann alles in

Wikipedia nachlesen.«

Mama massiert sich die Schläfen und sieht weg.

»Elsa, Liebes, sei so gut und streite mit mir jetzt nicht auch noch darüber.«

»Was heißt hier ›auch noch‹? Worüber habe ich SONST NOCH mit dir gestritten?«, faucht Elsa, wie man es macht, wenn man fast acht ist und hört, dass einem etwas vorgeworfen wird.

»Schrei nicht so«, bittet Mama sie sehr beherrscht.

»ICH SCHREIE NICHT!«, schreit Elsa ziemlich unbeherrscht.

Und dann schauen sie beide eine ganze Weile auf den Boden. Suchen beide nach einer Möglichkeit, sich auf ihre Art zu entschuldigen. Keine von ihnen weiß, wo sie mit dem Suchen anfangen sollen. Elsa schließt die Umzugskiste, steht auf und geht in Omas Schlafzimmer und knallt die Tür hinter sich zu.

Mehr als eine Viertelstunde lang ist es mucksmäuschenstill in der Wohnung. Denn so verärgert ist Elsa, so verärgert, dass sie anfängt, die Zeit nicht in Ewigkeiten, sondern in Minuten zu messen. Sie liegt auf Omas Bett und starrt auf die Schwarzweißfotografien an der Decke. Der Werwolfsjunge sieht aus, als würde er ihr zuwinken und sie anlachen. Tief in ihrer Seele fragt sie sich, wie jemand, der so herzlich lachen kann, zu etwas so furchtbar Traurigem wie dem Monster heranwachsen kann.

Sie hört den ersten Gong an der Tür und sofort hinterher den zweiten. Kein normaler Mensch klingelt so. Also kann es sich nur um Britt-Marie handeln.

»Ich komme«, ruft Mama beherrscht auf dem Weg durch den Flur. Elsa kann ihrer Stimme anhören, dass sie geweint hat.

Die Worte sprudeln aus Britt-Marie heraus, als hätte sie jemand am Rücken aufgezogen.

»Ich habe an eurer Wohnungstür geklingelt! Aber niemand hat aufgemacht!«

Mama seufzt.

»Nein. Wir sind nicht zu Hause. Wir sind hier.«

»Im Gebäude ist der Kampfhund los! Und das Auto von deiner Mutter steht in der Garage!«, berichtet Britt-Marie so hektisch, dass es ganz offensichtlich ist, dass sie selbst nicht weiß, worüber sie sich als Erstes aufregen soll.

»Worüber willst du zuerst mit mir schimpfen?«, fragt Mama müde.

Elsa setzt sich in Omas Bett auf und lauscht etwas konzentrierter, aber es dauert trotzdem fast eine ganze Minute, bis bei ihr der Groschen fällt, was Britt-Marie gerade gesagt hat. Elsa springt aus dem Bett und muss sich sehr beherrschen, um nicht gleich in den Flur zu stürzen, denn sie will Britt-Marie schließlich nicht misstrauisch machen.

Britt-Marie steht im Treppenhaus, die eine Hand greift energisch in die andere, und sie lächelt Mama wohlwollend an.

»Ulricka, wir können in dieser Eigentümergemeinschaft keine Kampfhunde frei herumspringen lassen. Das musst du doch verstehen, das müsstest sogar *du* verstehen!«

»Das ist keine Eigentümergemeinschaft«, antwortet Mama, und man kann ihr ansehen, dass sie jetzt schon bereut, dass sie das gesagt hat.

»Nein, aber das soll es ja werden«, antwortet Britt-Marie und droht mit der Faust. Sie wechselt die Hände, die sie vor den Hüften hält, und nickt zweimal, um den Ernst der Lage zu unterstreichen.

»Und in dieser Eigentümergemeinschaft können wir schließlich keine wilden Kampfhunde herumspringen lassen. Das ist für die Kinder

gefährlich und eine sanitäre Unannehmlichkeit, eine sanitäre Unannehmlichkeit, ja das ist es!«

»Du bist eine sanitäre Unannehmlichkeit«, murmelt Elsa.

Britt-Marie wendet sich zischend um, ihre Augenbrauen ziehen sich zu einer haarigen Larve zusammen.

»Wie bitte?«

»Nichts«, brummt Elsa.

Britt-Marie und die Larve starren ihr noch immer ins Gesicht. Mama räuspert sich.

»Der Hund ist sicher schon über alle Berge, Britt-Marie. Darüber würde ich mir keine Sorgen machen …«

Britt-Marie dreht sich zu Mama um und lächelt wohlwollend.

»Nein, nein, das würdest du natürlich nicht, Ulricka. Natürlich nicht. Du bist nicht der Mensch, der sich viele Gedanken um die Sicherheit der anderen macht, das bist du nicht.«

Mama sieht beherrscht aus. Britt-Marie lächelt und nickt.

»Du bist ja so sehr mit deiner Karriere beschäftigt. Da hat man ja keine Zeit, sich über die Sicherheit seiner Kinder Gedanken zu machen. So was vererbt sich, das weiß man ja. Zuerst die Karriere, dann die Kinder. Das war in deiner Familie ja schon immer so.«

Mamas Gesicht ist völlig entspannt. Ihre Arme hängen ruhig neben ihrem Körper. Das Einzige, was sie verrät, ist, dass sie ganz, ganz langsam die Fäuste ballt. Das hat Elsa bei Mama noch nie gesehen.

Auch Britt-Marie beobachtet es. Sie faltet ihre Hände vor den Hüften wieder anders. Es sieht aus, als würde sie schwitzen. Sie lächelt etwas eingefroren.

»Nicht, dass daran etwas auszusetzen wäre, Ulricka. Selbstverständlich nicht. Du hast die Wahl und setzt die Prioritäten, selbstverständlich!«

»War sonst noch etwas?«, fragt Mama langsam, aber etwas in ihrem Blick verändert sich um eine Nuance, was Britt-Marie dazu bewegt, einen winzig kleinen Schritt zurück ins Treppenhaus zu machen.

»Nein, nein, nichts weiter. Überhaupt nichts!«

Elsa schiebt den Kopf hinaus, bevor sich Britt-Marie umdrehen und verschwinden kann.

»Was hast du über Omas Auto gesagt?«

In Britt-Maries Stimme kommt wieder der Ärger hoch, aber sie vermeidet es nun, Mama ins Gesicht zu sehen.

»Es steht in der Garage. Es steht in der Garage auf *meinem* Parkplatz. Und wenn es nicht *auf der Stelle* von dort verschwindet, dann rufe ich die Polizei!«

Elsa vergisst ganz, ihre Überraschung zu verbergen.

»Wie ist Omas Auto denn da hingekommen?«

»Das weiß ich doch nicht! Es ist auch nicht meine Aufgabe, das zu wissen!«, schimpft Britt-Marie so schnell, dass sie ganz vergisst, dabei wohlwollend zu schauen.

Dann dreht sie sich wieder zu Elsas Mama um, jetzt mit neugewonnenem Mut.

»Das Auto muss unmittelbar verschwinden, sonst rufe ich *die Polizei*, Ulricka!«

Elsas Mama nickt mit neugewonnener Verzweiflung.

»Ich weiß nicht, wo die Autoschlüssel sind, Britt-Marie.«

»So, so. Na ja. Aber es ist wirklich nicht meine Aufgabe, das zu wissen, ihr seid in eurer Familie schließlich selbst für eure Autoschlüssel verantwortlich«, zischt Britt-Marie.

Elsas Mama massiert sich die Schläfen.

»Jetzt brauche ich eine Kopfschmerztablette«, sagt sie leise zu sich selbst.

Britt-Marie sieht aus, als würde ihr eben wieder einfallen, wie man wohlwollend lächelt. Also tut sie es.

»Wenn du nicht so viel Kaffee trinken würdest, Ulricka, dann hättest du auch nicht so oft Kopfschmerzen!«

Und dann macht Britt-Marie auf der Stelle kehrt und läuft so schnell die Treppen hinunter, dass ihr niemand mehr antworten kann.

Mama schließt die Tür beherrscht und kontrolliert, aber nicht ganz so beherrscht und kontrolliert wie sonst, stellt Elsa fest. Mama geht in die Küche. Ihr Handy klingelt. Elsa geht hinterher und beobachtet sie aufmerksam.

»Was hat sie damit gemeint?«, fragt Elsa.

»Sie findet, ich sollte keinen Kaffee trinken, wenn ich schwanger bin«, antwortet Mama.

Sie stellt sich dumm. Elsa hasst es, wenn sie sich dumm stellt.

»Sure, das war auch genau das, was ich gemeint habe«, sagt Elsa.

Mama nimmt ihr Handy von der Arbeitsplatte.

»Ich muss rangehen, Schatz«, sagt sie.

»Was hat Britt-Marie damit gemeint, dass in unserer Familie ›die Karriere zuerst kommt, dann die Kinder‹ und dass sich das ›vererbt‹? Sie hat Oma gemeint, oder?«, will Elsa wissen.

Das Handy klingelt ununterbrochen.

»Das ist das Krankenhaus, ich muss rangehen«, sagt Mama.

»Nein, das musst du nicht!«, befiehlt Elsa.

Schweigend stehen sie da und sehen sich an, während das Telefon noch zweimal klingelt. Jetzt sind es Elsas Fäuste, die geballt sind. Mamas Finger

streichen über das Display.

»Ich muss rangehen, Elsa.«

»Nein, das musst du nicht!«

Mama schließt die Augen und hebt das Handy ans Ohr.

Elsa hat bereits die Tür von Omas Schlafzimmer hinter sich zugeschmettert, als Mama anfängt zu sprechen.

Eine halbe Stunde später öffnet Mama vorsichtig die Tür, doch da tut Elsa so, als würde sie schlafen. Mama schleicht zu ihr und legt ihr eine Decke über. Küsst sie auf die Wange. Macht das Licht aus.

Als Elsa eine Stunde danach wieder aufsteht, schläft Mama auf dem Sofa im Wohnzimmer. Elsa schleicht zu ihr und legt ihr und dem Halben eine Decke über. Küsst Mama auf die Wange. Macht das Licht aus. Mama hat noch immer Omas Geschirrtuch in der Hand.

Elsa holt aus einer der Kisten im Flur eine Taschenlampe und zieht sich die Schuhe an.

Denn jetzt weiß sie, wo der nächste Hinweis von Omas Schatzsuche versteckt sein muss.

13
Wein

Also. Das ist wohl nicht ganz einfach zu erklären. Mit einigen Dingen in Omas Märchen ist das nun mal so. Zuallererst muss man wissen, dass kein einziges Wesen im Land-Fast-Noch-Wach trauriger als der Meeresengel ist, und es ist tatsächlich so, dass Elsa diese ganze Sache mit Omas Schatzsuche erst dann plötzlich logisch erscheint, als ihr alles wieder einfällt.

Elsas Geburtstag ist für Oma immer ganz wichtig gewesen, eigentlich muss man damit anfangen. Vielleicht weil Elsas Geburtstag auf den zweiten Tag nach Weihnachten fällt und Weihnachten für alle anderen Leute ganz wichtig ist, so dass kein Kind, das zwei Tage nach Weihnachten Geburtstag hat, wirklich genau die gleiche Aufmerksamkeit erhält wie ein Kind, das im August oder April geboren ist. Also hat Oma versucht, diese Tatsache zu kompensieren. Übermäßig. Sie hatte ja einen Hang dazu. Auch wenn Mama ihr verboten hatte, weitere Überraschungsfeste zu planen, nachdem Oma einmal in einem Fastfoodrestaurant ein Feuerwerk veranstaltet und aus Versehen eine Siebzehnjährige ein bisschen in Brand gesetzt hatte, die als Clown verkleidet zur »Unterhaltung der Kinder« vor Ort war. Sie war sehr unterhaltsam, das konnte Elsa zur Verteidigung des Mädchens wohl sagen. Ein paar der allerbesten Schimpfworte hat Elsa an diesem Tag gelernt.

Die Sache ist nur leider die, dass man in Miamas keine Geschenke zu seinem Geburtstag bekommt. Sondern man verschenkt selbst welche. Am besten soll man etwas schenken, was man zu Hause hat und was einem viel

wert ist, und man soll es Menschen schenken, die einem noch mehr wert sind. Das ist der Grund, warum die Bewohner von Miamas sich so sehr auf die Geburtstage der anderen freuen, und daher stammt auch die beliebte Frage: »Was bekommt man von jemandem, der schon alles hat?« Selbstverständlich ist das in einem Märchen niedergeschrieben worden, und die Enfanten haben das Märchen hinaus in die richtige Welt getragen, und dann hat eine ganze Reihe Schlaumeier das falsch ausgelegt und daraus »Was SCHENKT man jemandem, der schon alles hat?« gemacht. Aber etwas anderes war ja auch nicht zu erwarten. Das sind ja immerhin auch die gleichen Blödmänner, denen es gelungen ist, das Wort »dolmetschen« falsch zu deuten, das in Miamas ja etwas ganz anderes heißt. In Miamas ist ein Dolmetscher ein Wesen, das sich am einfachsten als eine Mischung aus Ziege und einem Schokoladenkeks beschreiben lässt. Es ist sehr sprachbegabt und lässt sich hervorragend grillen, doch dann wurde Elsa Vegetarier, und Oma durfte diese Geschichte nicht mehr erzählen, ohne dass Elsa sich schrecklich aufregte.

Wie auch immer: Elsa kam also am zweiten Weihnachtstag vor knapp acht Jahren zur Welt. An dem Tag, an dem die Forscher eine Gammastrahlung von diesem Magnetar registrierten. Und noch etwas geschah an diesem Tag. Im Indischen Ozean entstand ein Tsunami. Elsa weiß, dass das eine megagroße Flutwelle ist, die von einem Erdbeben verursacht wird. Aber irgendwie im Meer. Also eigentlich mehr wie ein Meeresbeben, wenn man pingelig sein will. Und Elsa ist ja ganz schön pingelig.

Zweihunderttausend Menschen starben genau da, als Elsa zu leben begann. Manchmal, wenn Mama glaubt, dass Elsa es nicht hört, erzählt sie George, dass sie vor lauter schlechtem Gewissen Herzschmerzen bekommt, denn genau dieser Tag war der glücklichste ihres Lebens.

Elsa war fünf und hatte kurz darauf Geburtstag, als sie zum ersten Mal auf Wikipedia darüber las. Und an ihrem sechsten Geburtstag erzählte Oma ihr das Märchen vom Meeresengel. Um ihr beizubringen, dass nicht alle Monster von Anfang an Monster sind und dass nicht alle Monster aussehen wie Monster. Dass einige ihre Monster in sich tragen.

Denn das Allerletzte, was die Schatten taten, bevor der Krieg-Ohne-Ende zu Ende ging, war, dass sie Mibatalos komplett zerstörten, jenes der sechs Königreiche im Land-Fast-Noch-Wach, in dem alle Krieger aufgezogen wurden. Aber dann kamen Wolfsherz und die Worse, und alles änderte sich wieder, und als die Schatten aus dem Land-Fast-Noch-Wach flohen, zogen sie mit einer verheerenden Kraft hinaus aufs Meer vor der Küste der sechs Königreiche. Und von ihren Fußspuren auf der Wasseroberfläche bildeten sich unheimliche Wellen, die eine nach der anderen ineinander schlugen, bis sie zu einer einzigen wurden, zehntausend Märchenewigkeiten hoch. Und damit keiner die Schatten mehr verfolgen konnte, drehte die Welle sich um und warf sich zurück aufs Land.

Sie hätte das ganze Land-Fast-Noch-Wach zerstören können. Sie hätte hereinbrechen können und das Schloss und die Häuser und alle, die in ihnen wohnten, schlimmer in Schutt und Asche legen können, als alle Schattenarmeen aller Ewigkeiten es vermocht hätten.

Da geschah es, dass hundert Schneeengel die übrigen fünf Königreiche retteten. Denn als alle anderen vor der Welle wegrannten, da rannten die hundert Schneeengel direkt in sie hinein. Mit ausgebreiteten Flügeln und mit den stärksten Mächten all der großartigen Geschichten in ihren Herzen bildeten sie vor dem Wasser eine magische Mauer und hielten es an. Die Welle verschlang die Mauer lebendig, aber sie kam nicht an ihr vorbei. Denn nicht einmal eine von Schatten geschaffene Welle konnte an hundert

Schneeengeln vorbeirauschen, die bereit waren zu sterben, damit eine ganze Welt von Märchen leben konnte.

Nur einer der Engel kam zurück.

Und auch wenn Oma immer erzählte, dass diese Schneeengel arrogante Luder seien, die eine Weinfahne hätten und Stress verbreiteten, stellte sie doch nie ihren Heldenmut in Frage, den sie an diesem Tag bewiesen hatten. Denn der Tag, an dem der Krieg-Ohne-Ende zu Ende ging, war für alle im Land-Fast-Noch-Wach der allerglücklichste Tag, außer für den hundertsten Schneeengel.

Nach diesem Tag zog der Engel die Küste hinauf und hinab. Der Fluch, der ihn verfolgte, verhinderte, dass er den Ort, an dem er all seine Lieben verloren hatte, verlassen konnte. Das tat er so lange, bis die Leute, die in den Dörfern an der Küste lebten, irgendwann vergaßen, wer er anfangs gewesen war, und ihn nun »Meeresengel« nannten. Und weil die Jahre ins Land gingen, wurde der Engel immer tiefer und tiefer unter einer Lawine aus Trauer begraben, bis sein Herz in zwei Teile brach und den Körper des Engels in zwei Hälften teilte wie einen zersprungenen Spiegel. Als die Kinder aus den Dörfern heimlich zum Strand liefen, um ihn anzusehen, konnten sie in der einen Sekunde in einer der Gesichtsscherben ein Gesicht erblicken, das so schön war, dass es Rosen dazu brachte, vor Bewunderung auszuschlagen, aber in der nächsten konnte die Scherbe sich umwenden, und dann starrte etwas so Furchterregendes, Entrücktes und Wildes die Kinder an, dass sie schreiend den ganzen Weg zurückrannten.

Denn nicht alle Monster sind von Anfang an Monster, einige von ihnen sind durch ihre Traurigkeit zu Monstern geworden.

Nach einem der meisterzählten Märchen aus dem ganzen Land-Fast-Noch-Wach war es ein kleines Kind aus Miamas, dem es eines Tages gelang, den Fluch des Meeresengels aufzuheben, dem es gelang, den

Meeresengel von den Erinnerungsdämonen zu befreien, die ihn gefangen hielten.

Als Oma dieses Märchen an Elsas sechstem Geburtstag zum ersten Mal erzählte, wurde Elsa klar, dass sie kein kleines Kind mehr war. Deswegen schenkte sie Oma ihren Kuscheltierlöwen. Denn Elsa beschloss, dass sie ihn nicht mehr brauchte, und sie wünschte sich, dass er lieber Oma beschützen solle. Und in dieser Nacht flüsterte Oma Elsa ins Ohr, dass sie, sollten sie jemals voneinander getrennt werden, sollte Oma jemals verschwinden, ihr den Löwen schicken würde, damit er Elsa erzählen konnte, wo sie war.

Elsa hat ein paar Tage gebraucht, um darauf zu kommen. Erst heute Abend, als Britt-Marie erzählt hat, dass Renault jetzt plötzlich in der Garage steht, ohne dass jemand weiß, wie er dorthin gekommen ist, erst da hat sich Elsa daran erinnert, wohin Oma den Löwen zum Aufpassen gesetzt hatte.

Ins Handschuhfach von Renault. Dort bewahrte Oma auch ihre Zigaretten auf. Und nichts in Omas Leben hatte es nötiger, von einem Löwen bewacht zu werden.

Also sitzt Elsa jetzt auf der Beifahrerseite in Renault und holt tief Luft. Renaults Türen sind wie immer unverschlossen, denn Oma hat nie etwas abgeschlossen, und er riecht immer noch nach Rauch. Elsa weiß, dass das nicht gut ist, aber es ist Omas Rauch, und deshalb atmet sie ihn trotzdem tief ein.

»Du fehlst mir«, flüstert sie in den Bezug der Rückenlehne.

Dann öffnet sie das Handschuhfach. Schiebt den Löwen zur Seite und nimmt den Brief heraus. Auf dem steht: *An den mutigsten aller Ritter von Miamas, zu befördern an:* und dann ein Name und eine Adresse.

Oma hatte wirklich eine Sauklaue.

Elsa steigt aus und krault den Wors hinter den Ohren.

»Danke, dass du Wache gehalten hast, ich verspreche dir, dass du morgen Süßigkeiten bekommst!«, sagt sie und gibt ihm die letzten Proteinriegel aus ihrer Tasche.

Der Wors frisst sie mit einem Happs auf und zieht durch die offene Tür zu den Kellerräumen wieder ab. Elsa sieht ihm hinterher, bis er an der Tür angelangt ist, dann räuspert sie sich etwas unbeholfen und ruft: »Ich hatte vorher noch nie einen Freund, der nicht Oma war!«

Der Wors bleibt stehen. Dreht den Kopf zu ihr um. Und lächelt. Elsa weiß, dass er lächelt, auch wenn bestimmt alle Schlaumeier der Welt sagen würden, dass Worse das nicht tun.

Kurz darauf schleicht sie mit Omas Brief in der Hand und so in Gedanken versunken die Kellertreppe hinauf, dass sie beinahe in Alf hineinrennt.

Er steht ganz oben auf der Treppe, hat eine knirschende Lederjacke an und ist noch schlechter gelaunt als üblich. Elsa weiß nicht recht, wohin sie sich wenden soll.

»Verdammt nochmal. Hoch oder runter?«, will Alf wissen.

»Ho…och«, sagt Elsa und starrt nach unten.

Alf macht ungeduldig Platz, indem er sich an die Wand drückt. Elsa läuft vorbei und hört seine schlurfenden Schritte, wie er die Treppe nach unten steigt. Er sieht sehr, sehr müde aus. Das ist zwar nichts Neues, aber heute sieht er noch müder aus als sonst. Elsa muss daran denken, wie Oma immer gesagt hat, dass das vielleicht mit seinem tiefliegenden Schwerpunkt zu tun hat.

Sie bleibt noch stehen, den Atem fest in ihren Lungen verankert, um sicherzugehen, dass er nicht gerade auf dem Weg in die Kellerräume ist, aber am Ende hört sie stattdessen die Tür zuschlagen, die zur Garage führt, und da atmet sie auf und geht weiter nach oben.

Auf der letzten Treppenstufe vor der Wohnung ihrer Oma bleibt sie sitzen, bis die Deckenlampen ausgehen. Fährt immer wieder mit den Fingern über den Umschlag, über die Handschrift von Oma, aber öffnet den Brief nicht. Steckt ihn nur in den Rucksack, legt sich der Länge nach auf den kalten Boden und schließt bis auf einen winzigen Spalt die Augen. Versucht erneut, nach Miamas aufzubrechen. Stundenlang liegt sie da, doch es will ihr nicht gelingen. Sie liegt da, bis sie hört, wie die Eingangstür unten im Haus geöffnet und wieder geschlossen wird. Sie vermutet, dass das Alf ist, der gerade heimkommt, obwohl sie weder Schritte hört noch eine Wohnungstür, die auf- oder zugeht.

Sie liegt auf dem Boden und schließt bis auf einen winzigen Spalt die Augen, bis die Nacht die Fenster des Hauses umarmt und sie hört, wie die Säuferin ein paar Stockwerke tiefer anfängt zu klappern.

Elsas Mama mag nicht, wenn man die Säuferin Säuferin nennt. »Was ist sie denn dann?«, fragte Elsa dann immer, und dann suchte Mama nach Worten, und ihre Stimme klang ganz unentschlossen, wenn sie es schließlich so formulierte: »Sie ist … also, sie ist jemand, der … sehr müde ist.« Und dann schnaubte Oma immer: »Müde? Ja, vielen Dank, natürlich wird man verdammt nochmal müde, wenn man die Nächte durchsäuft!« Und dann brüllte Mama immer: »Mama!«, und dann machte Oma immer eine entschuldigende Handbewegung und fragte: »Aber meine Liebe, was war denn jetzt d-a-r-a-n falsch?«, und dann war es wieder an der Zeit, dass Elsa ihre Ohrstöpsel ins Ohr steckte.

»Stellt das Wasser ab, sage ich! Man darf nachts nicht baden!!!«, schreit die Säuferin jetzt weiter unten im Haus zu niemand Bestimmtem, während sie wie wahnsinnig mit dem Schuhanzieher an das Treppengeländer haut, dass es zwischen den Wänden ein Echo gibt wie die Rückkopplung von einem Gong.

Das macht die Säuferin immer. Brüllt und schreit und schlägt mit diesem Schuhanzieher um sich. Und natürlich kommt niemand heraus und sagt ihr, sie solle leise sein, nicht einmal Britt-Marie, denn in diesem Hause ist die Säuferin wie ein Monster. Man hofft, dass es verschwindet, wenn man sich weigert, seine Existenz zur Kenntnis zu nehmen.

Elsa hockt sich hin und schielt zwischen den Treppen hinunter. Sie kann gerade so die Strümpfe der Frau erspähen, wie sie da herumläuft und den Schuhanzieher vor sich her schwingt, als wolle sie hohes Gras wegsensen. Elsa weiß selbst nicht genau, warum, aber sie stellt sich auf die Zehenspitzen und schleicht die erste Treppe hinunter. Vielleicht aus reiner Neugier. Weil ihr langweilig ist oder eher, weil es sie frustriert, dass sie es nicht mehr schafft, nach Miamas zu kommen.

Die Tür zur Wohnung der Säuferin steht offen. Ein schwaches Licht dringt von einer umgestoßenen Bodenlampe hervor. Fotos hängen an allen Wänden. Elsa hat noch nie so viele Fotos gesehen. Sie dachte, Oma hätte viele Fotos an ihrer Decke, aber das hier müssen Tausende sein. Jedes einzelne in einem kleinen weißen Holzrahmen, und auf allen sind zwei Teenager zu sehen und ein Mann, der offensichtlich ihr Papa sein muss. Auf einem der Fotos, auf einem großen, das direkt neben der Tür hängt, stehen der Mann und die Jungen an einem Strand, hinter sich das glitzernd türkisfarbene Meer. Die Jungen haben Neoprenanzüge an. Sie lächeln. Sind sonnengebräunt. Sehen glücklich aus.

Unter dem Rahmen hängt eine Glückwunschkarte, wie man sie an Tankstellen kriegt, wenn man vergessen hat, eine richtige Glückwunschkarte beim Floristen zu kaufen. *Für Mama, von deinen Jungs*, steht darauf. Neben der Karte hängt ein Spiegel. In tausend Scherben zerschlagen.

Die Worte, die im nächsten Moment das Treppenhaus füllen, kommen so plötzlich und sind so voller Wut, dass Elsa das Gleichgewicht verliert und die ersten vier, fünf Treppenstufen hinunterfällt, direkt gegen die Wand. Das Echo stürzt sich auf sie, als wolle es ihr die Augen auskratzen.

»WASHASTDUHIERZUSUCHEN?«

Elsa starrt auf die Säuferin. Sie befindet sich ein Stockwerk tiefer und schaut zwischen den Treppengeländern hinauf. Hält den Schuhanzieher drohend vor dem Körper. Sie sieht gleichzeitig rasend vor Wut und völlig verängstigt aus. Ihr Blick flackert. Der schwarze Rock hat jetzt Falten. Sie riecht nach Wein, Elsa kann das bis ins nächste Stockwerk riechen. Ihre Haare sehen aus, als wären zwei Vögel in einer Kiste mit Weihnachtsbaumbeleuchtung aufeinander losgegangen. Unter den Augen ist sie lila.

Die Frau im schwarzen Rock torkelt. Wahrscheinlich will sie im Grunde schreien, doch es kommt mehr wie ein Röcheln heraus:

»Man darf nachts nicht baden. Das Wasser … stellt das Wasser ab. Alle werden ertrinken …«

Das weiße Kabel, in das sie immer hineinspricht, hängt noch immer aus einem Ohr, aber das andere Ende flattert ihr lose um die Hüfte. Es ist in keinen Apparat eingesteckt. Es gibt kein anderes Ende. Elsa wird klar, dass da wohl nie jemand in der Leitung gewesen ist, und für eine fast Achtjährige ist das nicht ganz einfach zu verstehen. Oma hat viele Märchen über viele Dinge erzählt, aber niemals eins über Frauen in schwarzen Röcken, die im Treppenhaus herumlaufen und so tun, als würden sie mit jemandem telefonieren, damit ihre Nachbarn nicht auf die Idee kommen, sie hätten die vielen Flaschen Wein für sich allein gekauft.

Die Frau im schwarzen Rock sieht verwirrt aus. Als habe sie plötzlich vergessen, wo sie ist. Sie verschwindet aus Elsas Blickfeld, und im nächsten

Moment spürt Elsa, wie Mamas Hände sie vorsichtig von der Treppe hochheben. Spürt ihren warmen Atem im Nacken und ihr »Sssch« am Ohr, als ob sie vor einem Reh ständen, dem sie aus Versehen zu nahe gekommen sind.

Elsa öffnet ihren Mund, aber Mama legt ihren Finger auf Elsas Lippen.

»Sssch«, macht Mama noch einmal und hält sie fest in den Armen.

Elsa hockt zusammengekauert in Mamas Arm im Dunkeln, und sie sehen die Frau im schwarzen Rock da unten hin- und hertorkeln wie eine Fahne, die vom Wind zerrissen wird. Die Einkaufstüten liegen auf dem Boden im Flur ihrer Wohnung verteilt. Einer der Weinkartons ist umgefallen. Ein paar letzte Tropfen tröpfeln rot hinunter aufs Parkett. Mama streicht sanft über Elsas Hand. Sie stehen auf und schleichen leise die Treppe wieder hinauf.

Und in dieser Nacht erzählt Elsas Mama Elsa, worüber alle in diesem Land außer Elsas Eltern gesprochen haben an dem Tag, als Elsa geboren wurde. Über eine Welle, die zehntausend Kilometer entfernt über einen Strand hereinbrach und alles zerstörte, was ihr in den Weg kam. Über zwei Jungen, die ihrem Papa hinterhergeschwommen waren und nie mehr wiederkamen.

Elsa hört, wie die Säuferin anfängt, ihr Lied zu singen. Denn nicht alle Monster sehen aus wie Monster. Es gibt auch welche, die ihre Monster in sich tragen.

14
Snus

Alle Herzen zersprangen, und alle Spiegel zerbarsten an dem Tag, an dem Elsa geboren wurde. Zerbarsten durch diese Welle mit solch einer Kraft, dass die Scherben rund um die Erde geschleudert wurden. Unwahrscheinliche Katastrophen fördern in Menschen unwahrscheinliche Dinge zutage, unwahrscheinliche Trauer, unwahrscheinlichen Heldenmut. Mehr Tod als der Verstand eines einzelnen Menschen umfassen kann. Zwei Jungen, die ihre Mutter in Sicherheit bringen und zurückgehen, um ihren Vater zu suchen. Zurückgehen, hinein in die Welle. Weil eine Familie keinen allein zurücklässt. Doch dann war es genau das, was sie taten, ihre Jungen. Sie ließen sie alleine zurück.

Alle Spiegel zerbarsten, und alle Herzen zersprangen an diesem Tag. Zersprangen, so dass es zehntausend Kilometer entfernt zu hören war.

Elsas Oma lebte in einem anderen Rhythmus als andere Menschen. Sie funktionierte anders. In der echten Welt, da wo alles funktionierte, war sie das reine Chaos. Aber wenn die echte Welt einstürzt, wenn alles zu Chaos wird, da sind Menschen wie Elsas Oma manchmal die Einzigen, die noch funktionieren. Das war ihre Superkraft. Wenn sich Elsas Oma an einen bestimmten Ort auf der Welt aufmachte, konnte man sich einer Sache ganz sicher sein: dass es sich um einen Ort handelte, von dem alle anderen gerade zu fliehen versuchten. Und wenn jemand sie fragte, warum sie das tat, dann antwortete sie: »Weil ich verdammt nochmal Ärztin bin – und als

ich das geworden bin, habe ich auf den Luxus verzichtet, mir auszusuchen, wem ich das Leben rette.«

Oma hielt nicht sehr viel von Effizienz und Wirtschaftlichkeit, aber dort, im Chaos, hörte jeder auf sie. In der echten Welt wären ihr andere Ärzte vermutlich nicht einmal freiwillig in einen Supermarkt gefolgt, aber wenn die Welt zusammenbrach, folgten sie ihr wie eine Armee. Denn unwahrscheinliche Katastrophen bringen in Menschen unwahrscheinliche Dinge hervor. Auch unwahrscheinliche Superhelden.

Einmal, als sie spät in der Nacht auf der Reise nach Miamas waren, hat Elsa ihre Oma danach gefragt. Wie es gewesen sei, während des Kriegs-Ohne-Ende im Land-Fast-Noch-Wach zu sein. Und zu sehen, wie die Welle über die neunundneunzig Schneeengel hereinbrach. Und Oma antwortete: »Das ist wie das Allerschlimmste, was du dir vorstellen kannst, ausgedacht von dem Allerbösesten, was du dir vorstellen kannst, und das Ganze dann mal eine Zahl, wie du sie dir nicht mehr vorstellen kannst.« In dieser Nacht hatte Elsa ganz schreckliche Angst, und sie fragte Oma, was sie tun könnten, wenn die Welt eines Tages da, wo sie selbst wohnten, zusammenbräche.

Und da nahm Oma Elsas Zeigefinger in ihre Hände, drückte ihn ganz fest und antwortete: »Dann tun wir das, was alle tun: Wir tun alles, was wir können.« Elsa kroch auf ihren Schoß und fragte: »Was können wir denn tun?« Und da küsste Oma sie aufs Haar, hielt sie ganz, ganz, ganz fest und flüsterte: »Wir nehmen so viele Kinder, wie wir können. Und dann rennen wir, so schnell es geht.«

»Ich bin gut im Rennen«, flüsterte Elsa. »Ich auch«, war Omas Antwort.

An dem Tag, an dem Elsa geboren wurde, war Oma ganz weit weg. In einem Krieg, an einem Ort, wo die Welt zusammengebrochen war. Sie hatte

Monate dort verbracht, war aber gerade auf dem Weg zum Flughafen, um nach Hause zu fliegen. Genau da erreichte sie die Nachricht von einer Flutwelle, die ganz woanders hereingebrochen war, noch viel weiter weg, an einem Ort, von dem alle verzweifelt zu fliehen versuchten. Also tat sie das, was sie tat, sie flog dorthin. Weil man dort Ärzte brauchte. Sie schaffte es, mehrere Kinder vor dem Tod zu retten, doch nicht die Jungen der Frau im schwarzen Rock. Also rettete sie stattdessen die Frau im schwarzen Rock. Brachte sie nach Hause.

Elsa und Mama sitzen in Kia. Es ist frühmorgens, und sie stehen im Stau. Schneeflocken groß wie Kopfkissenbezüge fallen an die Fensterscheiben.

»Das war die letzte Reise deiner Oma. Danach kam sie nach Hause«, sagt Mama am Ende der Geschichte.

Elsa kann sich nicht erinnern, wann Mama zuletzt so eine lange Geschichte erzählt hat. Mama erzählt fast nie Geschichten und lange Geschichten schon gar nicht, aber diese war jetzt so lang, dass Mama gestern Nacht mittendrin eingeschlafen ist und sie sie heute im Auto auf dem Weg zur Schule fertig erzählen musste. Die Geschichte über Omas letzte Reise und Elsas erste Tage.

»Warum war es ihre letzte Reise?«, fragt Elsa.

Mama lächelt traurig und glücklich gleichzeitig, eine Gefühlskombination, die auf der ganzen Welt nur sie wirklich komplett beherrscht.

»Sie hatte einen neuen Job bekommen.«

Und dann macht sie ein Gesicht, als ob sie sich an etwas Überraschendes erinnert. Als sei die Erinnerung gerade aus einer zersprungenen Vase herausgelaufen.

»Du bist zu früh auf die Welt gekommen, die Ärzte machten sich wegen deines Herzens Sorgen, und wir mussten noch einige Wochen im Krankenhaus bleiben. Oma und sie kamen am selben Tag nach Hause, als wir nach Hause kamen …«

Elsa versteht, dass sie damit die Frau im schwarzen Rock meint. Mama hält sich verkrampft am Lenkrad von Kia fest und fährt dann geistesabwesend fort: »Ich habe nie viel mit ihr geredet. Ich glaube, keiner im Haus wollte zu viele Fragen stellen. Das haben wir deiner Oma überlassen. Und dann …« Sie seufzt, und in ihrem Blick ist ein Anflug von Reue zu erkennen, »… und dann gingen die Jahre ins Land. Und wir waren alle mit uns selbst beschäftigt. Und jetzt ist sie einfach jemand, der in unserem Haus wohnt. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, ich hatte vergessen, dass sie auf diese Weise zu uns kam. Ihr seid am selben Tag eingezogen …«

Mama dreht sich zu Elsa um. Versucht zu lächeln. Das klappt nicht so besonders gut.

»Bin ich jetzt ein schlechter Mensch, weil ich das vergessen habe?«

Elsa schüttelt den Kopf. Sie möchte eigentlich etwas vom Monster und dem Wors erzählen, aber dann lässt sie es lieber sein, weil sie Angst hat, dass Mama ihr dann den Umgang mit ihnen verbieten könnte. Mütter können ja so verdammt sonderbare Prinzipien haben, wenn es um den Umgang ihrer Kinder mit Monstern und Worsen geht. Elsa versteht, dass alle vor ihnen Angst haben und dass es lange brauchen wird, bis alle begreifen, dass sie nicht das sind, was alle glauben. Genau wie bei der Säuferin.

»Wie oft ist Oma fortgereist?«, fragt sie stattdessen.

Mama hält weiter krampfhaft das Lenkrad fest. Ein silbernes Auto hinter ihnen hupt, weil sie ein paar Meter Platz zum Auto vor ihnen lässt. Mama geht von der Bremse, und Kia rollt langsam nach vorn.

»Das war ganz unterschiedlich. Es hing davon ab, wo sie gebraucht wurde und wie lange.«

»Bist du deswegen Betriebswirtin geworden, weil du sauer auf sie warst, ich meine, so wie Oma es damals gesagt hat?«

Mama dreht sich erstaunt zu Elsa um. Das Auto hinter ihnen hupt wieder.

»Was?«

Elsa zupft an der Gummidichtung der Tür.

»Ich hab euch gehört. Ist schon megalange her. Als Oma gesagt hat, dass du Betriebswirtin geworden bist, weil das deine pubertäre Revolte war. Und du hast gesagt: ›Woher willst du das wissen? Du warst doch nie da!‹ Das hast du doch gemeint, oder?«

Mama betrachtet ihre Knöchel.

»Ich war wütend, Elsa. Manchmal hat man dann seine Worte nicht ganz unter Kontrolle.«

Elsa schüttelt wieder den Kopf, jetzt aus Protest.

»Du nicht. Du verlierst nie die Kontrolle.«

Mama versucht wieder zu lächeln.

»Mit deiner Oma war es wohl etwas … schwieriger.«

»Wie alt warst du, als Opa gestorben ist?«

»Zwölf.«

»Mit zwölf ist man noch nicht erwachsen.«

»Nein. Nein, das ist man nicht.«

»Und Oma hat dich alleingelassen?«

»Deine Oma ist dorthin gefahren, wo sie gebraucht wurde, Schatz.«

»Du hast sie gebraucht.«

»Andere haben sie mehr gebraucht.«

»Habt ihr deshalb immer gestritten?«

Mama seufzt so tief, wie es nur eine Mutter kann, die feststellt, dass sie gerade wesentlich tiefer in eine Geschichte hineingerutscht ist, als sie es wollte.

»Ja. Ja, manchmal war das sicher der Grund für unseren Streit. Und manchmal ging es um andere Dinge. Deine Oma und ich waren sehr … verschieden.«

»Nein. Ihr wart nur auf verschiedene Weise anders.«

»Vielleicht.«

»Worüber habt ihr sonst noch gestritten?«

Das Auto hinter Kia hupt noch einmal. Mama schließt die Augen und hält die Luft an. Und als sie endlich den Fuß von der Bremse nimmt und Kia vorrollt, kommen die Worte so über ihre Lippen, als hätten sie sich erst hindurchkämpfen müssen.

»Über dich. Wir haben immer über dich gestritten, Schatz.«

»Warum?«

»Weil, wenn man jemanden sehr lieb hat, ist es sehr schwer, ihn mit jemand anderem zu teilen.«

»Wie bei Jean Grey«, stellt Elsa fest, als sei die Sache glasklar.

»Wie bei wem?«, fragt Mama nach, als ob das gar nicht so wäre.

»Das ist eine Superheldin. Aus ›X-Men‹. Wolverine und Cyclops liebten sie beide. Also haben sie voll viel gestritten.«

Mama nickt, als ob das das Ganze höchstens minimal weniger gar nicht glasklar mache.

»Ich dachte, die X-Men wären Mutanten. Keine Superhelden. Hast du es mir nicht zuletzt so erklärt, als wir darüber gesprochen haben?«

»Das ist kompliziert«, sagt Elsa, obwohl es das eigentlich gar nicht ist, wenn man die richtige Menge gute Literatur gelesen hat.

»Was hat diese Jean Grey denn für eine Superkraft?«, fragt Mama.

»Telepathie«, antwortet Elsa.

»Eine gute Superkraft«, sagt Mama.

»Voll gut«, nickt Elsa.

Sie entscheidet sich, nicht hinzuzufügen, dass Jean Grey zudem Telekinetikerin ist, denn sie will die Dinge für Mama jetzt nicht unnötig verkomplizieren. Schließlich ist sie schwanger.

Also zupft Elsa stattdessen an der Gummileiste an der Tür. Schaut in den kleinen Spalt darunter. Sie ist unglaublich müde, so wie man es wird, wenn man fast acht ist und die ganze Nacht wach und wütend war. Elsas Mama durfte nie eine eigene Mama haben, denn Mamas Mama war immer irgendwo anders und half jemand anderem. So hat Elsa Oma nie gesehen.

»Bist du wütend auf mich, weil Oma so viel Zeit mit mir verbracht hat und so wenig mit dir?«, fragt sie vorsichtig.

Mama schüttelt so vehement den Kopf, dass Elsa schon weiß, dass, was auch immer sie sagen wird, nur eine Lüge sein kann.

»Nein, mein lieber Schatz. Niemals. Niemals!«

Elsa nickt und schaut in den Spalt in der Tür. »Ich bin wütend auf sie. Weil sie nicht die Wahrheit gesagt hat.«

»Jeder hat Geheimnisse, Schatz.«

»Bist du wütend auf mich, weil Oma und ich Geheimnisse hatten?«, fragt Elsa Mama, ohne sie dabei anzusehen. Sie denkt dabei an die Geheimsprache, die sie immer benutzt haben, damit Mama sie nicht verstehen kann. Sie denkt an das Land-Fast-Noch-Wach. Fragt sich, ob Oma jemals Mama mitgenommen hat.

»Wütend nie …«, antwortet Mama und streckt die Hand über den Sitz, dann flüstert sie: »Eifersüchtig.«

Die Schuldgefühle erwischen Elsa wie eiskaltes Wasser, wenn man nicht damit rechnet.

»Das hat Oma also gemeint«, stellt sie fest.

»Womit?«, will Mama wissen.

Elsa schnaubt.

»Sie hat gesagt, ich würde sie hassen, wenn ich erfahre, wer sie war, bevor ich auf die Welt kam. Das hat sie damit gemeint. Dass ich erfahren werde, dass sie eine richtig schlechte Mutter war, die ihr eigenes Kind alleingelassen hat …«

Mama dreht sich zu ihr, die Augen so tränennass, dass Elsa sich selbst in ihnen sehen kann.

»Sie hat mich nicht alleingelassen. Du darfst deine Oma nicht hassen, Schatz.«

Und als Elsa keine Antwort gibt, legt Mama ihr die Hand auf die Wange und flüstert: »Es ist die Aufgabe der Töchter, auf die Mütter wütend zu sein. Aber sie war eine gute Oma, Elsa. Sie war die allerphantastischste Oma, die man sich nur vorstellen kann.«

Elsa zieht trotzig an der Gummileiste.

»Aber sie hat dich alleingelassen! All die vielen Male, die sie weggefahren ist, da hat sie dich alleingelassen, stimmt’s? Das darf man gar nicht, dann holt das Jugendamt die Kinder ab und bringt sie in ein Kinderheim!«

Mama versucht zu lächeln.

»Hast du das auf Wikipedia gelesen?«

Elsa schnaubt.

»In der Schule gehört.«

Mama zwinkert deutlich.

»Als ich klein war, hatte ich deinen Opa.«

»Ja, bis er starb!«

»Als er starb, hatte ich die Nachbarn.«

»Welche Nachbarn?«, will Elsa wissen.

Das Auto hinter ihnen hupt erneut. Mama macht eine entschuldigende Geste in Richtung Heckscheibe, und Kia rollt weiter.

»Britt-Marie«, sagt Mama schließlich.

Elsa hört auf, an der Gummidichtung zu zupfen.

»Wieso Britt-Marie?«

»Sie hat sich um mich gekümmert.«

Elsas Augenbrauen rutschen zu einem wütenden V zusammen.

»Warum ist sie dann so eine blöde Zimtzicke, wenn sie mit dir spricht?«

»Das darfst du nicht sagen, Elsa.«

»Aber das ist sie doch!«

Mama seufzt durch die Nase.

»Britt-Marie ist nicht immer so gewesen. Sie ist nur … einsam.«

»Sie hat doch Kent!«

Mama blinzelt so viel, dass ihre Augen fast geschlossen sind.

»Man kann auf viele Arten einsam sein, Schatz.«

Elsa geht dazu über, an dem Spalt unter der Gummilippe zu zupfen.

»Sie ist trotzdem eine fürchterlich blöde Ziege.«

Mama nickt.

»Wenn man lange genug allein ist, kann man schon eine blöde Ziege werden.«

Das Auto hinter ihnen hupt wieder.

»Ist das der Grund, warum Oma nie auf unseren alten Fotos auftaucht?«, fragt Elsa.

»Was?«

»Oma ist auf keinem Bild zu sehen, bevor ich geboren wurde. Als ich klein war, dachte ich, es liegt daran, dass sie ein Vampir ist, denn die bleiben nicht auf Fotos und können irgendwie auch rauchen, so viel sie wollen, ohne dass sie Halsweh bekommen. Aber sie war kein Vampir, stimmt's? Sie war einfach nie zu Hause.«

»Das ist kompliziert.«

»Ich weiß! Das ist mit allem so, bis es einem jemand erklärt! Aber wenn ich Oma danach gefragt habe, dann hat sie immer schnell das Thema gewechselt. Und wenn ich Papa frage, dann sagt er: ›Äh … äh … was hättest du gern? Ein Eis? Ich hol dir ein Eis!‹«

Mama muss plötzlich laut loslachen. So sehr, dass sie, hätte sie einen Milchshake im Mund, Kias ganzes Cockpit durch die Nase damit besprühen würde. Elsa kann ihren Papa wirklich voll gut imitieren.

»Dein Papa mag Konflikte nicht direkt«, kichert Mama.

»War Oma ein Vampir oder nicht?«

»Deine Oma ist rund um den Globus gereist, um Kindern das Leben zu retten, Schatz. Sie war ein …« Mama ist anzusehen, dass sie nach dem richtigen Wort sucht. Und als sie es gefunden hat, strahlt ihr Gesicht, und sie lächelt richtig. »Superheld! Deine Oma war ein Superheld!«

Elsa glotzt in den Spalt in der Tür.

»Superhelden lassen nicht ihre eigenen Kinder zurück.«

Mama schweigt.

»Alle Superhelden müssen etwas opfern, Schatz«, versucht sie es schließlich.

Aber sowohl sie als auch Elsa wissen, dass sie das nicht wirklich meint.

Das Auto hinter ihnen hupt wieder. Mamas Hand hebt sich beschwichtigend Richtung Heckscheibe. Kia rollt ein paar Meter weiter. Elsa wird bewusst, dass sie hofft, dass Mama jetzt anfängt zu schreien. Oder zu heulen. Oder irgendetwas anderes. Sie will einfach nur sehen, dass etwas in ihr vorgeht. Und dann tut sie eben das, was alle fast Achtjährigen in dieser Situation tun würden. Sie schielt in den Spalt unter der Türdichtung und schaut sich im Wagen nach etwas um, das überhaupt nicht dafür vorgesehen ist, in einen Spalt unter Türdichtungen gestopft zu werden, damit sie es genau da reinstopfen kann.

Sie öffnet das Handschuhfach. Ihr Blick fällt auf ein Paket Kaugummi. Sie holt es heraus und schielt zu Mama hinüber. Dann drückt sie sorgfältig einen Kaugummi in den Spalt in der Tür. Dann noch einen. Mama sieht es. Elsa, weiß, dass Mama es sieht, aber sie sagt nichts. Diesmal verliert sie nicht die Kontrolle. Elsa hasst das.

Das Auto hinter ihnen hupt. Mamas Hand bittet um Entschuldigung. Kia rollt weiter.

Elsa kann nicht begreifen, wie man es so eilig haben kann, fünf Meter vorwärtszukommen, dass man jemanden anhupt, wenn man sowieso im Stau steht. Sie sieht sich den Mann hinter ihnen im Rückspiegel an. Er macht ein Gesicht, als sei er der Ansicht, dass es Mamas Schuld ist, dass sie im Stau stehen. Elsa wünscht sich inständig, dass Mama jetzt dasselbe macht wie damals, als sie mit Elsa schwanger war und aus dem Auto gestiegen ist und gebrüllt hat, dass es jetzt wirklich genug sei.

Die Geschichte hat sie von Papa gehört. Eigentlich erzählt er fast nie Geschichten, aber an einem Mittsommerabend, bevor Mama anfing so traurig auszusehen und abends immer früher ins Bett zu gehen und Papa nachts allein in der Küche saß und die Icons auf Mamas PC neu ordnete und weinte, da waren sie alle zusammen auf einem Fest. Und da trank Papa

drei Bier und erzählte die Geschichte, wie Mama hochschwanger mit Elsa war und aus dem Auto ausstieg und auf einen Mann in einem silbernen Wagen zulief und drohte, »ihr Kind hier auf der Stelle auf seiner Motorhaube zur Welt zu bringen, wenn er noch ein einziges Mal auf die Hupe drückte!«. Darüber mussten alle schallend lachen. Papa selbst natürlich nicht, weil er einfach nicht so furchtbar gern lacht. Aber Elsa sah ihm an, dass sogar er es witzig fand. An dem Mittsommerabend tanzte er mit Mama. Das war das letzte Mal, dass Elsa die beiden zusammen tanzen sah. Papa war ein spektakulär schlechter Tänzer, er sah wie ein riesengroßer Bär aus, der eben erst aufgestanden ist und festgestellt hat, dass seine Tatze eingeschlafen ist. Elsa vermisst das. Vermisst die Bärentatze.

Und sie vermisst jemanden, der aussteigt und Männer in silbernen Autos zusammenstaucht.

Der Mann im silbernen Auto hinter ihnen hupt erneut.

Und da entscheidet sich Elsa, etwas zu tun, das wohl zu einem coolen Facebook-Status taugt, könnte man sagen. Sie greift nach ihrem Rucksack, zieht das dickste Buch heraus, dass sie zu fassen bekommt, und als Kia wieder stehen bleibt, macht Elsa die Tür auf und springt hinaus auf die Fahrbahn. Sie hört Mama hinter sich schreien, aber dreht sich nicht um. Sie rauscht nur rund um Kia auf das silberne Auto zu und haut das Buch so fest sie kann direkt auf dessen Motorhaube.

Es hinterlässt eine ziemliche Beule. Elsas Hände zittern.

Der Mann im silbernen Auto starrt sie an, als könne er nicht fassen, was hier gerade geschieht. Ein bisschen wie das eine Mal, als Elsa und Mama und Papa in Paris in Euro-Disney waren und Elsa spätabends auf dem Weg nach Hause das Aschenputtel sah, wie es in einen Busch pinkelte und etwas schrie, vom dem Elsa später erfuhr, dass es sich um ziemlich schmutzige

Schimpfworte auf Französisch handelte, die es einem Jungen im Piratenkostüm an den Kopf warf.

Elsa sieht den Mann an. Er schaut wie gelähmt zurück.

»Verfluchter Blödmann!«, schreit Elsa ihn an.

Als er nicht auf der Stelle antwortet, knallt sie das Buch noch dreimal mit aller Kraft auf seine Motorhaube und zeigt drohend auf ihn.

»Kapieren Sie vielleicht, dass meine Mutter schwanger ist und Sie sich hier nicht so aufführen können wie ein verfluchter BLÖDMANN? Hä?«

Erst sieht es so aus, als würde der Mann die Tür öffnen wollen. Doch dann scheint er es sich irgendwie anders zu überlegen. Elsa hebt das Buch weit über ihren Kopf, als ob es ein breites Schwert wäre, und knallt es mit der Kante auf die Motorhaube, so dass es einen tiefen Kratzer im Lack hinterlässt.

Der Mann betrachtet sie ein bisschen unschlüssig. Dann kratzt er sich am Hals. Und dann streckt er die Hand zum Seitenfenster aus. Elsa hört das Klicken, als die Zentralverriegelung zuschnappt.

»WIR HABEN VIELLEICHT EINEN ETWAS ANSTRENGENDEN TAG HINTER UNS! Also könnten Sie sich vielleicht ein bisschen zusammenreißen, bevor meine Mutter aussteigt und hier und jetzt das Halbe auf der Motorhaube IHRES VERFLUCHTEN WAGENS zur Welt bringt!«, brüllt Elsa.

Sicherheitshalber quasi.

Der Mann starrt hinunter auf seinen Schoß.

Elsa bleibt mitten auf der Fahrbahn zwischen dem silberfarbenen Auto und Kia stehen und keucht so heftig, dass sie Kopfschmerzen bekommt. Sie hört Mama schreien, und Elsa will eigentlich gerade zurück zu Kia gehen, das hat sie wirklich vor. Es ist ja nicht so, dass sie das alles hier geplant

hätte. Aber da spürt sie eine Hand auf ihrer Schulter und hört eine Stimme, die fragt: »Brauchst du Hilfe?«

Und als sie sich umdreht, steht da ein Polizist. Er riecht nach Snus.

»Können wir dir helfen?«, wiederholt er freundlich.

Er sieht noch sehr jung aus. Als wäre er ein Sommerferienjobber. Obwohl ja Winter ist.

»Er hat nicht aufgehört zu hupen!«, verteidigt sich Elsa.

Der Ferienjobpolizist schaut auf den Mann im silbernen Auto. Der Mann darin ist unerhört beschäftigt damit, den Ferienjobpolizisten auf gar keinen Fall anzuschauen. Elsa dreht sich zu Kia um, und eigentlich will sie das gar nicht sagen, es ist irgendwie so, als ob ihr die Worte zufällig aus dem Mund herausfallen.

»Meine Mutter kriegt ein Kind, und wir hatten heute einen echt anstrengenden Tag …«

Sofort spürt sie wieder die Hand des Ferienjobpolizisten auf ihrer Schulter.

»Deine Mama kriegt ein Kind?«, schreit er.

»Also, es ist ni…«, setzt Elsa an.

Aber da ist es natürlich schon zu spät.

Der Polizist rennt vor zu Kia. Mama hat sich schon halb aus dem Wagen herausgequält und will mit der Hand auf dem Halben zu ihnen kommen.

»Können Sie fahren?«, schreit der Polizist so laut, dass Elsa sich verdutzt die Ohren zuhält und sich demonstrativ auf die andere Seite von Kia stellt.

Mama sieht etwas überrumpelt aus.

»Wie? Wie bitte? Natürlich kann ich fahren. Gibt es ein Probl…«

»Ich fahre vor!«, ruft der Polizist, ohne weiter zuzuhören, schiebt Mama zurück in Kia und rennt zu seinem Streifenwagen.

Mama fällt in den Sitz. Sieht Elsa an. Elsa sieht ins Handschuhfach und sucht nach einem Grund, nicht zurückschauen zu müssen.

»Was … ist denn jetzt passiert?«, fragt Mama.

Der Streifenwagen donnert mit heulendem Martinshorn an ihnen vorbei. Der Sommerferienjobpolizist winkt ihnen wie verrückt zu, dass sie hinterherfahren sollen.

»Ich glaube, er möchte, dass du hinterherfährst«, murmelt Elsa, ohne den Kopf zu heben.

Die Autos vor ihnen fahren an die Seite. Der Feierabendverkehr teilt sich wie eine geöffnete Bananenschale.

»Was … passiert hier … eigentlich?«, flüstert Mama, während Kia vorsichtig hinter dem Streifenwagen herschleicht.

»Das ist mal was für Facebook, könnte man sagen«, räuspert sich Elsa.

»Wo fährt er hin?«, fragt Mama, während sie gleichzeitig versucht, sich bei allen, an denen sie vorbeifährt, zu entschuldigen.

»Das heißt ›wohin fährt er‹«, murmelt Elsa, weil sie es einfach nicht lassen kann.

»Wo. Fährt. Er. Hin?«, artikuliert Mama auf eine Art und Weise, die etwas Anklagendes hat, wenn Elsa ganz ehrlich ist.

»Also, ich nehme an zum Krankenhaus, weil er denkt, dass du das Kind kriegst«, murmelt Elsa ins Handschuhfach hinein.

»Dass ich das Kind kriege …«, stellt Mama verbissen fest, während sie zwischen allen anderen Autos hindurchrollen, die vor der Sirene des Sommerferienjobpolizisten Platz machen.

»Hmmm«, sagt Elsa.

»Warum hast du ihm gesagt, dass ich das Kind kriege?«

»Das habe ich nicht! Aber mir hört ja nie jemand zu!«, faucht Elsa beleidigt zurück.

»Aha! Und was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun?«, faucht Mama zurück und klingt jetzt eventuell eine Winzigkeit weniger kontrolliert.

»Also, jetzt sind wir ja schon voll lange hinter ihm hergefahren, deshalb wird er bestimmt ziemlich sauer sein, wenn er erfährt, dass du das Kind noch gar nicht kriegst«, stellt Elsa ganz pädagogisch fest.

»MEINST DU!?«, brüllt Mama weder pädagogisch noch kontrolliert zurück.

Elsa entscheidet sich, an der Stelle keine Diskussion darüber anzufangen, ob Mama jetzt sarkastisch oder ironisch ist.

Sie halten vor der Notaufnahme des Krankenhauses, und Mama sieht tatsächlich aus, als hätte sie vor, aus dem Auto zu steigen und vor dem Ferienjobpolizisten alles zuzugeben. Was sie dann auch tut. Aber er schiebt sie zurück ins Auto und ruft, dass er Hilfe holen wird. Und dann rast er schreiend durch den Eingang, mit der Körpersprache von jemandem, der sich kochend heißen Kakao über beide Hände gegossen hat. Mama sieht ihm unglücklich hinterher. Sie stehen vor ihrem Krankenhaus. Sie ist hier die Chefin.

»Es wird nicht gerade leicht werden, das dem Personal zu erklären«, murmelt sie und legt verzweifelt die Stirn aufs Lenkrad.

»Vielleicht kannst du ja sagen, dass es eine Art Übung war?«, versucht Elsa.

Mama gibt keine Antwort. Elsa räuspert sich noch einmal.

»Oma hätte es toll gefunden.«

Mama lächelt ein wenig und legt das Ohr aufs Lenkrad. Sie schauen sich lange in die Augen.

»Sie hätte es verdammt toll gefunden«, nickt Mama.

»Nicht fluchen«, sagt Elsa.

»Aber du fluchst ununterbrochen!«

»Ich bin aber keine Mama.«

Mama muss wieder lächeln.

»Touché.«

Elsa macht das Handschuhfach ein paarmal auf und zu. Sieht die Krankenhausfassade hinauf. Hinter einem dieser Fenster hat sie bei Oma geschlafen in der Nacht, als Oma zum allerletzten Mal nach Miamas gereist ist. Es fühlt sich an, als sei es Ewigkeiten her. Fühlt sich Ewigkeiten her an, dass es Elsa selbst gelungen ist, nach Miamas zu reisen.

»Was war das denn für ein Job?«, fragt sie, vor allem, um nicht weiter daran denken zu müssen.

»Was?«, fragt Mama.

»Du hast gesagt, als der Tsunami kam, war das Omas letzte Reise, dann hat sie einen neuen Job bekommen. Was war das für ein Job?«

Mamas Fingerspitzen tippen Elsa an, als sie die Antwort flüstert.

»Ein Job als Oma. Den hatte sie bekommen. Danach ist sie nie wieder weggefahren.«

Elsa nickt langsam. Mama streichelt ihren Arm. Elsa macht das Handschuhfach auf und zu. Dann sieht sie auf, als ob ihr gerade etwas klargeworden sei, aber eigentlich möchte sie nur das Gesprächsthema wechseln, damit sie nicht mehr daran denken muss, wie wütend sie jetzt gerade auf Oma ist.

»Also Entschuldigung, aber was hat sich der Polizist eigentlich gedacht? Dass du dabei bist, das Kind zu kriegen, während du Auto fährst? Kann man überhaupt Auto fahren, während man ein Kind kriegt?«

Mama klopft ihr auf die Schulter.

»Du würdest staunen, wie wenig die meisten Männer darüber wissen, wie es ist, ein Kind zu bekommen, Schatz.«

Elsa nickt und schnaubt: »Muggel.«

Mama beugt sich vor und gibt ihr einen Kuss auf die Stirn. Elsa fängt ihren Blick ein.

»Habt ihr beide, Papa und du, euch scheiden lassen, weil ihr euch nicht mehr liebhattet?«, fragt sie so schnell, dass die Frage sie selbst überrascht.

Mama beugt sich zurück. Fährt sich mit den Fingern durch die Haare und schüttelt mit dem Kopf.

»Warum fragst du danach?«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Über irgendwas müssen wir doch reden, bis der Polizist mit dem Personal zurückkommt. Und alles für dich superpeinlich wird, weil du die Chefin bist …«

Mama sieht wieder ganz unglücklich aus. Elsa zupft an der Gummileiste. Kapiert, dass es wohl ein bisschen früh war, darüber Witze zu machen.

»Man heiratet doch, weil man sich liebhat, also lässt man sich wohl scheiden, weil man damit aufgehört hat«, sagt sie leise.

»Hast du das in der Schule gehört?«, fragt Mama lächelnd.

»Das ist meine eigene Theorie.«

Mama lacht laut auf, wieder ohne Vorwarnung. Wie ein Platzregen in einem Film.

Elsa grinst.

»Hatten sich Oma und Opa auch irgendwann nicht mehr lieb?«, fragt sie, als Mama fertig gelacht hat.

Mama wischt sich die Augen trocken.

»Sie waren nie verheiratet, Schatz.«

»Warum nicht?«

»Deine Oma war ein bisschen speziell. Es war nicht leicht, mit ihr zusammenzuleben.«

»Wie meinst du das?«

Mama massiert ihre Augenlider.

»Das ist nicht leicht zu erklären, Schatz. Aber in der Zeit war es wohl nicht so üblich, dass Frauen so waren wie sie. Ja … es war wohl grundsätzlich nicht üblich, dass überhaupt jemand so war wie deine Oma. Es war ja zum Beispiel auch nicht üblich, dass Frauen zu der Zeit Ärztinnen wurden. Noch seltener Chirurgen. Und die akademische Welt sah damals anders aus … also …«

Mama verstummt. Elsa hebt die Augenbrauen.

»Hast du vielleicht schon mal von der Frau gehört, die nie zur Sache kam?«

Mama lächelt zu ihrer Entschuldigung, als ob sie schon vorher wüsste, dass es dumm ist, was sie jetzt sagen wird.

»Ich glaube, wenn deine Oma in ihrer Generation ein Mann gewesen wäre anstelle einer Frau, dann hätte man sie einen ›Playboy‹ genannt.«

Elsa schweigt eine ganze Weile. Dann nickt sie ernst.

»Hatte sie viele Männer?«

»Ja«, antwortet Mama vorsichtig.

»In meiner Schule gibt es auch jemanden, der viele Freunde hat«, teilt Elsa mit.

»Ach. Ich meine doch nicht, dass das Mädchen in deiner Schule ein …«, protestiert Mama panisch.

»Es ist ein Junge«, korrigiert Elsa.

Mama sieht etwas irritiert aus. Elsa zuckt mit den Schultern.

»Es ist etwas kompliziert«, erklärt sie.

Obwohl es das ja überhaupt nicht ist. Mama sieht nicht gerade superviel weniger irritiert aus.

»Dein Opa hat deine Oma sehr geliebt. Aber sie waren niemals ein … Paar. Verstehst du, wie ich es meine?«

»Ich begreif's«, antwortet Elsa, schließlich hat sie ja Internet.

Dann beugt sie sich vor und nimmt Mamas Zeigefinger und umfasst ihn mit beiden Händen.

»Es tut mir leid, dass Oma so eine schlechte Mutter war, Mama!«

»Sie war eine phantastische Oma, Elsa. Du warst in jeder Hinsicht ihre zweite Chance«, sagt Mama und streicht Elsa übers Haar. Dann fährt sie fort: »Ich glaube, dass deine Oma da, wo das Chaos herrschte, so gut zurechtkam, weil sie selbst so chaotisch war. Unter katastrophalen Bedingungen war sie immer großartig. Es war nur das andere, der Alltag, das ganze Normale, mit dem sie nicht zurechtkam.«

»Wie eine Uhr, die nicht richtig im Takt geht. Sie geht eigentlich nicht falsch, sie ist nur immer zur falschen Zeit am falschen Ort«, sagt Elsa und versucht, ihre Wut zu unterdrücken.

Das klappt miserabel.

»Ja. Vielleicht. Das war nur … also … nur der eine Grund dafür, dass es von Oma keine alten Fotos gibt – weil sie nicht so oft daheim war. Außerdem habe ich die, die es gab, zerrissen.«

»Warum?«

»Ich war ein Teenager. Und wütend. Das gehört irgendwie zusammen. Zu Hause herrschte immer Chaos. Rechnungen, die keiner bezahlte, und Essen, das im Kühlschrank vergammelte, wenn wir überhaupt Essen hatten, ziemlich oft war ja auch gar keins da, ja, Gott, so war das. Es ist schwer zu erklären, Schatz. Ich war einfach wütend.«

Elsa verschränkt die Arme, lehnt sich zurück und schaut durch die Fensterscheibe.

»Man sollte sich keine Kinder anschaffen, wenn man sich nicht um sie kümmern will.«

Mama streckt wieder ihre Fingerspitzen aus, fährt Elsa über die Schulter.

»Deine Oma war nicht mehr jung, als sie mich bekam. Das heißt, na ja, sie war so alt wie ich, als du kamst. Aber zu Omas Zeit war das alt. Und sie dachte, dass sie gar keine Kinder kriegen könnte. Sie hatte sich untersuchen lassen.«

Elsa lässt ihr Kinn zum Schlüsselbein sinken.

»Dann warst du ein Versehen?«

»Ein Unfall.«

»Dann bin ich ja auch ein Unfall.«

Mamas Lippen pressen sich aufeinander.

»Niemals hat jemand sich etwas so sehr gewünscht wie dein Papa und ich uns dich gewünscht haben, Schatz. Du bist so weit von einem Unfall entfernt, wie man es sich nur vorstellen kann.«

Elsa sieht nach oben an die Decke von Kia und blinzelt die Tränen weg.

»Ist deswegen die Ordnung deine Superkraft geworden? Weil du nicht so werden wolltest wie Oma?«

Mama zuckt mit den Schultern.

»Ich habe einfach gelernt, die Dinge selbst zu organisieren. Weil ich deiner Oma nicht vertraut habe. Und am Ende wurde alles nur noch schlimmer, wenn sie dann mal da war. Ich war wütend auf sie, wenn sie fort war, und noch wütender, wenn sie heimkam.«

»Bist du immer noch wütend?«

»Macht mich das zu einem schlechten Menschen?«

Elsa verpasst dem Boden des Kia einen Tritt.

»Nein. Wenn ich gewusst hätte, dass Oma so eine ist, die ihre Kinder im Stich lässt, dann hätten wir einen neuen Muffelrekord aufgestellt.«

Mama streichelt Elsa intensiver übers Haar.

»Sie war eine einzigartige Oma, Schatz.«

»Sie war eine miserable Mama.«

»Elsa, Liebes, bitte sag so was nicht. Sie hat ihr Bestes gegeben. Wir geben alle unser Bestes.«

»Nein!«

»Es ist nicht deine Aufgabe, auf sie wütend zu sein.«

»Ja gut, aber ich BIN wütend. Ich bin wütend, weil sie ein verdammter Blödmann war und es mir keiner gesagt hat, und jetzt weiß ich es, und ich vermisse sie trotzdem so, und DAS macht mich wütend!!!«

Mama schließt die Augen ganz fest und beugt ihre Stirn hinunter an Elsas Stirn. Elsas Kiefer zittert.

»Ich bin wütend, dass sie gestorben ist. Ich bin wütend, dass sie mir weggestorben ist«, flüstert sie.

»Ich auch«, flüstert Mama.

Und in dem Moment kommt der Sommerferienjobpolizist aus der Notaufnahme herausgerannt. Ihm folgen zwei Krankenschwestern mit einer Trage.

»Was meinst du, was hätte Oma jetzt getan?«, fragt Mama ruhig.

»Sie wäre abgehauen«, antwortet Elsa, die Stirn noch immer an Mamas Stirn.

Der Ferienjobpolizist und die Krankenschwestern mit der Trage sind nur noch ein paar Meter vom Wagen entfernt, als Mama langsam nickt. Dann

legt sie den Gang ein, und mit im Schnee durchdrehenden Reifen schlittert sie vor auf die Straße und gibt Gas. Das ist das Verantwortungsloseste, was Elsa ihre Mama je hat tun sehen.

Dafür wird sie sie immer lieben.

15
Sägespäne

Das Land-Fast-Noch-Wach ist natürlich ein Land voller mehr oder weniger seltsamer Kreaturen. Die meisten von ihnen eher mehr als weniger, weil Oma die Geschichten über sie erzählte, und Oma selbst war ja in jeder Hinsicht eher mehr als weniger seltsam.

Aber zu den alleraußergewöhnlichsten, selbst mit Omas Maß gemessen, gehören die Bereuer. Sie sind wildlebende Herdentiere, deren Weideland direkt vor Miamas liegt. Natürlich ist es sehr unterschiedlich, was sie fressen, und eigentlich kann sich keiner genau erklären, wie sie überleben, wenn man die Umstände bedenkt. Die Bereuer sehen nämlich auf den ersten Blick wie weiße Pferde aus, sie sind aber etwas komplizierter, weil sie an dem genetischen Defekt leiden, dass sie sich einfach nicht entscheiden können. Das bringt natürlich gewisse praktische Probleme mit sich, weil die Bereuer wie gesagt Herdentiere sind und ein Bereuer daher meist mit einem anderen Bereuer zusammenstößt, wenn der sich gerade in eine Richtung aufgemacht hat, es sich dann aber anders überlegt. Bereuer haben deshalb immer eine längliche Beule an der Stirn, was in einigen Märchen aus Miamas, die in der richtigen Welt gelandet sind, konsequent zu einer Verwechslung mit den Einhörnern geführt hat. In Miamas haben die Märchenerzähler jedoch gelernt, keine Kompromisse mehr einzugehen und zu versuchen, die Lohnkosten zu drücken, indem sie Bereuer für Einhorn-Jobs anheuern, da die Märchen dann nämlich eine Tendenz aufweisen, nie so richtig zur Sache zu kommen. Und außerdem hat keiner

Freude daran, wirklich keiner, hinter einem Bereuer in der Schlange am Büffet stehen zu müssen.

»Es macht also keinen Sinn, irgendwas zu bereuen, man bekommt davon nur Kopfschmerzen!«, rief Oma immer und tippte sich an die Stirn. Elsa muss jetzt daran denken, als sie in Kia vor der Schule steht und Mama anschaut.

Sie fragt sich, ob Oma es irgendwann bereut hat, dass sie Mama so oft allein gelassen hat. Sie fragt sich, ob Omas Kopf voller Beulen war. Sie kann es nur hoffen.

Mama massiert ihre Schläfen und flucht mit zusammengebissenen Zähnen. Sie bereut offensichtlich, dass sie einfach vom Krankenhaus abgehauen sind, denn ihr ist eingefallen, dass sie, wenn sie Elsa zur Schule gebracht hat, direkt wieder zum Krankenhaus zurückfahren und Chef sein muss.

Elsa klopft ihr auf die Schultern.

»Vielleicht kannst du es auf die Schwangerschaftsblödheit schieben?«, tröstet sie sie.

Mama schließt verzweifelt die Augen. In letzter Zeit leidet sie ganz schön unter der Schwangerschaftsblödheit. Heute Morgen hat sie zum Beispiel Elsas Gryffindor-Schal nicht finden können, und dann legt sie ihr Handy ständig an seltsamen Orten ab. Im Kühlschrank und im Mülleimer und im Wäschekorb und einmal sogar in Georges Laufschuhen. Heute Morgen musste Elsa es dreimal anrufen, was nicht ganz unkompliziert war, weil das Display von Elsas Handy ziemlich unscharf ist, nachdem es einmal getoastet wurde. Aber schließlich fanden sie Mamas Handy, da es in Elsas Rucksack klingelte. Wo auch der Gryffindor-Schal lag. »Siehst du!«, versuchte Mama, »nichts ist wirklich weg, bevor es deine Mama nicht mehr finden kann!«, aber Elsa verdrehte nur die Augen. Mama war die Sache

offensichtlich peinlich, und sie murmelte etwas von »Schwangerschaftsblödheit«.

Jetzt ist Mama die Sache offensichtlich auch peinlich. Und sie bereut sie.

»Ich glaube nicht, dass ich den Chefposten im Krankenhaus behalte, wenn ich sage, ich hätte plötzlich vergessen, dass mich ein Streifenwagen zur Notaufnahme eskortiert hat, Schatz.«

Elsa beugt sich vor und streichelt Mama über die Wange.

»Es wird besser werden, Mama. Es wird alles gut.«

Oma hat das immer gesagt, fällt Elsa ein, als sie die Worte spricht. Mama legt ihre Hand auf das Halbe und nickt mit gespielter Selbstsicherheit, um das Thema zu wechseln.

»Heute Nachmittag holt dich dein Papa ab, vergiss das bitte nicht. Und George bringt dich am Montag zur Schule. Ich habe da eine Konferenz un…«

Geduldig kitzelt Elsa Mama in den Haaren.

»Mama, ich gehe am Montag doch gar nicht in die Schule. Da sind Weihnachtsferien.«

Mama greift nach Elsas Hand und holt in ihrer Handfläche einmal tief Luft. Als würde sie versuchen, ihre Lungen mit Elsa zu füllen. Wie Mütter es mit Töchtern tun, die viel zu schnell groß werden.

»Tut mir leid, Schatz. Ich … hab’s vergessen.«

»Macht doch nichts«, sagt Elsa.

Was nicht ganz stimmt.

Sie drücken sich beide ganz fest, bevor Elsa aus dem Auto springt. Sie wartet ab, bis Kia außer Sichtweite ist, bevor sie ihren Rucksack öffnet und Mamas Handy herausholt, im Adressbuch bis zu Papas Namen scrollt und schreibt: *Übrigens: Du brauchst Elsa heute Nachmittag nicht zu*

übernehmen. Ich krieg's hin! Elsa weiß, dass die beiden so über sie reden. Sie ist etwas, was »übernommen werden muss«, etwas, was man »hinkriegen muss«. Wie Wäsche. Sie weiß, dass sie es nicht böse meinen, aber trotzdem. Keine Siebenjährige, die schon Filme über die italienische Mafia gesehen hat, möchte, dass es die Familie »mit ihr hinkriegt«. Aber das kann sie natürlich Mama nur schwer erklären, weil Mama Oma ausdrücklich verboten hat, Elsa solche Filme sehen zu lassen.

Mamas Handy vibriert in Elsas Hand. Papas Name erscheint auf dem Display. Und darunter: *Verstehe.* Elsa löscht die Nachricht. Löscht auch die SMS, die sie Papa geschickt hat, aus dem »Gesendet«-Ordner. Steht auf dem Fußweg und zählt von zwanzig rückwärts. Als sie bei sieben angekommen ist, rollt Kia wieder auf den Parkplatz, und Mama lässt die Scheibe des Beifahrerfensters runter, völlig außer Atem. Elsa gibt ihr das Handy. Mama murmelt etwas von Schwangerschaftsblödheit. Elsa gibt ihr einen Kuss auf die Wange. Mama tastet an ihrem Hals herum und fragt Elsa, ob sie vielleicht ihren Schal gesehen hat.

»In deiner rechten Manteltasche«, sagt Elsa.

Mama angelt den Schal heraus. Greift nach Elsas Kopf, zieht ihn ein wenig näher und küsst sie fest auf die Stirn. Elsa schließt die Augen.

»Nichts ist wirklich verschwunden, bevor es deine Tochter nicht finden kann«, flüstert Elsa in Mamas Ohr.

»Du wirst eine hervorragende große Schwester sein«, flüstert Mama zurück.

Elsa gibt keine Antwort. Sie bleibt einfach nur stehen und winkt. Sie kann darauf schlecht antworten, denn sie will Mama nicht sagen, dass sie gar nicht große Schwester werden will. Will nicht, dass irgendjemand erfährt, dass sie dieser schreckliche Mensch ist, der sein eigenes Halbgeschwisterchen hasst, nur weil alle das Halbe viel mehr liebhaben

werden als Elsa. Will nicht, dass irgendjemand erfährt, welch höllische Angst sie davor hat, dass sie sie dann auch im Stich lassen werden.

Sie dreht sich um und beobachtet den Schulhof. Noch hat sie keiner gesehen. Sie greift mit der Hand tief in den Rucksack und zieht den Brief heraus, den sie in Renault gefunden hat. Sie kennt die Adresse nicht, und was Wegbeschreibungen anging, war Oma immer ein hoffnungsloser Fall. Elsa ist sich nicht einmal sicher, ob es diese Adresse tatsächlich gibt, es wäre nicht das erste Mal, dass Oma, wenn sie erklären soll, wo sich etwas befindet, völlig veraltete Orientierungspunkte benutzt. »Das liegt genau da, wo die Verrückten mit den Wellensittichen gewohnt haben, man geht an der alten Tennishalle vorbei, da, wo die Gummifabrik ist oder was das nun war«, konnte ihre Beschreibung lauten, und wenn die Leute daraufhin nicht gleich verstanden, was sie meinte, konnte sie so frustriert sein, dass sie sich gezwungen sah, zwei Zigaretten direkt nacheinander zu rauchen und dabei die zweite an der Glut von der ersten anzuzünden. Und wenn sie dann jemand darauf hinwies, das sei hier im Haus nicht erlaubt, wurde sie so wütend, dass es dann ganz und gar unmöglich war, eine anständige Wegbeschreibung von ihr zu bekommen außer der mit dem Mittelfinger.

Eigentlich will Elsa den Brief in tausend kleine Stücke zerreißen und ihn dem Wind übergeben. Das hat sie sich gestern überlegt. Weil sie auf Oma so wütend war. Aber heute, wo Mama die ganze Geschichte erzählt und Elsa so viel Enttäuschung in ihren Augen gesehen hat, hat sie den Beschluss gefasst, das nicht zu tun. Elsa wird den Brief abgeben, diesen und alle anderen Briefe, die Oma offenbar für sie an verschiedenen Stellen deponiert hat. Sie wird alle Briefe von Oma zustellen, und das wird ein großartiges Abenteuer und ein phantastisches Märchen werden, genauso, wie Oma sich das vorgestellt hatte. Aber Elsa wird es nicht für Oma tun.

Doch zuallererst braucht sie einen Computer.

Sie wirft wieder einen Blick auf den Schulhof. Und genau, als es läutet und alle von der Straße hereinrennen, springt sie über den Zaun und läuft hinunter zum Bus. Steigt eine Haltestelle früher als sonst aus, geht in den Lebensmittelladen, direkt zur Tiefkühltruhe. Zehn Minuten später schleicht sie zu Hause hinunter in die Kellerräume und vergräbt ihr Gesicht im Fell vom Wors. Das ist ihr neuer Lieblingsplatz auf dieser Welt.

»Ich habe Eis in meiner Tasche«, sagte sie, als sie am Ende den Kopf wieder hochhebt.

Der Wors streckt interessiert die Nase vor.

»Das ist Ben & Jerry's New York Super Fudge Chunk, mein Lieblingseis«, beginnt Elsa.

Der Wors hat bereits mehr als die Hälfte davon aufgefressen, als sie den Satz beenden kann. Sie streichelt ihm über die Ohren.

»Ich muss irgendwie an einen Computer kommen. Bleib hier und … du weißt schon … versuch dich möglichst unsichtbar zu machen!«

Der Wors schaut sie an, wie es ein sehr großer Wors tut, wenn man ihm gerade vorgeschlagen hat, sich wie ein wesentlich kleinerer Wors zu benehmen.

Elsa nimmt sich selbst das Versprechen ab, ein besseres Versteck für ihn aufzutreiben. Bald.

Sie schielt die Treppe hinauf. Kontrolliert sorgfältig, dass nicht Britt-Marie hier irgendwo unterwegs ist, und als sie sich ganz sicher ist, klingelt sie an der Tür des Monsters. Es macht nicht auf. Sie klingelt noch einmal. Kein Geräusch. Sie stöhnt und öffnet den Briefschlitz und schaut hinein. In der Wohnung ist es dunkel, doch sie weiß, dass er da ist.

»Ich weiß, dass du da bist!«, ruft sie.

Keine Antwort. Elsa holt einmal tief Luft.

»Wenn du nicht aufmachst, dann werde ich genau hier hineinniesen! Und ich bin megaerkäl…«, droht sie, aber wird von einem Zischen hinter sich unterbrochen, als würde jemand eine Katze von einem Tisch hinunterjagen wollen.

Sie fährt herum. Das Monster steigt aus der Dunkelheit der Treppe hinauf. Sie wird ihr Leben lang nicht begreifen, wie sich ein so großer Mensch ständig so unsichtbar machen kann. Er knetet seine Hände ineinander, so dass die Haut um seine Knöchel gerötet ist.

»Nicht niesen, nicht niesen!«, ermahnt er sie ängstlich.

Elsa verdreht die Augen so weit, dass sie das Gefühl hat, ihre Hornhaut würde bis ans Kleinhirn dotzen. Sie weiß genau Bescheid, denn sie hat sich die Anatomie des Gehirns auf Wikipedia angeschaut.

»Mein Gott, denkst du denn, ich bin krank im Kopf? Ich bin doch nicht einmal erkältet!«

Das Monster hält Abstand, fährt mit seiner knetenden Bewegung fort und macht ein skeptisches Gesicht. Elsa schlägt verzweifelt mit den Armen aus und trifft die Wohnungstür.

»Warum schleichst du hier draußen auf der Treppe herum und bist nicht drinnen?«

Das Monster verschwindet unter seiner Kapuze, so dass nur der schwarze Bart hervorlugt.

»Wache.«

»Hast du schon mal was von dem Mann gehört, der es ein bisschen sehr übertrieben hat?«, fragt Elsa.

Das Monster gibt keine Antwort. Es zuckt mit den Schultern.

»Ich muss deinen Computer ausleihen. Weil ich glaube, dass George zu Hause ist, und auf meinem Handy kann ich nicht surfen, weil das Display Matsch ist, nachdem Oma es mit Fanta und einem Toaster in Berührung gebracht hat. So ungefähr.«

Die Kapuze auf dem Kopf des Monsters bewegt sich sacht von einer zur anderen Seite.

»Kein Computer.«

»Phh! Ich werde ihn doch mal kurz leihen können, um die Adresse nachzuschauen!«, stöhnt Elsa und wedelt mit Omas Brief.

Das Monster schüttelt wieder den Kopf. Elsa stöhnt.

»Aber dann gib mir doch wenigstens das Password für dein Wi-Fi, dann kann ich mein iPad einloggen!«, schlägt sie vor und verdreht derart die Augen, dass sie das Gefühl hat, ihre Pupillen hätten auf dem Rückweg die Plätze getauscht.

Das Monster schüttelt den Kopf. Elsa stöhnt so, dass es sie schüttelt.

»Ich habe kein 3G auf dem iPad, denn Papa hat mir das iPad gekauft, und Mama wurde sauer, weil sie nicht will, dass ich so teure Sachen habe, und Apple mag sie auch nicht, also war das irgendwie eine Art Kompromiss! Kompliziert, oder? Ich muss nur mal kurz dein Wi-Fi benutzen! Mein Gott!«

»Kein Computer«, wiederholt das Monster.

»Kein … Computer?«, wiederholt Elsa ziemlich ungläubig.

Das Monster schüttelt den Kopf.

»Du hast keinen Computer?«, platzt es aus Elsa heraus.

Die Kapuze bewegt sich von rechts nach links. Elsa blinzelt ihn an, als würde sie glauben, er mache nur Spaß.

»Wie kann man keinen COMPUTER haben?«

Das Monster zieht aus einer seiner Jackentaschen eine versiegelte Plastiktüte hervor und holt eine kleine Flasche Desinfektionsmittel heraus. Vorsichtig kippt es sich etwas auf die Handflächen und beginnt, es in die Haut einzuarbeiten.

»Brauche keinen Computer«, murrt es.

Elsa spürt ein plötzlich aufkommendes Bedürfnis, sich die Schläfen zu massieren.

»Mein Gott. Irgendwie komisch, dass die Leute sagen, dass du ein Fall für die Psychiatrie bist!«

Das Monster gibt keine Antwort. Elsa holt wütend tief Luft und sieht sich im Treppenhaus um. George ist vielleicht noch zu Hause, also kann sie nicht in die Wohnung, denn dann fragt er sie, warum sie nicht in der Schule ist. Und zu Lennart und Maud kann sie auch nicht gehen, die sind viel zu lieb zum Lügen – sollte also Mama auf die Idee kommen, sie zu fragen, ob sie Elsa gesehen haben, werden sie klipp und klar sagen, was los ist. Der Junge mit Syndrom und seine Mama sind tagsüber nicht zu Hause. Und Britt-Marie kann sie ja wohl vergessen.

Bleibt nicht gerade ein Überfluss an Wahlmöglichkeiten. Also versucht Elsa, sich zu sammeln und daran zu denken, dass ein Ritter aus Miamas niemals Angst vor einer Schatzsuche hat, auch wenn sie noch so schwierig ist. Und dann steigt sie die Treppe hinauf.

Alf öffnet beim siebten Klingeln. In seiner Wohnung riecht es nach Sägespänen. Er trägt eine sehr klägliche Variante eines Morgenmantels, und die paar Haarsträhnen auf seinem Kopf sehen aus wie die letzten spärlichen Überbleibsel nach einem Orkan. In der Hand hält er eine große weiße Tasse, auf der *Juventus* steht und aus der es nach einem Kaffee der Stärke duftet, die Oma gefallen hätte. »Wenn Alf Kaffee gekocht hat, kann man aufstehen

und den ganzen Vormittag Auto fahren«, sagte sie immer, und Elsa verstand das zwar nicht ganz genau, aber wusste, was gemeint war. Glaubt sie zumindest.

»Ja?«, empfängt Alf Elsa griesgrämig.

»Weißt du vielleicht, wo das ist?«, fragt Elsa und hält ihm den Umschlag mit Omas Schrift unter die Nase.

»Du holst mich aus dem Bett, um nach einer blöden Adresse zu fragen?«, antwortet Alf in jeder Hinsicht wenig gastfreundlich und nimmt einen großen Schluck Kaffee.

»Hast du geschlafen?«, ruft Elsa mit hochgezogenen Augenbrauen.

Alf nimmt noch einen Schluck und nickt in Richtung seiner Armbanduhr.

»Ich hatte Spätschicht. Jetzt ist für mich Nacht. Komme ich etwa mitten in der Nacht zu dir und frage dich irgendeinen Mist?«

Elsa schaut auf die Tasse. Schaut auf Alf.

»Warum trinkst du Kaffee, wenn du schläfst?«

Alf schaut auf die Tasse. Schaut auf Elsa.

»Ich bin aufgewacht und hatte Durst.«

»Also, mein Papa sagt, wenn er nach sechs Uhr abends noch Kaffee trinkt, dann kann er die ganze Nacht nicht schlafen!«, erklärt Elsa.

Alf betrachtet sie sehr, sehr lange. Dann betrachtet er sehr, sehr lange seine Tasse. Dann wieder Elsa, völlig verständnislos.

»Nicht schlafen? Das ist doch verdammt nochmal nur Kaffee.«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Weißt du nun, wo das ist, oder nicht?«, fragt sie und zeigt auf den Umschlag.

Alf macht ein Gesicht, als würde er ihre Frage mit einem sehr übertriebenen und hämischen Tonfall in seinem Kopf wiederholen. Er

nimmt wieder einen Schluck Kaffee.

»Ich fahre seit dreißig Jahren Taxi.«

»Und?«, fragt Elsa.

»Dann ist es doch logisch, dass ich weiß, wo das ist«, brummt Alf und zeigt auf das Kuvert.

»Oh, Entschuuuldigung!«, brummt Elsa zurück.

Alf trinkt die Tasse leer.

»An der alten Kläranlage«, antwortet er dann.

»Was?«, fragt Elsa.

Alf sieht sie verzweifelt an.

»Kinder und Geschichte! Wo die Gummifabrik war, bevor sie umgezogen sind. Und die Ziegelei.«

Elsas Gesichtsausdruck verrät, dass sie nicht die geringste Ahnung hat, wovon er spricht.

Alf rauft sich die Resthaare und verschwindet in seiner Wohnung. Kommt zurück mit einer vollen Kaffeetasse und einer Karte. Stellt die Kaffeetasse mit einem Knall auf einem Regal im Flur ab und markiert mit schwarzer Tinte auf der Karte einen Kreis.

»Ach so, daaa! Da ist doch das Einkaufszentrum!«, ruft Elsa aus und sieht verdutzt zu ihm hoch. »Warum hast du das nicht gleich gesagt?«

Alf antwortet etwas, was Elsa nicht richtig versteht, und macht ihr die Tür vor der Nase zu.

»Ich behalte die Karte!«, schreit Elsa fröhlich in den Briefschlitz.

Er antwortet nicht.

»Und ich habe Weihnachtsferien, nur, dass du es weißt! Deshalb bin ich nicht in der Schule!«, ruft sie hinterher.

Auch darauf kommt keine Antwort.

Als Elsa zurück in den Keller kommt, liegt der Wors bequem auf der Seite, zwei Beine in die Luft gestreckt, als ob er eine Pilates-Übung ernsthaft falsch verstanden hätte. Das Monster steht im Flur davor und knetet seine Hände. Etwas ist ihm sichtbar unangenehm.

»Die Nase«, zischt er und macht mit seiner Riesenhand eine Bewegung vor seinem Gesicht, um zu demonstrieren, wie eklig er das findet.

»Klebrig. Die ganze Nase … klebrig …«

Es sieht Elsa flehend an. Elsa seufzt, steckt den Kopf in den Kellerraum und zeigt auf die Nase des Wors.

»Wasch mal deine Nase, wir wollen los«, fordert sie ihn auf.

Der Wors rollt sich zurück auf seine Tatzen und erhebt sich. Dann schiebt er seine Zunge heraus, groß wie eins von Mamas und Georges Gästehandtüchern, und schleckt sich das Eis von der Nase.

Elsa betrachtet das Monster. Hält ihm den Umschlag hin.

»Kommst du mit?«

Das Monster nickt. Die Kapuze rutscht ihm ein paar Zentimeter vom Kopf, und im Schein der Leuchtstoffröhren an der Decke blinkt seine große Narbe im Gesicht kurz auf. Das Monster fragt nicht einmal, wohin es gehen soll. Es ist schwer, es deswegen nicht sympathisch zu finden.

Elsa schaut erst auf das Monster, dann auf den Wors. Sie weiß, dass Mama sicher wütend wäre, weil sie schwänzt und weil sie ohne Erlaubnis das Haus verlässt, aber wenn Elsa Mama fragt, warum sie sich immer solche Sorgen macht, dann lautet Mamas Antwort jedes Mal: »Weil ich Angst habe, dass dir etwas passiert!« Und Elsa fällt es wirklich verdammt schwer, sich vorzustellen, was ihr passieren könnte, wenn sie in Begleitung eines Monsters und eines Wors unterwegs ist. Daher denkt sie sich, dass diese Aktion doch okay ist, wenn man die Umstände bedenkt.

Der Wors versucht, das Monster abzuschlecken, als es den Keller verlassen will. Außer sich vor Angst springt das Monster nach hinten, zieht impulsiv seine Hand zurück und reißt dabei einen Besen mit sich, der an der Wand eines anderen Kellerraums gelehnt stand. Der Wors sieht aus, als ob er provokativ grinsen würde, und fährt mit seiner Zunge weit ausholend durch die Luft.

»Lass das!«, ruft Elsa ihm zu.

Das Monster hält den Besen wie eine Lanze vor sich, platziert die Borsten auf der Nase des Wors und schiebt ihn weg.

»Lasst das, habe ich gesagt!«, fährt Elsa die beiden unmissverständlich an.

Der Wors schließt seine Kiefer um die Borsten, so dass die Holzteile zwischen seinen Zähnen krachen.

»Lasst d…«, setzt Elsa an, doch kommt nicht dazu, das »das« zu Ende zu sprechen, bevor das Monster sowohl den Besen als auch den Wors mit aller Kraft quer durch den ganzen Keller schleudert, so dass das gewaltige Tier ein paar Meter entfernt gegen eine Wand donnert.

Der Wors rollt sich zusammen und spannt den Körper wieder an, alles in einer Bewegung, und macht schon wieder einen gewaltigen Satz nach vorn, bevor er überhaupt richtig gelandet ist. Seine Kiefer sind geöffnet, die Parade der küchenmessergroßen Zähne entblößt. Das Monster tritt ihm mit geschwollener Brust und geballten Fäusten entgegen.

»JETZT HÖRT IHR ABER AUF!«, brüllt Elsa und wirft ihren kleinen Körper direkt zwischen die beiden tobenden Wesen.

»Es ist doch Sinn der Sache, dass ihr MICH beschützen sollt, ihr Dummköpfe! Reißt euch am Riemen!«, schreit sie so laut, dass ihre Stimme kippt.

Schutzlos steht sie da zwischen Krallen, die so scharf wie Speere sind, und Fäusten, die vermutlich leicht ihren Kopf von ihren Schultern trennen könnten – mit nichts anderem bewaffnet als der Gleichgültigkeit, was ihre körperliche Unterlegenheit angeht, die eine fast Achtjährige aufbringt. Doch das reicht.

Der Wors überlegt es sich im Sprung noch anders und landet sanft an ihrer Seite. Das Monster macht ein paar Schritte zurück. Muskeln, die sich langsam entspannen. Lungen, die langsam die Luft herauslassen. Keiner von beiden sieht sie an.

»Es ist Sinn der Sache, dass ihr m-i-c-h beschützt«, wiederholt Elsa etwas leiser und versucht, die Tränen zu unterdrücken, was nicht so besonders gut klappt.

»Ich habe noch nie Freunde gehabt, und jetzt versucht ihr, die einzigen beiden totzuschlagen, die ich gerade bekommen habe. Verdammte Blödmänner.«

Der Wors beugt seine Nase zu Boden. Das Monster knetet seine Hände und verschwindet unter seiner Kapuze. Es schwankt ein bisschen in Richtung Wors.

»Angefangen«, bringt das Monster hervor.

Der Wors murrt zurück, als wolle er »Phh! Selber angefangen!« sagen, aber kann nicht reden.

»Hört auf!«, brüllt Elsa alle beide an.

Sie versucht, wütend zu klingen, aber sie merkt, dass sie so klingt, als würde sie weinen. Was sie ja gar nicht tut. Höchstens vielleicht ein ganz kleines bisschen.

Das Monster streicht mit der Hand an ihrer Seite ganz zaghaft auf und ab, so nah es geht, ohne sie wirklich berühren zu müssen.

»Ent…schuldigung«, murmelt es.

Der Wors stupst ihre Schulter an. Sie legt ihre Stirn an seine Nase.

»Wir haben einen wichtigen Auftrag, da könnt ihr doch nicht so aufeinander losgehen. Wir müssen diesen Brief abgeben, denn ich glaube, Oma will sich bei noch jemandem entschuldigen. Und ich glaube, es wird noch mehr Briefe geben, und ich glaube, wir müssen sie alle abgeben, denn das ist wohl die Schatzsuche und das Abenteuer. Das ist das Märchen. Alle Entschuldigungen von Oma abzugeben.«

Tief im Fell des Wors holt sie Luft und schließt die Augen.

»Wegen meiner Mama müssen wir alle Briefe von Oma abgeben. Denn ich hoffe, die letzte Entschuldigung ist für sie.«

16
Staub

Es wird ein großartiges Abenteuer. Ein phantastisches Märchen.

Und natürlich hat Elsa gedacht, dass sie zuerst einmal Bus fahren, so wie ganz normale Ritter es tun, die auf ganz normale Abenteuer in ganz normalen Märchen gehen, wenn gerade keine Pferde oder Wolkentiere zur Verfügung stehen. Doch schon nach fünf Minuten an der Bushaltestelle, wo alle Menschen entsetzt auf das Monster und den Wors schielen und sich so weit entfernt wie möglich positionieren, ohne dabei an der nächsten Haltestelle zu landen, wird Elsa klar, dass dieses Vorhaben nicht ganz unkompliziert werden wird.

Als sie endlich in den Bus gestiegen sind, stellt sich heraus, dass Worse wohl grundsätzlich nicht das Geringste vom Busfahren halten. Nachdem der Wors herumgetrottet und den Fahrgästen auf die Füße getrampelt ist und mit dem Schwanz Taschen umgehauen hat und aus Versehen ein bisschen auf einen Sitz gesabbert hat – und zwar zu nah am Platz des Monsters, dem das äußerst unangenehm ist –, beschließt Elsa, dieses Projekt abzubrechen, und so steigen sie alle drei wieder aus. Und zwar gleich an der nächsten Haltestelle.

Elsa zieht ihren Gryffindor-Schal fester um den Hals und schiebt die Hände ganz tief in die Taschen, und dann laufen sie den ganzen Weg durch Kälte und Schnee zu Fuß. Der Wors ist so froh, nicht mehr Bus fahren zu müssen,

dass er wie ein junger Hund in Kreisen um Elsa und das Monster herumspringt. Das Monster sieht angeekelt aus, hält die Hände auf dem Rücken gefaltet wie ein Skispringer und macht sich so dünn wie möglich, was natürlich nicht besonders dünn ist, damit ihm die Handtuchzunge möglichst nicht schlabbernd nahe kommen kann, wenn die haarige Bestie ihre Runden dreht.

Das Monster scheint es nicht gewohnt zu sein, sich bei Tageslicht draußen aufzuhalten, denkt Elsa. Vielleicht weil Wolfsherz normalerweise in den dunklen Wäldern vor Miamas haust, wohin sich das Tageslicht gar nicht traut. Dort wohnt er jedenfalls in Omas Märchen. Wenn es also überhaupt irgendeine Ordnung in dieser Geschichte gäbe, dann müsste das die logische Erklärung sein.

Leute, denen sie auf dem Bürgersteig begegnen, tun das, was Leute normalerweise tun, die ein Mädchen, einen Wors und ein Monster auf sich zukommen sehen: Sie wechseln die Straßenseite. Ein paar tun natürlich so, als hätte das überhaupt nichts damit zu tun, dass sie Angst vor Monstern und Worsen und Mädchen haben, sie sprechen einfach demonstrativ laut in ihr Handy mit einer Person, die ihnen ganz plötzlich zufällig völlig entgegengesetzte Richtungsanweisungen erteilt. So wie Elsas Papa, wenn er sich verlaufen hat und nicht will, dass Fremde mitbekommen, dass er jemand ist, der sich verläuft. Elsas Mama hat dieses Problem nie, denn wenn sie sich verläuft, geht sie einfach weiter, und dann muss derjenige, der sie treffen möchte, ganz einfach hinterherkommen. Oma löste dieses Problem immer so, dass sie die Wegschilder beschimpfte. Es ist wirklich ganz unterschiedlich, wie Menschen damit umgehen.

Aber andere, die auf das Abenteurertrio treffen, sind natürlich nicht so diskret und starren Elsa von der anderen Straßenseite aus an, als sei sie gekidnappt worden. Elsa denkt, dass das Monster sicher in vielen Dingen

gut wäre, aber ein Kidnapper, den man allein durch Niesen in die Flucht schlagen kann, wäre dann doch kein so guter Kidnapper. Das ist eine eigentümliche Achillesferse für einen Superhelden, denkt sie dann. Rotz.

Ein Mann im Anzug, der es sehr eilig hat und in ein weißes Kabel hineinspricht, das in seinem Ohr steckt, nimmt sie gar nicht wahr und kommt auf dem Fußweg anmarschiert, bis er mit der Stirn fast an das Brustbein des Monsters knallt, das erschreckt zur Seite springt, damit es nicht mit seinem pomadigen Haarschopf in Berührung kommt. Der Mann im Anzug gibt einen gellenden Schrei von sich.

Das Monster geht mit ein paar Schritten rückwärts auf Abstand und knetet seine Hände, als hätte es Speichel abgekriegt. Der Wors reagiert mit einem etwas verspielten Kläffen. Der Mann im Anzug stolpert davon, kreidebleich im Gesicht. Das weiße Kabel schleift auf dem Boden hinter ihm her wie eine Hundeleine.

Elsa schaut zum Monster. Dann zum Wors. Schüttelt enttäuscht den Kopf.

»Schade, dass ich euch zu Halloween noch nicht gekannt habe. Ihr wärt für Halloween voll gut gewesen.«

Weder das Monster noch der Wors scheinen zu verstehen, was sie damit meint. Das Monster verschwindet unter seiner Kapuze, so dass nur der Bart hervorlugt. Der Wors sieht erschöpft aus und hört auf, in Kreisen um sie herumzuspringen, wie Worse, die keine jungen Hunde mehr sind, es tun, wenn sie daran erinnert werden, dass sie tatsächlich keine jungen Hunde mehr sind. Der Fußweg dauert mehr als zwei Stunden. Elsa wünschte, es wäre Halloween, denn da hätten sie Bus fahren können, ohne dass alle normalen Leute es mit der Angst zu tun bekommen, weil jeder geglaubt hätte, sie wären verkleidet. Das ist der Grund, warum Elsa Halloween liebt. An Halloween ist es normal, anders zu sein.

Es ist fast schon Essenszeit, als sie die richtige Straße finden. Elsa tun die Füße weh, sie hat Hunger und schlechte Laune. Sie weiß, dass ein Ritter aus Miamas niemals jammern oder vor einem großen Abenteuer Angst haben sollte, wenn er auf eine Schatzsuche geschickt worden ist, aber niemand hat ihr gesagt, dass ein Ritter nicht hungrig sein darf und schlechtgelaunt.

In der Straße, die auf dem Brief steht, befindet sich ein Hochhaus und direkt gegenüber ein Fastfoodrestaurant. Elsa weist den Wors und das Monster an zu warten und geht hinüber, auch wenn sie eigentlich aus Prinzip etwas gegen Fastfoodrestaurants hat, denn das hat man, wenn man fast acht ist und sich mit dem Internet auskennt und kein Blödmann ist. Aber leider kann man seine Prinzipien nicht essen, nicht einmal wenn man fast acht ist. Also kauft sie ein Eis für den Wors und einen Hamburger für das Monster. Und einen vegetarischen Burger für sich selbst. Beim Hinausgehen nimmt sie unbemerkt ihren roten Filzstift aus der Tasche und zieht diskret einen Bindestrich auf einem Schild, auf dem *Plus Menü* steht.

Das Monster weigert sich, überhaupt nur das Einwickelpapier seines Hamburgers anzufassen, also frisst der Wors den auch. Obwohl die Minustemperaturen ihnen ins Gesicht schneiden, sitzen sie auf einer Bank vor dem Hochhaus, während Elsa ihren Veggie-Burger isst. Das heißt, natürlich sind es nur Elsa und der Wors, die da sitzen, denn das Monster betrachtet die Bank, als ob die vorhätte, ihn abzuschlecken. Und dann tropft dem Wors etwas von seinem Eis nach unten auf die Bank, und er schleckt es unbekümmert ab, und da sieht es aus, als würde das Monster ersticken. Und kurz darauf bietet Elsa dem Wors an, von ihrem Veggie-Burger abzubeißen, und isst anschließend bedenkenlos weiter, genau da, wo der Wors abgebissen hat, und danach muss Elsa dem Monster helfen, eine ganze Weile durch eine Tüte zu atmen. Und als es sich gerade wieder

beruhigt hat, kommt Elsa in den Sinn, dass sie sich nicht sicher ist, wie sauber diese Tüte war, und dann muss das Monster sich hinhocken und seinen Kopf ziemlich lange unter den Armen vergraben.

Elsa und der Wors können nicht viel anderes tun, als auf der Bank sitzenzubleiben und abzuwarten, bis es vorüber ist. Elsa nutzt währenddessen die Zeit, sich fürchterlich über den Veggie-Burger zu ärgern, weil der voll lecker ist und es sehr viel schwieriger ist, Fastfoodketten aus Prinzip abzulehnen, die voll leckere Veggie-Burger machen. Dann lässt sie den Kopf nach hinten fallen und sieht sich die Fassade des Hauses an. Es ist bestimmt fünfzehn Stockwerke hoch. Sie holt den Umschlag aus der Tasche und liest genau nach.

»Bist du so weit?«, fragt sie das Monster, wartet aber seine Antwort nicht ab.

Sie rutscht von der Bank herunter und stiefelt durch den Eingang des Hochhauses. Das Monster und der Wors folgen ihr lautlos und in einer deutlichen Desinfektionsgelwolke. Elsa scannt die Informationstafel an der Wand mit einem raschen Blick und findet den Namen vom Umschlag. *Dip.-Psychologin* steht hinter dem Namen auf dem Schild. Elsa weiß nicht, was das bedeuten soll, denn wofür sollten Dips Psychologen brauchen? Weil sie lieber mit Gemüsesticks als mit Chips gegessen werden wollen? Wie auch immer stapft sie durch das große, hallende Erdgeschoss zum Fahrstuhl.

Da bleibt der Wors stehen und weigert sich, noch einen Meter weiterzugehen. Elsa legt den Kopf schräg.

»Sag nicht, dass du Angst vor Aufzügen hast!«

Der Wors schaut verlegen zu Boden.

»Was für ein Glück, dass der Krieg-Ohne-Ende nicht in einem Hochhaus ausgetragen wurde, denn dann wärt ihr Worse ja keine große Hilfe gewesen!«, stöhnt Elsa.

Der Wors bellt sie wütend an. Oder auch den Aufzug. Elsa zuckt mit den Schultern und geht hinein. Das Monster folgt ihr nach kurzem Zögern und achtet peinlich genau darauf, keine der Wände zu berühren. Der Wors verschwindet im Schatten einer Ecke im Erdgeschoss und macht sich eingeschnappt auf dem Fußboden breit.

Elsa mustert das Monster, während sie nach oben fahren. Sein Bart lugt wie ein neugieriges Eichhörnchen unter der Kapuze hervor, was ihn viel, viel weniger gefährlich aussehen lässt, je länger sie ihn kennt. Das Monster nimmt offenbar von ihrem Blick Notiz und knetet nervös seine Hände. Elsa merkt erstaunt, dass sie das verletzt.

»Also, wenn du das alles so furchtbar anstrengend findest, dann kannst du auch unten warten. Mir wird schon nichts passieren, wenn ich einem Dip.-Psychologen einen Brief übergebe!«, zischt sie es an.

Sie sagt das alles in der normalen Sprache, denn sie weigert sich, die Geheimsprache zu benutzen, wenn sie mit ihm spricht. Die Eifersucht darauf, dass Omas eigene Sprache nicht von Anfang an Omas eigene Sprache war, wächst wie ein Tumor in ihrem Bauch. Elsa weiß das, denn sie hat auf Wikipedia etwas über rhetorische Figuren gelesen. Der Tumor ist ein Vergleich, der auch zur Metapher werden könnte.

»Du musst nicht die ganze Zeit direkt neben mir stehen, um mich zu beschützen, wenn das nun mal so wichtig ist, dass du mich beschützt!«, ruft sie etwas grantiger aus als beabsichtigt, obwohl sie es schon ganz schön grantig meint.

Sie hat wirklich angefangen, das Monster als einen Freund zu sehen, und jetzt wird sie daran erinnert, dass er nur da ist, weil Oma ihm gesagt hat, er solle sie beschützen. Und deshalb findet sie, kann er sich vom Acker

machen. Ganz wörtlich genommen, denn Wolfsherz würde ja im Wald wohnen, wenn in diesem Märchen endlich mal Ordnung herrschen würde.

Das Monster steht da und schweigt. Der Aufzug hält an. Die Türen gehen auf. Elsa marschiert hinaus. Das Monster geht hinterher, ohne dass man seine Schritte hört. Sie laufen durch den Flur, vorbei an einer Reihe von Türen, bis sie vor der des Psychologen stehen. Elsa klopft so heftig, dass sie sich beherrschen muss, dem Monster nicht zu zeigen, wie weh ihr hinterher die Knöchel tun. Das Monster bewegt sich rückwärts an die andere Wand des schmalen Flurs, als würde es sich denken, dass die Person hinter der Tür vielleicht zuerst durch den Spion schaut, und als wolle es ihr eine faire Chance lassen, dann wenigstens eine Hälfte von ihm zu sehen. Elsa bemerkt, dass es versucht, sich so klein und unfurchteinflößend wie möglich zu machen. Natürlich ist es schwer, es dafür nicht ins Herz zu schließen, selbst wenn man es versucht. Und selbst wenn unfurchteinflößend eigentlich kein richtiges Wort ist.

Elsa klopft noch einmal an die Tür. Legt das Ohr ans Schloss. Wieder Klopfen. Wieder keine Antwort.

»Leer«, sagt das Monster leise.

»Echt?«, antwortet Elsa sarkastisch.

Oder ironisch. Sie ist sich selbst nicht mehr ganz sicher. Und eigentlich will sie auf ihn auch gar nicht böse sein, denn im Grunde ist sie auf Oma böse. Jetzt ist sie nur müde. Schrecklich müde. Und außerdem tun ihr die Knöchel so weh. Sie sieht sich um und entdeckt zwei Holzstühle.

»Der Psychologe macht vielleicht gerade Mittagspause, dann warten wir eben«, sagt sie zum Monster und lässt sich so schwer auf einen der Stühle plumpsen, dass eine Windhose aus Staub um sie herumwirbelt.

Sie muss niesen. Das Monster sieht aus, als wollte es sich selbst die Augen auskratzen und schreiend davonlaufen.

»Das war doch keine Absicht! Es ist nur Staub!«, ruft Elsa zu ihrer Verteidigung.

Das Monster sieht aus, als würde es die Entschuldigung annehmen. Aber danach hält es ein paar Meter Abstand. Steht da, die Hände auf dem Rücken, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, und das fühlt sich mindestens wie drei oder vier »für immer« an.

Für Elsa wird das Schweigen schon nach eineinhalb »für immer« von einem angenehmen Schweigen zu einem anstrengenden bis unerträglichen. Und nachdem sie alles, was ihr eingefallen ist, getan hat, nämlich mit den Fingern zu trommeln und aus einem kleinen Loch im Stuhlbezug die Füllung herauszupuhlen und mit dem Zeigefingernagel ihren Namen in die Holzarmlehne des Stuhls zu ritzen, bricht sie das Schweigen mit einer Frage, die viel vorwurfsvoller klingt als beabsichtigt.

»Warum hast du eine Soldatenhose an, wenn du gar kein Soldat bist?«

Das Monster atmet langsam unter seiner Kapuze.

»Alte Hose.«

»Bist du Soldat gewesen?«

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Krieg ist falsch, und Soldat-Sein ist falsch. Soldaten töten Menschen!«, sagt Elsa vorwurfsvoll.

»Nicht so ein Soldat«, antwortet das Monster leise.

»Es gibt nur eine Sorte Soldaten!«, keift Elsa.

Das Monster gibt keine Antwort. Elsa ritzt mit ihrem Nagel ein hässliches Wort in die Holzarmlehne. Eigentlich will sie die Frage, die in ihr brennt, gar nicht stellen, denn sie will dem Monster nicht zeigen, wie verletzt sie sich fühlt. Aber sie kann es nicht lassen. Das ist eins von Elsas größten Problemen, sagen die in der Schule. Dass sie sich nie etwas verkneifen kann.

»Warst du derjenige, der meiner Oma Miamas gezeigt hat, oder war es Oma, die es dir gezeigt hat?«

Sie spuckt die Worte regelrecht aus. Die Kapuze bewegt sich nicht, aber sie sieht ihn atmen. Sie will die Frage gerade wiederholen, da kommt aus der Kapuze die Antwort:

»Deine Oma. Gezeigt. Als Kind.«

Er sagt das so, wie er alles in der normalen Sprache sagt. Als ob die Worte, die aus seinem Mund kommen, sich irgendwie nicht vertragen.

»Du warst so alt wie ich«, stellt Elsa fest und denkt dabei an die Fotos vom Werwolfsjungen.

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Hat sie dir Märchen erzählt?«, fragt Elsa leise und hofft, dass er nein sagen wird, obwohl sie die Antwort schon kennt.

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Habt ihr euch in einem Krieg kennengelernt? Hat sie dich deshalb Wolfsherz getauft?«, fragt Elsa, ohne ihn dabei anzusehen.

Sie will eigentlich gar nicht weiterfragen, denn der Eifersuchtstumor wächst und wächst. Aber die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Lager. Lager für Fliehen«, tönt es aus dem Dunkel seines Bartes hervor.

»Flüchtlingslager«, korrigiert Elsa ihn, dann fragt sie:

»Hat Oma dich mitgenommen? Hat sie es organisiert, dass du in unserem Haus wohnen kannst?«

Ein tiefes Ausatmen dringt unter der Kapuze hervor.

»Habe an vielen Stellen gewohnt. Viele Heime.«

»Kinderheime?«, fragt Elsa.

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Warum bist du dort nicht geblieben?«

Die Kapuze bewegt sich von einer Seite zur anderen, sehr langsam.

»Schlechte Heime. Gefährliche. Deine Oma hat mich rausgeholt.«

»Bist du deswegen Soldat geworden, als du groß warst? Damit du in dieselben Gebiete reisen konntest wie Oma?«

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Wolltest du auch den Menschen helfen? Wie sie?«

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Warum bist du dann nicht wie Oma Arzt geworden?«

Das Monster knetet seine Hände ineinander.

»Blut. Kann kein … Blut sehen.«

»Cool, wenn man Soldat ist!«, fährt es ironisch aus Elsa heraus.

Oder sarkastisch. Sie weiß nicht recht.

»Hast du keine Eltern mehr?«, fragt sie, als er keine Antwort gibt.

Die Kapuze steht still. Das Monster schweigt. Aber Elsa sieht, dass der Bart tiefer im Dunkel verschwindet. Elsa nickt plötzlich aufgebracht vor sich hin.

»Wie ein X-Men!«, ruft sie sehr viel enthusiastischer, als sie es eigentlich zeigen will.

Die Kapuze steht still. Elsa räuspert sich ein bisschen unbeholfen.

»X-Men sind … Mutanten. Und viele X-Men sind irgendwie elternlos. Das ist ziemlich … cool.«

Die Kapuze steht still. Elsa puhlt noch mehr Füllung aus dem Stuhlbezug und kommt sich blöd vor. Sie würde ihn gern daran erinnern, dass Harry Potter doch auch Waise ist, und irgendwie auch nur ein kleines bisschen wie Harry Potter zu sein ist ja wirklich das Coolste, was man sich vorstellen kann, aber sie sieht langsam ein, dass das Monster sicherlich nicht so viel gute Literatur liest, wie es wünschenswert wäre. Also lässt sie es.

»Ist Miamas ein Wort aus der Geheimsprache? Oder ist es ein Wort aus deiner Sprache? Es klingt nicht wie die anderen Worte in der Geheimsprache, meine ich. Oder in deiner Sprache. Es klingt nicht wie ein Wort aus deiner Sprache, meine ich. Es klingt anders!«, sagt sie stattdessen zu ihm, ein ganzes Stück verwirrter, als sie es vorhatte.

Die Kapuze bewegt sich nicht. Aber die Worte klingen jetzt weicher, als das Monster den Mund öffnet. Nicht wie die anderen Worte, die es gesagt hat, bei dem jedes auf der Hut zu sein schien. Jetzt klingt es fast verträumt.

»Mamas Sprache. ›Miamas.‹ Die Sprache meiner … Mama.«

Elsa sieht auf und schaut weit ins Dunkel unter der Kapuze.

»Habt ihr nicht dieselbe Sprache gesprochen?«

Die Kapuze bewegt sich von Seite zu Seite.

»Woher kam deine Mama?«, fragt Elsa.

»Anderer Ort. Anderer Krieg.«

»Und was bedeutet Miamas dann?«

Die Worte kommen wie ein Seufzen hervor.

»Bedeutet ›ich liebe‹. Mamas Sprache.«

Elsa reißt den letzten Rest Füllung aus dem Stuhl und formt ihn zu einem Ball, den sie auf der Armlehne vor- und zurückrollt, um eine Konfrontation mit dem Tumor möglichst zu umgehen.

»Dann war das dein Königreich. Deshalb heißt es Miamas. Und nicht, weil ich zu Pyjama ›Mjamas‹ gesagt habe. Typisch Oma, da hat sie sich Miamas für dich ausgedacht, damit du wusstet, dass deine Mama dich liebhat«, murmelt sie und verstummt auf der Stelle, als sie bemerkt, dass sie die Worte gerade laut ausspricht, obwohl sie sie einfach nur denken wollte.

Das Monster tritt von einem Fuß auf den anderen. Atmet langsamer. Knetet seine Hände.

»Miamas. Nicht ausgedacht. Nicht vorgespielt. Miamas. Ganz echt für … Kinder.«

Und dann, als Elsa die Augen schließt, um nicht zu zeigen, dass sie das auch denkt, fährt er zögerlich fort:

»In Brief. Omas Entschuldigung. War Entschuldigung wegen Mama«, flüstert er unter seiner Kapuze.

Elsa reißt die Augen auf, und ihre Augenbrauen sacken nach unten.

»Was?«

Die Brust des Monsters hebt und senkt sich merklich.

»Du hast gefragt. Nach Omas Brief. Was Oma geschrieben. Schrieb Entschuldigung wegen Mama. Wir haben sie nie gefunden … Mama.«

Ihre Blicke treffen sich auf halbem Wege, unter denselben Bedingungen. Hier wächst jetzt ein kleiner, aber gegenseitiger Respekt, hier und jetzt, zwischen Miamasiern. Elsa versteht, dass er ihr erzählt, was im Brief gestanden hat, weil ihm klar wird, was passiert, wenn die Leute Geheimnisse vor einem haben, nur weil man ein Kind ist. Deshalb klingt sie viel weniger wütend, als sie fragt:

»Habt ihr nach deiner Mama gesucht?«

Die Kapuze bewegt sich hoch und runter.

»Wie lange denn?«

»Immer. Seit … Lager«, tönt es von der Kapuze.

Elsas Kinn fällt ein Stück nach unten.

»Hat Oma deshalb all diese Reisen gemacht? Weil ihr nach deiner Mama gesucht habt?«

Die Hände des Monsters kneten schneller. Seine Brust hebt und senkt sich. Die Kapuze bewegt sich nur ein paar Zentimeter nach unten. Dann unendlich langsam wieder hoch.

Und dann ist alles still.

Elsa nickt und sieht auf ihren Schoß, und die Wut kommt unwillkürlich wieder hoch in ihr.

»Meine Oma war selbst die Mama von jemandem! Habt ihr daran vielleicht mal gedacht?«

Das Monster gibt keine Antwort.

»Du musst mich nicht bewachen!«, ruft Elsa und beginnt, noch mehr hässliche Worte in die Holzarmlehne zu ritzen.

Es ist mindestens zwei oder drei »für immer« lang still.

»Nicht bewachen. Freund.«

Er verschwindet wieder unter seiner Kapuze. Elsa vergräbt den Blick im Boden und schabt mit den Hacken im Teppichboden, so dass immer mehr Staub herauskommt.

»Danke«, flüstert sie mürrisch.

Seine Kapuze bewegt sich nicht. Elsa hört auf, Staub aufzuwirbeln. Holt einmal tief Luft und wiederholt:

»Danke.«

Aber das sagt sie jetzt in der Geheimsprache.

Das Monster sagt nichts, aber es knetet seine Hände nun weniger hart und weniger schnell ineinander. Elsa bemerkt es. Dem Tumor geht langsam die Luft aus.

»Du sprichst nicht so furchtbar gern viel, stimmt’s?«, fragt sie ihn in der Geheimsprache.

»Habe lange nicht gesprochen«, antwortet das Monster in der normalen Sprache.

»Du meinst, dass du in der normalen Sprache lange nicht gesprochen hast?«, fragt sie in der normalen Sprache.

»Lange nicht gesprochen in irgendeiner Sprache«, antwortet es in der Geheimsprache.

Elsa nickt gedankenverloren.

»Und du sprichst nicht gern so viel, stimmt's?«, wiederholt sie in der Geheimsprache.

»Und du tust es gern die ganze Zeit«, antwortet das Monster.

Und das ist das erste Mal, dass Elsa das Gefühl hat, dass es lächelt. Oder zumindest beinahe.

»Touché«, gibt Elsa zu.

In der normalen Sprache. Denn sie weiß nicht, wie man »touché« in der Geheimsprache sagt.

Und danach ist es still zwischen ihr und Wolfsherz.

Elsa weiß nicht, wie lange sie warten, aber sie warten auch dann noch, als Elsa eigentlich schon beschlossen hat aufzugeben. Sie warten so lange, bis sich die Aufzugtüren mit einem kleinen Pling öffnen und die Frau im schwarzen Rock im Flur erscheint.

Sie geht mit solch festen Schritten direkt auf ihre Bürotür zu, als wäre die Tür sehr unartig gewesen. Aber dann hält sie plötzlich inne, den einen Absatz noch in der Luft, als sie den großen bärtigen Mann und das kleine Mädchen erblickt, das neben ihm aussieht, als passe es in seine Handfläche. Das Mädchen starrt sie an. Die Frau im schwarzen Rock hält eine kleine Plastikdose mit Salat in der Hand. Die Dose vibriert. Die Frau sieht aus, als würde sie kurz erwägen, auf dem Absatz kehrtzumachen und wegzurennen, mit der Logik von kleinen Kindern, die denken, dass man etwas nicht mehr sehen kann, wenn man die Augen schließt. Aber stattdessen bleibt sie mit

ein paar Metern Abstand stehen, beide Hände um die Plastikdose geklammert, als wäre sie eine Felskante.

Elsa steht vom Stuhl auf. Wolfsherz macht ein paar Schritte zurück. Würde Elsa zu ihm hinüberschauen, könnte sie sehen, dass er das mit einem Gesichtsausdruck tut, den sie von ihm nicht kennt. Mit einem Ausdruck von Angst, von der niemand im Land-Fast-Noch-Wach glauben würde, dass Wolfsherz sie empfinden könnte. Aber Elsa schaut ihn nicht an, sie steht vom Stuhl auf und sieht nur auf die Frau im schwarzen Rock.

»Ich glaube, ich habe einen Brief für Sie«, bringt Elsa schließlich heraus, nachdem sie einmal so tief Luft geholt hat, als wolle sie vom Dreier springen.

Die Frau im schwarzen Rock steht regungslos da; die Hände, die die Plastikdose umschließen, werden weißer und weißer. Doch Elsa bleibt stur und hält ihr den Umschlag hin.

»Der ist von meiner Oma. Ich glaube, sie lässt grüßen und will sich für etwas entschuldigen.«

Die Frau nimmt den Brief. Elsa steckt die Hände in die Taschen, weil sie nicht richtig weiß, wo sie sie loswerden soll. Als wären es zwei große klebrige Kaugummis und kein Papierkorb in Sicht.

Sie weiß nicht, was die Frau im schwarzen Rock hier macht, aber sie versteht durchaus, dass es kein Zufall sein kann, dass Oma sie mit einem Brief hierhergeschickt hat. Denn in Miamas gibt es keine Zufälle. In Märchen passiert nichts einfach so. Alles kommt so, wie es vorherbestimmt ist.

»Das ist nicht Ihr Name auf dem Umschlag, das weiß ich, weil Ihr Name auf Ihrem Briefkasten an unserem Haus steht, aber der Brief muss trotzdem für Sie sein, denn sonst ist das hier ein Zufall, und in Märchen gibt es keine

Zufälle!«, teilt Elsa der Frau eilig mit und richtet sich auf, weil die Ritter sich in den Märchen immer aufrichten.

Die Frau im schwarzen Rock riecht heute nach Minze, nicht nach Wein. Vorsichtig nimmt sie den Brief aus dem Kuvert. Ihre Lippen sacken ineinander. Der Brief zittert.

»Ich … ich trug diesen Namen einmal, vor langer Zeit. Als ich in euer Haus eingezogen bin, habe ich meinen Mädchennamen wieder angenommen, aber ich hieß so, als … deine Oma und ich uns kennenlernten.«

»Nach der Flutwelle«, sagt Elsa und meint es nicht als Frage.

Die Lippen der Frau verschwinden.

»Ich … ich wollte den Namen an der Bürotür hier auch ändern. Aber ich, na ja. Weiß auch nicht. Es … es wurde einfach nichts daraus.«

Der Brief zittert heftiger.

»Was steht da?«, fragt Elsa, denn das tut man, wenn man fast acht ist und meint, dass es ein bisschen unverschämt ist, wenn man nicht erfahren soll, was in einem Brief steht, nur weil man so blöd war, die Chance nicht zu nutzen und ihn vorher schon aufzumachen.

Aber dann tut ihr die Frage gleich leid.

Das Gesicht der Frau im schwarzen Rock zeigt alle Anzeichen, dass sie gleich zu weinen anfangen wird, doch es scheint in diesem Körper keine Tränen mehr zu geben, die herauslaufen könnten.

»Deine Oma schreibt ›Entschuldigung‹«, sagt sie leise.

»Wofür?«, fragt Elsa direkt.

»Weil sie … dich hergeschickt hat«, antwortet die Frau im schwarzen Rock.

Elsa will sie berichtigen und auf Wolfsherz zeigen und sagen »u-n-s hergeschickt hat!«. Aber als sie aufschaut, ist er weg. Sie hat keinen Ton

vom Aufzug gehört, keine Tür zum Treppenhaus, die ins Schloss fällt, er ist einfach verschwunden. »Wie ein Pups durchs offene Fenster«, sagte Oma immer, wenn Dinge nicht dort waren, wo man sie hingelegt hatte.

Die Frau im schwarzen Rock bewegt sich auf die Tür mit dem Schild *Dip.-Psychologin* zu, gefolgt von dem Namen, den sie einmal hatte. Sie steckt den Schlüssel ins Schloss und lädt Elsa mit einer kurzen Handbewegung ein hineinzukommen, obwohl man ihr ansehen kann, dass sie das eigentlich gar nicht will. Als sie sieht, dass Elsa noch immer nach ihrem hochgewachsenen Freund Ausschau hält, flüstert die Frau im schwarzen Rock düster:

»Als deine Oma zuletzt mit ihm zu mir kam, hatte ich ein anderes Büro. Deshalb wusste er nicht, wo er ist. Er wäre niemals mitgekommen, wenn er geahnt hätte, dass ihr mich hier antrefft. Er hat … Angst vor mir.«

17
Zimtschnecke

Im Märchen aus dem Land-Fast-Noch-Wach war es ein Mädchen aus Miamas, das den Fluch brach und den Meeresengel befreite. Doch Oma hat nie erzählt, wie es das geschafft hat.

Elsa sitzt bei der Frau im schwarzen Rock am Schreibtisch, auf einem Stuhl, von dem Elsa annimmt, dass er der Besucherstuhl ist. Der Staubwolke nach, die Elsa entgegengewirbelt ist, als wäre sie bei einer Zaubervorstellung aus Versehen über eine Nebelmaschine gestolpert, schließt sie, dass die Frau nicht gerade superviele Besucher haben kann. Die Frau sitzt auf der anderen Seite des Schreibtisches, es ist ihr sichtlich unangenehm. Sie liest den Brief von Oma immer und immer wieder, auch wenn Elsa sich jetzt ziemlich sicher ist, dass die Frau nur so tut, um nicht mit ihr reden müssen. Kaum dass sie Elsa hineingebeten hatte, sah die Frau schon im nächsten Moment so aus, als bereue sie es. Etwa so, wie Leute in Fernsehserien sich aus Versehen Vampire ins Haus holen, dann merken, dass es sich um Vampire handelt, und gerade noch »Scheiße« denken können, bevor sie schon gebissen werden. Elsa glaubt zumindest, dass man in so einer Situation wohl genau das denkt. Und genauso sieht die Frau aus. An allen Wänden des Büros stehen Bücherregale. Noch nie hat Elsa außerhalb einer Bibliothek so viele Bücher gesehen. Sie fragt sich, ob die Frau im schwarzen Rock noch nie etwas vom iPad gehört hat.

Und dann wandern ihre Gedanken wieder zu Oma und zum Land-Fast-Noch-Wach. Denn wenn diese Frau tatsächlich der Meeresengel ist, dann ist sie nach Wolfsherz und dem Wors das dritte Wesen, das in ihrem Haus wohnt. Elsa weiß nicht, ob das bedeutet, dass Oma ihre Geschichten aus dem richtigen Leben in Miamas angesiedelt hat, oder ob die Geschichten von Miamas so real geworden sind, dass die Geschöpfe in die richtige Welt herübergekommen sind. Aber das Land-Fast-Noch-Wach und das Haus fließen offenbar ineinander.

Elsa erinnert sich, dass Oma immer gesagt hat, dass »die besten Märchen nie ganz und gar echt und nie ganz und gar erfunden sind«. Das war das, was Oma meinte, wenn sie von Dingen sprach, die »die Wirklichkeit herausforderten«. Denn für Oma gab es nichts, was vollständig nur das eine oder das andere war. Die Märchen waren völlig echt und gleichzeitig auch nicht.

Elsa wünschte, Oma hätte ihr mehr über den Fluch des Meeresengels erzählt und wie man ihn aufhebt. Denn sie vermutet, dass Oma sie dafür hierhergeschickt hat, und wenn Elsa nicht herauskriegt, was zu tun ist, dann wird sie vermutlich den nächsten Brief nicht finden. Und dann bekommt sie nie die Entschuldigung für ihre Mama.

Sie hebt den Kopf, sieht die Frau auf der anderen Seite des Schreibtisches an und räuspert sich demonstrativ. Die Lider der Frau schrecken auf, doch sie starrt weiter hinunter auf den Brief.

»Haben Sie schon mal von der Frau gehört, die sich totgelesen hat?«, fragt Elsa.

Die Frau blickt kurz vom Papier auf, streift Elsas Blick und sucht erneut Zuflucht im Brief.

»Ich weiß nicht, was das … bedeuten soll«, sagt die Frau, fast erschreckt.

Elsa seufzt.

»Ich hab noch nie irgendwo so wahnsinnig viele Bücher gesehen. Haben Sie noch nie was vom iPad gehört?«, fragt sie im Versuch, das Eis zu brechen.

Der Blick der Frau bewegt sich langsam nach oben. Sie sieht Elsa lange an.

»Ich mag Bücher.«

»Denken Sie, ich mag keine Bücher? Aber man kann Bücher doch auch auf dem iPad haben. Man braucht keine Million Bücher in seinem Büro«, klärt Elsa sie auf.

Die Pupillen der Frau bewegen sich über dem Schreibtisch hin und her. Aus einer kleinen Schachtel nimmt sie ein Pfefferminzdragee und legt es sich auf die Zunge. Sie tut es mit so ungeschickten Bewegungen, dass man meinen könnte, Hand und Zunge gehörten zwei verschiedenen Personen.

»Ich mag … echte Bücher.«

»In einem iPad kann man alle möglichen Bücher haben.«

Die Finger der Frau zittern ein wenig. Sie schielt Elsa an, wie man eine Person anschielt, der man vor einer Toilette begegnet, auf der man selbst gerade ein bisschen zu lange war.

»Das ist nicht das, was ich mit Buch meine. Ich meine ›Buch‹ als Umschlag, Einband, Seiten …«

»Ein Buch ist der Text. Und den Text kann man auf dem iPad lesen!«, erklärt Elsa.

Die Augen der Frau öffnen und schließen sich wie große Fächer.

»Ich halte das Buch beim Lesen gern in der Hand.«

»Ein iPad kann man auch in der Hand halten«, versichert Elsa.

»Ich meine, ich blättere gern darin«, versucht es die Frau wieder.

»Auf dem iPad kann man auch blättern«, erwidert Elsa.

Die Frau nickt das langsamste Nicken, das Elsa in ihrem Leben gesehen hat. Sie macht eine hilflose Handbewegung.

»Machen Sie es, wie Sie wollen! Dann haben Sie eben eine Million Bücher! Ich hab ja nur gefragt. Es ist immer noch ein Buch, auch wenn Sie es auf dem iPad lesen. Suppe ist schließlich Suppe, egal aus welcher Schüssel man sie löffelt.«

Die Mundwinkel der Frau verziehen sich krampfartig, so dass die Haut ringsum aufspringt.

»Dieses Sprichwort habe ich noch nie gehört.«

»Es stammt aus Miamas«, sagt Elsa.

Die Frau sieht hinunter auf ihren Schoß. Antwortet nicht.

Sie sieht wirklich nicht aus wie ein Engel, denkt Elsa. Aber auf der anderen Seite sieht sie auch nicht wie eine Säuferin aus. Vielleicht gleicht sich das damit aus. Vielleicht sieht man so aus wie sie, wenn man eine Art Zwischending ist.

»Warum hat Oma Wolfsherz hierhergebracht?«, fragt Elsa.

»Entschuldigung … wen?«, fragt die Frau.

»Sie haben gesagt, dass Oma ihn mitgebracht hat. Und dass er deswegen Angst vor Ihnen hat.«

Die Frau nickt ein kleines bisschen weniger unendlich langsam.

»Ich wusste nicht, dass du ihn … Wolfsherz nennst.«

»Er heißt so.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ach so. Warum hat er denn Angst vor Ihnen, wenn Sie nicht einmal wissen, wie er heißt?«

Die Frau legt ihre Hände in den Schoß und betrachtet sie, als würde sie sie gerade zum ersten Mal im Leben sehen und sich fragen, was um Himmels willen sie dort tun.

»Deine … deine Oma hat ihn zu mir gebracht, um über den Krieg zu sprechen. Sie glaubte, dass ich ihm helfen kann, doch er bekam nur Angst vor mir. Er bekam Angst vor meinen Fragen und Angst vor … vor seinen Erinnerungen, glaube ich«, sagte sie schließlich.

Und nachdem sie tief Luft geholt hat, fügt sie hinzu:

»Er hat viele … viele Kriege gesehen. Er hat fast sein ganzes Leben im Krieg verbracht, auf die eine oder andere Art. So etwas setzt einen Menschen … setzt ihn unerträglichen Dingen aus.«

»Warum ist er dauernd so mit seinen Händen beschäftigt?«, fragt Elsa.

»Wie bitte?«

»Er wäscht sich ununterbrochen die Hände. Als würde er zum Beispiel den Geruch von Kacke loswerden wollen.«

Die Frau im schwarzen Rock sieht nachdenklich aus. Elsa räuspert sich.

»Das ist ja nur ein Beispiel. Kackegeruch. Es kann auch jeder andere Geruch sein. Also, ich glaube, dass das doch bestimmt eine Art Zwangsstörung ist, oder? Dann kann es doch irgendwie so gut wie jeder Geruch sein, oder?«

Die Lider der Frau schließen und öffnen sich.

»Manchmal macht unser Gehirn sonderbare Dinge, wenn man etwas Tragisches erlebt hat. Ich glaube, was er versucht abzuwischen, ist wahrscheinlich …«

Sie verstummt. Sieht wieder nach unten.

»Was?«, fragt Elsa fordernd nach.

»… Blut«, beendet die Frau ihren Satz mit leerer Stimme.

»Hat er jemanden umgebracht?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ist er krank im Kopf?«, fragt Elsa ohne Umschweife.

»Wie bitte?«

»Sie sind doch Psychologin?«

»Ja.«

»Behandelt man dann nicht Leute, die krank im Kopf sind? Oder, Sie wissen schon, kaputt im Kopf. Vielleicht ist es unhöflich, dazu krank zu sagen. Ist es so? Ist er kaputt im Kopf?«

»Alle, die Krieg gesehen haben, sind kaputt«, antwortet die Frau wehmütig.

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Dann hätte er nicht gerade Soldat werden sollen. Es ist doch die Schuld der Soldaten, dass es Kriege gibt.«

Die Hände der Frau bewegen sich langsam vom Schoß hinauf zur Schreibtischkante, dann wieder hinab.

»Ich glaube, so ein Soldat war er gar nicht. Er war ein Friedenssoldat.«

»Es gibt nur eine Sorte Soldaten«, zischt Elsa.

Und sie weiß, dass sie heuchelt, wenn sie das sagt. Denn sie hasst Soldaten, und sie hasst Krieg, aber sie weiß, dass, wenn Wolfsherz nicht gegen die Schatten im Krieg-Ohne-Ende gekämpft hätte, dann hätte der graue Tod das ganze Land-Fast-Noch-Wach verschluckt. Und sie denkt viel daran. Wann man kämpfen darf und wann nicht. Elsa fällt ein, was Oma dazu gesagt hat: »Du hast Moral, und ich habe Doppelmoral, also gewinne ich.« Aber Elsa fühlt sich trotzdem nicht als Gewinnerin.

»Vielleicht hast du recht«, sagt die Frau, in ihre Gedanken vertieft.

»Sie haben hier nicht so megaviele Patienten, oder?«, fragt Elsa mit einem spöttischen Nicken in den Raum hinein.

Der Frau gibt keine Antwort. Ihre Hände tasten nach Omas Brief. Elsa seufzt ungeduldig.

»Was schreibt Oma denn noch?«

»Sie sagt, es tut ihr leid … vieles tut ihr leid«, antwortet die Frau.

»Was zum Beispiel?«

Die Frau sieht aus, als wolle sie mit ihren Lippen ganz kleine Atemzüge einfangen.

»Viele Dinge.«

»Schreibt sie, es tut ihr leid, dass sie Ihre Familie nicht retten konnte?«

Die Pupillen der Frau zucken.

»Ja. Auch … unter anderem.«

Elsa nickt.

»Und dafür, dass sie mich herschickt?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil ihr klar war, dass du viel Fragen stellen würdest.«

»Das heißt ›viele Fragen‹. Nicht ›viel‹«, korrigiert Elsa.

Die Frau nickt.

»Viele. Ja, sicher.«

Sie scheint sich nicht darüber aufzuregen, dass Elsa sie korrigiert. Elsa findet sie dafür ganz nett.

»Mögen Sie es nicht, wenn man Ihnen viele Fragen stellt?«

»Ich bin Psychologin. Ich bin wohl eher gewohnt, dass ich die Fragen stelle.«

»Was bedeutet ›Dip.-Psychologin‹?«

»Diplom-Psychologin.«

»Ach so. Ich dachte, das bedeutet ›Psychologe für Dips‹.«

Die Frau macht ein Gesicht, als wüsste sie nicht so recht, was sie darauf antworten soll. Elsa fuchtelt gekränkt mit den Armen in Richtung Decke und zischt:

»Na ja! Das klingt jetzt vielleicht blöd, aber zuerst schien es logisch! Alles ist leicht, wenn man es weiß!«

Die Frau nickt so langsam, dass Elsa darauf wartet, dass ihr Nacken wie ein rostiges Scharnier zu quietschen beginnt. Und dann macht sie etwas mit ihren Mundwinkeln, was Elsa für eine Art Lächeln hält. Doch es wird eher ein steifes Zucken, als seien die Muskeln rund um ihren Mund reine Anfänger.

Elsa sieht sich noch einmal im Büro um. Hier hängen keine Fotos, so wie im Flur in der Wohnung der Frau. Aber überall sind Bücher.

»Haben Sie denn ein paar gute?«, fragt Elsa und scannt die Regale mit ihrem Blick von oben nach unten ab.

»Ich weiß nicht, was du gut findest«, antwortet die Frau vorsichtig.

»Haben Sie Harry Potter?«, fragt Elsa.

»Nein.«

Elsas Augenbrauen springen hoch, als ob sie kaum glauben kann, was die Frau soeben von sich gegeben hat.

»Nicht ein einziges Buch?«

»Nein.«

»Sie haben all diese vielen Bücher und nicht einen einzigen Harry Potter?«

Die Frau schüttelt entschuldigend den Kopf. Elsa sieht tief beleidigt aus.

»Eine Million blöde Bücher und nicht einen Harry Potter! Und Sie lässt man auf Leute los, die krank im Kopf sind? Das ist wirklich krank«, murmelt sie.

Die Frau antwortet nicht. Elsa lehnt sich zurück und kippelt mit dem Stuhl auf den hinteren Stuhlbeinen, so wie Mama es überhaupt nicht ausstehen kann.

»Haben Sie meine Oma nach dem Tsunami im Krankenhaus kennengelernt?«, fragt sie.

Die Frau nimmt sich das nächste Pfefferminzdragee aus der Dose auf dem Schreibtisch. Sie bietet Elsa mit einer kurzen Handbewegung auch eins an, aber Elsa schüttelt den Kopf.

»Rauchen Sie?«, fragt Elsa.

Die Frau sieht sie erstaunt an. Elsa zuckt mit den Schultern.

»Oma aß auch immer massenweise Süßigkeiten, wenn sie nicht rauchen durfte, und im Haus durfte sie meistens nicht rauchen.«

»Ich habe mit dem Rauchen aufgehört.«

»Haben Sie aufgehört oder machen Sie eine Pause? Das ist nämlich nicht dasselbe«, stellt Elsa klar.

Die Frau nickt mit einem neuen Langsamkeitsrekord.

»Das ist ja fast eine philosophische Frage. Es ist schwer, darauf zu antworten.«

Elsa zuckt wieder mit den Schultern.

»Und wo haben Sie Oma denn kennengelernt? Ist es auch schwer, darauf zu antworten?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Ich liebe lange Geschichten.«

Die Hände der Frau vergraben sich in ihrem Schoß.

»Ich war im Urlaub. Oder … vielmehr wir … meine Familie und ich. Wir waren im Urlaub. Und dann passierte … passierte ein Unglück.«

»Der Tsunami, ich weiß«, sagt Elsa.

Die Frau blinzelt lange.

»Ich lese ziemlich viel«, erklärt Elsa freundlich.

Die Frau schaut sich im ganzen Raum um, und dann sagt sie wie im Vorbeigehen, als ob sie eben gerade darauf gekommen wäre:

»Deine Oma hat mich … hat mich gefunden …«

Die Frau saugt so fest an ihrem Minzdragee im Mund, dass ihre Wangen genauso aussehen wie damals, als Oma etwas Benzin aus Audi »leihen« wollte und versuchte, es durch einen Plastikschlauch anzusaugen.

»Nachdem mein Mann und meine … meine Jungs …«, setzt die Frau an.

Das letzte Wort stolpert und stürzt in den Abgrund zwischen den Satzteilen. Als hätte die Frau plötzlich vergessen, dass sie mitten in einem Satz war.

»Ertrunken sind?«, bringt Elsa den Satz zu Ende und schämt sich im nächsten Moment dafür, denn sie weiß schon, dass es ziemlich dreist ist, dieses Wort vor jemandem, dessen Familie genau davon betroffen ist, laut auszusprechen.

Aber die Frau nickt einfach, sie ist nicht böse. Und da greift Elsa zu ihrer Geheimsprache und fragt geschwind:

»Können Sie auch unsere Geheimsprache sprechen?«

»Wie bitte?«, entfährt es der Frau im schwarzen Rock mit einem Mal, und sie schaut ihr nun direkt ins Gesicht. Sie hat kein Wort verstanden.

»Ach, gar nichts«, murmelt Elsa nun wieder in der normalen Sprache und schaut hinunter auf ihre Schuhe.

Das war ein Test. Und Elsa wundert sich, dass der Meeresengel die Geheimsprache nicht beherrscht, denn alle im Land-Fast-Noch-Wach können die Geheimsprache. Aber vielleicht hängt das mit der Verbannung zusammen, denkt sie sich.

Die Frau wirft einen Blick auf ihre Uhr.

»Solltest du nicht in der Schule sein?«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Ich habe Weihnachtsferien.«

Die Frau nickt. Jetzt eher in Normalgeschwindigkeit.

»Sind Sie in Miamas gewesen?«, fragt Elsa.

»Ich … ich weiß nicht, wo das ist«, antwortet die Frau vorsichtig.

Der Blick der Frau ist leer. Elsa verdreht die Augen.

»Miamas. Sie waren doch da oder nicht?«

»Ist das hier … eine Art Witz?«

»Wieso Witz?«

Die Frau sieht ängstlich auf ihre Hände.

»Ja. Ist das etwa so wie: ›Knack, knack, jemand da?‹«

»Was? Nein!«, schnaubt Elsa.

Die Frau sieht auf einmal ziemlich unglücklich aus. Elsa stöhnt.

»Hätte ich einen Witz machen wollen, dann hätte ich gesagt: Geht ein blinder Typ in eine Bar. Und in einen Tisch. Und in ein paar Stühle.«

Die Frau antwortet nicht darauf. Elsa ist verzweifelt.

»Verstehen Sie? Dass ein b-l-i-n-d-e-r Typ in eine Bar geht und in einen Ti…«

Die Frau nickt und sieht sie an. Lächelt zaghaft.

»Ich habe es verstanden. Danke.«

Elsa zuckt beleidigt mit den Schultern.

»Wenn man es kapiert, dann lacht man.«

Die Frau holt so tief Atem, dass, wenn man eine Münze hineinwerfen würde, man niemals hören würde, wie sie auf dem Boden aufkommt.

»Hast du dir den selbst ausgedacht?«, fragt sie dann.

»Was denn?«, fragt Elsa zurück.

»Den von dem blinden Typen.«

»Nein. Den hat mir Oma erzählt.«

Die Frau schließt schnell ihre Augen. Öffnet sie ganz langsam.

»Ach so. Meine Jungs haben … sie haben immer … sie haben immer Witze erzählt. Haben etwas Komisches gefragt, und dann musste man antworten, und dann haben sie etwas gerufen und gelacht.«

Als sie sagt »gelacht«, steht sie auf und stellt sich auf ihre Beine, zerbrechlich wie Papierflieger.

Und dann verändert sich alles ganz schnell. Die Art, wie sie dasteht. Die Art, wie sie spricht. Sogar ihre Art zu atmen.

»Ich glaube, du gehst jetzt besser«, sagt sie und stellt sich ans Fenster, mit dem Rücken zu Elsa.

Ihre Stimme ist schwach, doch dabei fast feindselig.

»Warum?«, ruft Elsa überrumpelt.

»Ich will, dass du gehst«, wiederholt die Frau energisch.

»Phh! Warum denn? Ich bin durch die halbe Stadt gelaufen, um Ihnen Omas bescheuerten Brief zu bringen, und Sie haben mir bisher kaum etwas erzählt, und jetzt soll ICH wieder gehen? Ist Ihnen eigentlich klar, wie kalt es draußen ist?«, fragt Elsa, wie man es tut, wenn man fast acht ist und sich ungerecht behandelt fühlt und es außerdem auch noch verdammt kalt draußen ist.

Die Frau steht noch immer mit dem Rücken zu ihr vor dem Fenster.

»Du … du hättest nicht herkommen sollen.«

»Ich bin hergekommen, weil Sie Omas Freundin sind.«

»Ich brauche verflucht nochmal keine Wohltätigkeit von anderen Leuten! Ich komme gut allein zurecht!«, keift die Frau zurück.

»Sure, sieht ganz so aus, als kämen Sie super zurecht. Wirklich. Aber ich komme nicht wegen irgendeiner blöden Wohltätigkeit«, hält Elsa ihr geschockt entgegen und springt vom Stuhl auf, unter ihr eine Wolke aus Staub.

»Dann verschwinde doch, du kleines Biest! Hau ab!«, fährt die Frau sie an, nach wie vor, ohne sich umzudrehen.

Elsa atmet aufgeregt. Verschreckt von der plötzlichen Aggressivität der Frau und gekränkt darüber, dass sie sie nicht einmal anschaut. Elsa ballt die Fäuste.

»Ach so! Aber dann lag meine Mama wohl falsch, weil sie meint, dass Sie einfach nur müde sind! Meine Oma hatte recht! Sie sind nur eine verdammte …«

Und dann ist es wohl so, wie es mit allen Wutausbrüchen ist. Sie bestehen nicht aus *einem* Gefühl von Wut, sondern aus vielen. Es sind eine ganze Menge Wutgefühle, die in einen Vulkan geworfen werden, der tief in der Brust von einem sitzt, bis er einfach ausbricht. Elsa ist wütend auf die Frau im schwarzen Rock, weil sie nichts erzählt, was ihr helfen könnte, auch nur eine Spur von diesem idiotischen Märchen besser zu verstehen. Und sie ist wütend auf Wolfsherz, der sie allein gelassen hat, nur weil er vor dieser idiotischen Psychologin Angst hat. Und am allerwütendsten ist sie auf Oma. Und auf dieses blöde Märchen. Und all diese Wutgefühle auf einmal werden einfach zu viel. Daher weiß sie schon längst, bevor das Wort ihr über die Lippen kommt, wie falsch es ist, als sie brüllt:

»SÄUFERIN! NUR EINE SÄUFERIN!«

Im selben Augenblick noch erschreckt sie sich fürchterlich. Aber es ist zu spät. Die Frau im schwarzen Rock dreht sich um. Ihr Gesicht ist in tausend Spiegelglasscherben zersplittert.

»Raus!«

»Ich mein …«, setzt Elsa an.

Sie torkelt rückwärts durch das Büro und hebt um Verzeihung bittend die Hände.

»Entsch…«

»RRRAUS!«, brüllt die Frau und fuchtelt hysterisch in der Luft herum, als suche sie etwas, was sie nach Elsa werfen könnte.

Und Elsa rennt.

Raus. Fort.

Sie rennt durch den Flur und alle Treppen hinunter und durch die Tür zum Erdgeschoss. Sie stolpert durch das Foyer, in dem es so hallt, die Tränen wie eine joghurtdicke Linse vor den Augen, das Schluchzen so heftig, dass sie das Gleichgewicht verliert, einfach stürzt und der Länge nach hinschlägt. Spürt den Rucksack an ihren Hinterkopf knallen und erwartet den Schmerz, als ihre Wangenknochen auf den Boden aufschlagen.

Doch stattdessen passiert etwas anderes. Sie spürt das weiche schwarze Fell genau in dem Moment, in dem sie denkt, ihre Stirn schlage direkt auf den Beton. Und da kommt alles aus ihr heraus. Sie drückt das riesige Tier so fest, dass es nach Luft schnappen muss.

»Elsa.«

Alfs Stimme erklingt hinter ihr. Wie eine Selbstverständlichkeit. Nicht als Frage.

»Mmm!«, heult sie in den Worspelz hinein.

»Jetzt komm schon. Wir fahren nach Hause. Hier kannst du doch wirklich nicht herumliegen und heulen«, brummt Alf.

Elsa hebt langsam den Kopf und will am liebsten die ganze Geschichte herausplärren, damit Alf sie hört. Alles über den Meeresengel und dass Oma sie auf idiotische Abenteuer schickt, von denen sie nicht mal weiß, was sie da soll, und alles über Wolfsherz, der sie allein gelassen hat, als sie ihn am meisten brauchte, und alles über Mama und die Entschuldigung, die sie gehofft hatte dort zu finden, und alles über das Halbe, das kommen und alles verändern wird und alles über alles. Alles über die ganze Einsamkeit,

in der Elsa zu ertrinken droht. Sie will alles herausschreien, damit er es hört. Doch sie weiß, dass er es trotzdem nicht verstehen würde. Denn keiner tut das, wenn man fast acht ist. Oder auch älter.

»Was machst du hier?«, schluchzt sie.

Alf seufzt und murmelt lang und breit etwas, was Elsa weder richtig hört noch versteht. Er streift mit der einen Fußsohle über den Boden. Am Ende murrt er widerwillig:

»Du hast mir ja verdammt nochmal die Adresse gegeben. Und einer muss dich ja nun mal abholen. Ich fahre seit dreißig Jahren Taxi, und da kann man kleine Mädchen wohl kaum irgendwo irgendwie alleine lassen.«

Ein paar Atemzüge lang ist er still, dann fügt er hinzu, nach unten, in den Boden:

»Deine Oma hätte mich verdammt nochmal zu Brei geschlagen, wenn ich dich nicht abgeholt hätte.«

Elsa nickt und reibt sich das Gesicht im Pelz vom Wors trocken.

»Soll der auch mitkommen?«, fragt Alf griesgrämig und zeigt auf den Wors.

Der Wors schaut schätzungsweise fünfundsiebzig Prozent griesgrämiger zurück. Elsa nickt und versucht, nicht wieder in Tränen auszubrechen.

»Dann muss er sich in den Kofferraum legen«, sagt Alf entschieden.

Aber daraus wird natürlich nichts. Elsa vergräbt die ganze Heimfahrt über ihr Gesicht im Fell auf der Rücksitzbank. Das ist eins der aller-, allerbesten Dinge an den Worsen. Sie sind wasserdicht.

Aus dem Autoradio ertönen Opernklänge. Elsa glaubt zumindest, dass es eine Oper ist. Sie kennt Opernmusik im Grunde kaum, aber sie hat davon gehört, und sie nimmt an, dass sie so klingen muss. Als sie die halbe Strecke hinter sich haben, schaut Alf verlegen in den Rückspiegel.

»Möchtest du irgendetwas?«

»Was denn?«, schnieft Elsa.

Alfs Augenbrauen legen sich weit über der Nase zurecht.

»Keine Ahnung. Kaffee?«

Elsa hebt den Kopf und schaut ihn an.

»Ich bin sieben!«

»Was hat das damit zu tun?«

»Kennst du viele Siebenjährige, die Kaffee trinken?«

Alf schüttelt unzufrieden den Kopf.

»Ich kenne nicht besonders viele Siebenjährige.«

»Das merkt man«, antwortet Elsa.

»Na gut. Dann vergiss es einfach«, brummt Alf.

Elsa lässt ihr Gesicht wieder in den Worspelz sinken. Alf flucht da vorn irgendetwas, und nach einer Weile schiebt er ihr eine Papiertüte nach hinten. Auf ihrer Vorderseite steht der gleiche Text wie auf den Tüten der Bäckerei, in der Oma immer eingekauft hat.

»Da ist noch eine Zimtschnecke drin«, sagt er und fügt hinzu: »Aber du musst aufpassen, dass du nicht draufheulst, denn dann schmeckt sie nicht mehr.«

Natürlich heult Elsa auf die Zimtschnecke. Aber sie schmeckt trotzdem.

Als sie nach Hause kommen, rennt sie aus der Garage hinauf in die Wohnung, ohne sich überhaupt bei Alf zu bedanken oder vom Wors zu verabschieden und ohne daran zu denken, dass Alf jetzt den Wors gesehen hat und vielleicht auf die Idee kommt, die Polizei zu rufen. Sie geht geradewegs am Essen vorbei, das George gerade auf den Küchentisch gestellt hat, und sagt kein Wort zu ihm. Als Mama nach Hause kommt, tut sie so, als ob sie schläft.

Und als die Säuferin in dieser Nacht anfängt, im Treppenhaus herumzubrüllen, macht Elsa zum ersten Mal das, was alle anderen Hausbewohner tun.

Sie tut so, als würde sie es nicht hören.

18
Rauch

In jedem Märchen gibt es einen Drachen. Das haben wir Oma zu verdanken.

In dieser Nacht hat Elsa schreckliche Albträume. Sie hat immer geglaubt, das Schlimmste, was ihr passieren könne, sei, dass sie eines Abends fast die Augen schließt und nicht mehr ins Land-Fast-Noch-Wach reisen kann – ein Schlaf ohne Träume. Aber in dieser Nacht macht sie die Erfahrung, dass es etwas viel Schlimmeres gibt. Denn sie schafft es nicht, ins Land-Fast-Noch-Wach zu reisen, aber sie träumt davon. Sie sieht alles so deutlich, als wäre sie da, allerdings von oben. Als läge sie bäuchlings auf einer riesengroßen Glaskugel und sähe hinein. Ohne etwas riechen zu können oder das Lachen zu hören oder das Kitzeln des Windes in ihrem Gesicht zu spüren, wenn die Wolkentiere in Richtung Himmel abheben. Das ist der allerschrecklichste Traum überhaupt.

Denn es brennt in Miamas.

Sie sieht die Prinzen und die Prinzessin und die Worse und die Traumjäger und den Meeresengel und alle anderen Bewohner in sämtlichen Königreichen des Landes-Fast-Noch-Wach um ihr Leben rennen. Hinter ihnen kommen die Schatten näher, und überall, wo sie waren, bleibt nur der graue, phantasielose Tod zurück. Elsa versucht, irgendwo in diesem Inferno Wolfsherz zu finden, aber er ist fort. In der Asche liegen erbarmungslos

abgeschlachtete Wolkentiere. Und rundherum brennt es. Alle Märchen von Oma gehen unter.

Und zwischen den Schatten bewegt sich eine Gestalt. Ein hagerer Mann, eingehüllt in Zigarettenrauch. Das ist der einzige Geruch, den Elsa außerhalb der Glaskugel wahrnehmen kann, der Rauch von Omas Tabak. Die Gestalt blickt nach oben, und zwei klarblaue Augen dringen durch den Nebel. Zigarettenrauch entweicht den schmalen Lippen. Dann zeigt der Mann mit einem Zeigefinger, der wie eine graue Klaue völlig deformiert ist, direkt auf Elsa und schreit etwas, und im nächsten Augenblick heben Hunderte von Schatten vom Boden ab und rasen auf die Kuppel der Glaskugel zu.

Elsa erwacht davon, dass sie sich aus dem Bett wirft und mit dem Gesicht nach unten auf den Boden knallt. Sie bleibt liegen, mit bebendem Brustkorb, die Hände an die Kehle gepresst. Sie hat das Gefühl, Millionen Ewigkeiten vergehen, bis sie sicher ist, dass sie sich wirklich in der richtigen Welt befindet. Dass sie von keinem Schatten gebissen worden ist. Seit Oma und die Wolkentiere sie zum allerersten Mal ins Land-Fast-Noch-Wach mitgenommen haben, hat sie keinen Albtraum mehr gehabt. Sie hat vollkommen vergessen, wie das ist. Schweißgebadet und völlig leer steht sie auf und versucht, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen.

Sie hört im Flur jemanden sprechen. Jemanden, der zornig ist. Ja, »zornig«, wenn man richtig wütend ist, so wie es das in der richtigen Welt gibt. Natürlich nicht wie »Zorn« in Miamas. In Miamas ist ein Zorn eine Art vierfüßiges Tier, es hat Ähnlichkeit mit einem Wolf, ist aber wütender. Oma hat oft von ihnen erzählt. Am wütendsten sind die Zorne auf die Wölfe, denn die Wölfe schnappen ihnen alle guten Märchenjobs weg. Seit vielen Ewigkeiten ist das so, seit nämlich ein Zorn wegen »Schwierigkeiten

in der Zusammenarbeit« in letzter Minute aus einem Märchen rausgeschmissen wurde, das Schlaumeier wohl ziemlich an das in der richtigen Welt wesentlich bekanntere »Rotkäppchen und der böse Wolf« erinnern würde. Und dann sahnten die Wölfe, da sie gerade so in Fahrt waren, alle Jobs ab, zum Beispiel die Ehrwolf-Rollen in allen Vampirfilmen, und jetzt sind die Wölfe die absoluten Märchenstars, während die meisten Zorne, so wie Oma erzählt hat, im Kundendienst verschiedener Ämter im Land-Fast-Noch-Wach arbeiten und gelbe Zigaretten rauchen und sich lila Strähnchen in den Pelz machen lassen und mit ihrem Leben ziemlich unzufrieden sind.

Aber, na gut. Das hat ja mit dem Ganzen hier vielleicht nicht so viel zu tun. So kommt man manchmal vom Thema ab.

Also: Elsa hört nun jemanden im Flur reden. Jemanden, der wütend ist. So, wie man das kennt. Und Elsa muss ihre ganze Kraft sammeln, um die Schlafnebel fortzuschieben und sich auf das zu konzentrieren, was da draußen passiert.

Sie hört Britt-Maries Stimme. Und dann Mamas Stimme. Und dann wieder Britt-Maries Stimme.

»Schon! Aber das musst du doch trotzdem verstehen, Ulricka, dass es etwas sonderbar ist, dass sie bei *dir* anrufen! Warum rufen sie nicht Kent an? Kent hat schließlich den Vorsitz dieser Eigentümergemeinschaft, und ich bin für die Informationen zuständig, und es ist schließlich *Usus*, dass der Wirtschaftsprüfer sich in solchen Angelegenheiten an den Vorsitzenden wendet. Und nicht an irgendwen!«

Elsa versteht schon, dass »an irgendwen« eine Beleidigung ist, obwohl Britt-Marie natürlich sehr wohlwollend klingt, als sie die Worte ausspricht, und Elsa kann sich vorstellen, dass sie sicherlich die Hände vor den Hüften

gefaltet hat, während sie da im Flur steht und Mama so wohlwollend zunickt, wie es nur Britt-Marie kann.

Mama seufzt so laut, dass Elsa das Gefühl hat, ihre Bettwäsche würde vom Luftzug erbeben. Mama antwortet:

»Ich weiß nicht, warum sie *mich* angerufen haben, Britt-Marie. Aber der Prüfer hat gesagt, er würde heute kommen und dann alles erklären.«

Elsa öffnet die Schlafzimmertür und stellt sich im Schlafanzug auf die Schwelle. Nicht nur Britt-Marie steht dort im Flur, auch Lennart und Maud und Alf sind da. Samantha schläft auf dem Boden im Treppenhaus. Mama trägt nur einen Morgenmantel, der mit Mühe und Not um den Bauch festgezurrt ist. Maud entdeckt Elsa und lächelt ihr mit der Keksdose in der Hand mild zu. Lennart steht mit der Kaffeekanne da und trinkt seinen Wartekaffee aus dem Deckelbecher.

Alf sieht einmal nicht so aus, als hätte er komplett schlechte Laune, was bedeutet, dass er nur ganz normal verärgert aussieht. Er nickt Elsa kurz zu, als hätte sie ihm ein Geheimnis aufgedrängt. Erst da fällt Elsa wieder ein, dass sie ihn gestern mit dem Wors in der Garage sitzengelassen hat, als sie einfach die Treppe hinaufgerannt ist, um in die Wohnung zu kommen. Sie spürt Panik aufkommen, doch Alf macht mit der Hand eine mürrische Geste nach unten und meint damit, sie solle ruhig sein. Also versucht sie es. Sie beobachtet Britt-Marie und versucht herauszufinden, ob Britt-Marie heute deshalb so aufgebracht ist, weil sie den Wors gefunden haben, oder ob es sich einfach um das ganz normale Theater, um die übliche Britt-Marie-Nörgelei handelt. Zum Glück scheint es das ganz normale Theater zu sein. Und Britt-Maries Ärger konzentriert sich heute sehr lautstark auf Mama.

»Dann sind die Hausbesitzer also ganz *plötzlich* auf die Idee gekommen, dass sie sich vorstellen könnten, uns die Wohnungen zu verkaufen? Nach all den Jahren, in denen Kent einen Brief nach dem anderen geschrieben hat!

Jetzt haben sie sich endlich dazu durchringen können! Einfach *hoppla hopp*? Und dann nehmen sie mit dir Kontakt auf und nicht mit Kent? Das ist schon sehr sonderbar, Ulricka, findest du das nicht auch sehr sonderbar, Ulricka?«, äußert sich Britt-Marie und faltet und entfaltet ihre Hände vor den Hüften, und das mindestens ein halbes Dutzend Mal.

Mama seufzt wieder und zieht aus Verlegenheit ihren Gürtel am Morgenmantel etwas fester.

»Vielleicht konnten sie Kent nicht erreichen. Und ich wohne hier ja außerdem schon sehr lange, vielleicht dachten si…«

»Ulricka, wir wohnen in diesem Haus am allerlängsten. Kent und ich wohnen hier am längsten!«, fällt Britt-Marie ihr ins Wort.

»Alf wohnt am längsten von allen in diesem Haus«, korrigiert sie Mama.

Elsa streckt sich.

»Oma hat hier von allen am längsten gewohnt«, murmelt sie, aber keiner scheint sie zu hören.

Schon gar nicht Britt-Marie.

»Wir wohnen hier am längsten, und da ist es doch wohl *Usus*, Ulricka, dass der Wirtschaftsprüfer mit uns Kontakt aufnimmt!«, fährt sie fort.

»Vielleicht haben sie Kent ja nicht erreichen können«, wiederholt Mama resigniert.

»Er ist auf Dienstreise! Seine Maschine ist noch nicht gelandet!«, erklärt Britt-Marie und klingt nun langsam eine Spur weniger wohlwollend.

»Dann haben sie ihn vielleicht deshalb nicht erwischt. Und deshalb habe ich dich auch sofort angerufen, als ich das Gespräch mit dem Wirtschaftsprüfer been…«, beginnt Mama.

»Aber es ist doch wohl trotzdem *Usus*, dass man den Vorsitzenden einer Eigentümergemeinschaft kontaktiert!«, unterbricht Britt-Marie sie wutschnaubend.

»Es ist doch noch keine Eigentümergemeinschaft«, seufzt Mama.

»Soll es aber werden!«, antwortet Britt-Marie beharrlich.

Mama nickt kontrolliert.

»Und darüber will der Wirtschaftsprüfer ja heute reden, dafür kommt er ja her. Das sage ich doch. Und als ich den Hörer aufgelegt habe, habe ich dich gleich angerufen. Und dann hast du das ganze Haus aufgeweckt, und jetzt stehen wir hier. Was willst du sonst noch? Was soll ich tun, liebe Britt-Marie?«

»Wollte der Wirtschaftsprüfer den Termin heute von sich aus so? Er wollte das selbst?«, sagt Britt-Marie halb fragend, halb feststellend, ihre Stimme mittlerweile im Falsett.

Mama nickt und zieht am Gürtel ihres Morgenmantels. Britt-Marie schüttelt ihren kompletten Oberkörper, als hätte ihr jemand einen Eimer voll aggressiver Zecken in die Bluse geschüttet.

»Was soll das denn, an einem Samstag zu kommen? Hm? Was soll das denn? Solche Besprechungen hält man doch nicht an einem Samstag ab, das macht man doch nicht, Ulricka? Findest du nicht? Findest du das zivilisiert? Wahrscheinlich schon, Ulricka!«

Mama massiert sich die Schläfen. Britt-Marie atmet demonstrativ ein und aus und wendet sich hilfesuchend an Lennart und Maud und Alf. Maud versucht, aufmunternd zu lächeln. Lennart bietet Britt-Marie Wartekaffee an. Alf sieht aus, als würde er sich seiner üblichen völlig schlechten Laune Stück für Stück wieder annähern. Britt-Marie dreht sich wieder um und sieht Elsa.

»Na, so was, jetzt haben wir auch noch das Mädchen geweckt. Haben wir das, ja!«

Sie sagt »wir«, als meinte sie »du«. Mama dreht sich zu Elsa um und streicht ihr liebevoll ein paar Strähnen aus dem Gesicht.

»Der Wirtschaftsprüfer des Unternehmens, dem dieses Haus gehört, hat heute angerufen und mitgeteilt, dass sie sich vorstellen könnten, unsere Mietwohnungen in Eigentumswohnungen umzuwandeln. Worauf Kent und Britt-Marie schon lange gewartet haben. Er kommt heute zu uns und wird mit uns reden«, erklärt sie Elsa müde.

»Wenn Kent rechtzeitig nach Hause kommt, ja. Wir können ja diesen Termin nicht ohne Kent machen«, bringt Britt-Marie vor.

»Nein, natürlich nicht. Wenn Kent zu Hause ist, natürlich«, stimmt Mama entkräftet zu.

Britt-Marie faltet ihre Hände so rasch vor den Hüften, dass es so aussieht, als würde sie mit einem heimlichen Handschlag etwas mit sich selbst besiegeln.

»Es ist am besten, wenn wir auf Kent warten, finde ich. Ja, das finde ich wirklich. Es ist am besten, wenn Kent bei solchen Verhandlungen dabei ist, damit die Dinge richtig gemacht werden. Die Dinge müssen schließlich richtig gemacht werden, Ulricka!«

Mama nickt und massiert sich die Schläfen.

»Ja. Ja. Ja. Aber dann ruf Kent um Himmels willen an.«

»Seine Maschine ist noch nicht gelandet! Er ist noch auf Dienstreise, Ulricka!«, zischt Britt-Marie.

Alf grummelt hinter den beiden etwas. Britt-Marie fährt herum. Alf steckt die Hände in die Jackentaschen und grummelt wieder etwas.

»Wie bitte?«, fragen Mama und Britt-Marie wie aus einem Mund, aber in diametral entgegengesetztem Tonfall.

»Ich sage verdammt nochmal nur, dass ich Kent vor zwanzig Minuten, als ihr angefangen habt mit dieser Streiterei, eine SMS geschickt habe und er geantwortet hat, dass er auf dem Weg ist«, sagt Alf und fügt säuerlich

hinzu: »Das hier würde der Idiot schließlich um keinen Preis verpassen wollen.«

Britt-Marie scheint seine letzten Worte überhört zu haben. Sie streicht unsichtbare Krümel von ihrem Rock herunter, faltet die Hände und sieht Alf mit überlegenem Blick an, weil sie offenbar weiß, dass es unmöglich sein kann, dass Kent schon auf dem Weg hierher ist, weil seine Maschine schließlich noch nicht gelandet ist. Aber dann hört man, wie ganz unten die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wird, und dann Kents Schritte. Man weiß genau, dass es Kents Schritte sind, denn sie sprechen schrecklich laut ins Handy wie Nazis in amerikanischen Filmen.

»Yez, Klaus! Yez! We will dizcuzz thiz in Frankfurt!«

Britt-Marie setzt sich unmittelbar in Richtung Treppe in Bewegung, um ihm entgegenzugehen und von all der Unverschämtheit zu berichten, die die Unverschämtheit besessen hat, sich hier zu ereignen, während er fort war.

George erscheint hinter Mama. Er trägt Lauf-Tights, Shorts, einen knallgrünen Pullover und eine noch grünere Schürze. Fröhlich sieht er in die Runde, eine dampfende Pfanne in der Hand.

»Möchte vielleicht jemand Frühstück? Ich habe Rührei gemacht.«

Er sieht aus, als wolle er eigentlich noch sagen, dass es außerdem frisch eingekaufte Proteinriegel gebe, scheint es sich dann aber anders zu überlegen, weil sie dann möglicherweise aufgegessen würden.

»Ich habe ein paar Kekse dabei«, antwortet Maud heiter, reicht Elsa gleich die Dose und streicht ihr zärtlich über die Wange.

»Nimm du sie, ich kann noch mehr holen«, flüstert sie und geht langsam in die Wohnung hinein.

»Gibt es denn Kaffee?«, fragt Lennart, nimmt einen ordentlichen Schluck von seinem Wartekaffee und folgt seiner Frau.

Kent kommt mit entschiedenem Schritt die Treppe heraufgehastet und taucht in der Tür auf. Er trägt Jeans und ein teures Sakko. Elsa weiß das, denn Kent erzählt ihr gern, wie viel seine Kleidung kostet, als würde er an die Kleidungsstücke Punkte vergeben wie beim Eurovision Song Contest.

Britt-Marie eilt hinter ihm her und murmelt ununterbrochen: »Eine Frechheit, nicht wahr, Kent? Eine Frechheit, nicht dich anzurufen, sondern irgendwen? Ist das nicht unverschämt? Das kann man doch nicht machen, oder was meinst du?«

Kent zeigt mit der ganzen Hand auf Elsas Mama und verlangt auf der Stelle:

»Ich will genau wissen, was der Wirtschaftsprüfer am Telefon gesagt hat! Ich will *genau* wissen, was er gesagt hat!«

Britt-Marie nickt energisch, dicht hinter ihm.

»Kent muss genau wissen, was der Wirtschaftsprüfer am Telefon gesagt hat, Ulricka. Er muss es genau wissen. Am besten erzählst du Kent auf der Stelle, was er genau gesagt hat!«

Aber bevor Mama den Mund aufmachen kann, streicht Britt-Marie unsichtbaren Staub von Kents Sakkoärmel und flüstert ihm mit radikal verändertem Tonfall zu:

»Oder gehst du vielleicht kurz nach unten und wechselst dein Oberhemd, Kent?«

»Aber liebe Britt-Marie, wir sind doch hier mitten in einer Verhandlung«, fertigt Kent sie ab, so wie Elsa Mama manchmal abfertigt, wenn Mama möchte, dass Elsa etwas Grünes anzieht.

Britt-Marie sieht unglücklich aus.

»Ich kann es doch in die Maschine werfen, mein Lieber. Im Kleiderschrank hängen frisch gebügelte Oberhemden. Du kannst doch nun wirklich kein knittriges Oberhemd anhaben, wenn der Wirtschaftsprüfer

kommt, Kent, was soll der Wirtschaftsprüfer dann von uns denken? Dass wir keine Hemden bügeln können?«, argumentiert sie stur.

Mama öffnet den Mund und will etwas sagen, aber in diesem Moment sieht Kent George.

»Oh! Du hast Rührei gemacht?«, ruft Kent begeistert.

George nickt zufrieden. Kent lässt Mama stehen und läuft in die Wohnung herein. Britt-Marie rennt mit gerunzelter Stirn hinterher. Als sie an Mama vorbeigeht, schaut sie gekränkt und kann sich die Worte »Ja, ja, man hat natürlich keine Zeit zum Putzen, wenn man so mit seiner Karriere beschäftigt ist wie du, Ulricka, das hat man natürlich nicht« nicht verkneifen, die sie auf die Möbel niederprasseln lässt. Und das, obwohl jeder Millimeter der Wohnung perfekt unter Kontrolle ist.

Mama zieht ihren Morgenmantel enger und holt kontrolliert tief Luft, dann seufzt sie:

»Kommt ruhig alle herein. Kein Problem.«

Elsa entwischt in ihr Zimmer und zieht sich, so schnell sie kann, den Schlafanzug aus und dafür die Jeans an, damit sie runterlaufen kann, um nach dem Wors zu sehen, solange alle hier oben beschäftigt sind. Aus der Küche dringt Kents Stimme, wie er Mama verhört, und Britt-Marie kommentiert jedes Wort lautstark mit »Hm«.

Der Einzige, der noch im Flur steht, ist Alf. Elsa steckt die Daumen in die Taschen ihrer Jeans und stupst mit den Strümpfen gegen die Türschwelle, um ihm nicht in die Augen sehen zu müssen.

»Danke, dass du nichts vom …«, beginnt sie, doch hält inne, bevor sie das Wort »Wors« ausspricht.

Alf schüttelt betreten den Kopf.

»Du hättest gestern nicht einfach wegrennen dürfen. Wenn du dich um das Tier kümmerst, dann musst du auch die Verantwortung übernehmen, auch wenn du ein kleines Kind bist.«

»Ich bin kein kleines Kind!«, ruft Elsa.

»Dann hör auf, dich wie eins zu benehmen«, brummt Alf.

»Touché«, flüstert Elsa hinunter auf die Türschwelle.

»Das Tier ist im Keller. Ich habe ein paar Multiplexplatten angebracht, damit keiner reinschauen kann. Hab ihm gesagt, er soll die Klappe halten. Sah aus, als hätte er's kapiert. Aber du musst ein besseres Versteck für ihn auftreiben. Da werden ihn die Leute früher oder später finden«, erklärt Alf.

Elsa begreift, dass er mit »die Leute« Britt-Marie meint. Und sie weiß, dass er recht hat. Sie hat ein schrecklich schlechtes Gewissen, weil sie den Wors gestern im Stich gelassen hat. Alf hätte ja auch die Polizei rufen können, und die hätte den Wors vielleicht erschossen. Elsa hat ihn im Stich gelassen, so wie Oma Mama im Stich gelassen hat, und das macht ihr noch mehr Angst als diese Albträume.

»Worüber sprechen sie?«, fragt Elsa Alf und nickt in Richtung Küche, um den Gedanken loszuwerden.

Alf schnaubt.

»Diese blöde Sache mit den Eigentumswohnungen.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragt Elsa.

Alf stöhnt.

»Verdammt nochmal, ich kann doch jetzt nicht aus dem Stand alles genau erklären. Den Unterschied zwischen einer Miet- und einer Eigentumswohnung ist zum Teu…«

»Also, was eine Eigentumswohnung ist, weiß ich schon, ich bin ja nicht blöd«, sagt Elsa.

»Warum fragst du dann?«, fragt Alf defensiv.

»Ich habe gefragt, was das zu bedeuten hat, dass sie darüber sprechen!«, erklärt Elsa, wie man Sachen erklärt, ohne besonders genau zu sein.

Alf schiebt die Hände in die Taschen, so dass seine Lederjacke knirscht. Er hat sie immer noch an, obwohl Elsas Mama sagt, dass man drinnen keine Jacke braucht. Elsa nimmt an, dass Alfs Mama die Sache nicht so genau nimmt.

»Kent redet von den blöden Eigentumswohnungen, seit er wieder eingezogen ist, er gibt ja keine Ruhe, bevor er sich nicht mit Geld abwischen kann, das er vorher geschissen hat«, erklärt Alf wie jemand, der nicht gerade oft Kontakt mit Siebenjährigen hat.

Elsa will eigentlich fragen, was Alf damit meint, Kent sei »wieder eingezogen«, aber sie beschließt, der Reihe nach vorzugehen.

»Aber verdienen denn alle anderen dann nicht auch Geld? Du und Mama und George und alle?«, fragt sie.

»Wenn wir die Wohnungen verkaufen und wegziehen, ja«, grummelt Alf.

Elsa überlegt. Alf knirscht mit der Lederjacke.

»Aber das ist ja genau das, was Kent will, der Dreckskerl. Er wollte schon immer von hier weg.«

Elsa lässt ihren Blick abgleiten ins blanke Nichts und verschwindet in ihren Kopf. Das ist der Grund für ihre Albträume, wird ihr klar. Denn wenn jetzt alle Wesen aus dem Land-Fast-Noch-Wach im Haus auftauchen, dann wird vielleicht das Haus ein Teil vom Land-Fast-Noch-Wach, und wenn alle ihre Wohnungen verkaufen wollen, dann …

»Dann fliehen wir nicht aus Miamas. Dann gehen wir freiwillig fort«, sagt Elsa laut vor sich hin.

»Was?«, fragt Alf.

»Ach, nichts«, murmelt Elsa.

Aber plötzlich ist unten das Knacken der Haustür zu hören, wie sie geöffnet und wieder geschlossen wird. Dann diskrete Schritte die Treppen hinauf. Der Wirtschaftsprüfer, soviel ist beiden klar.

Britt-Maries Stimme erklingt aus der Küche, lauter als die ihres Mannes. Ihr Mann hat nicht auf den Vorschlag reagiert, sein Oberhemd zu wechseln, also kompensiert sie das, indem sie sich über andere Dinge aufregt. Wovon es reichlich gibt. Es fällt ihr nicht ganz leicht sich zu entscheiden, worüber sie sich am meisten aufregen will, aber sie schafft es, der Reihe nach damit zu drohen, dass sie die Polizei rufen wird, wenn Mama nicht unmittelbar dafür sorgt, dass Omas Auto von Britt-Maries Parkplatz in der Tiefgarage verschwindet, und dass sie verlangen wird, dass die Polizei das Schloss dieses Kinderwagens, der noch immer am Treppengeländer angekettet ist, aufbricht, und dass sie von den Hauseigentümern ernsthaft verlangen wird, dass sie im Treppenhaus Kameras installieren, damit man diesem Unfug ein Ende bereitet, dass jeder kommt und geht, wie er will und Info-Zettel aufhängt, ohne den für die Information der Bewohner Zuständigen vorher in Kenntnis zu setzen.

»Liebe Britt-Marie, man kann nicht einfach so Kameras im Treppenhaus installieren«, seufzt Elsas Mama.

»Ja, ja! Das ist klar, dass du das sagst, Ulricka, aber wenn man nichts zu verbergen hat, wieso sollte man dann Angst vor einer Überwachung haben! Oder was meinst du, Kent? Ist hier nicht das Recht auf unserer Seite, Kent? Ist es nicht so?«

Kent sagt etwas, was Elsa nicht hören kann.

Mama seufzt so laut, dass es jeder hört.

»Es könnte sein, dass im Haus Mitbewohner sind, deren Identität geschützt werden muss. Es gibt Gesetze zur Überwachung, man kann nicht

einf…«

»Wer sollte das denn sein? Geschützte Identität hier im Haus, wer soll das sein?«, ruft Britt-Marie schockiert.

Mama massiert ihre Schläfen.

»Ich habe nicht gesagt, dass es so ist, Britt-Marie, ich habe gesagt, es KÖNNTE hier wel…«

Britt-Marie dreht sich zu Kent um, ohne ihr zuzuhören.

»Wer hat hier im Haus eine geschützte Identität, Kent? Weißt du das? Das ist doch bestimmt diese *Person*, die im ersten Stock neben dem Kampfhund wohnt, die ist es wohl, Kent? Das kann man sich ja vorstellen, dass die Drogenabhängigen geschützte Identitäten haben, damit sie in Ruhe ihre Drogen nehmen können!«

Keiner versteht so genau die Logik dieser Schlussfolgerung. Aber Britt-Marie wird jedenfalls unterbrochen von dem sehr kleinen Mann mit dem sehr freundlichen Gesicht, der in der Tür hinter Alf auftaucht und höflich an die Innenseite des Türrahmens klopft.

»Guten Tag, ich bin der Wirtschaftsprüfer«, sagt er freundlich und sieht auch freundlich aus.

Und als er Elsa entdeckt, zwinkert er ihr zu. Als hätten sie beide ein Geheimnis. Zumindest glaubt Elsa, dass er das tut.

Kent tritt gebieterisch aus der Küche heraus, die Hände fahrradschlossbreit auf den Hüften und betrachtet den Wirtschaftsprüfer von oben bis unten.

»Und? Was wird jetzt aus den Eigentumswohnungen? Mit welchem Quadratmeterpreis können wir rechnen?«, ist seine erste Frage.

Britt-Marie stürmt hinter ihm her und fragt gleich vorwurfsvoll:

»Wie sind Sie hereingekommen? Wer hat Sie hereingelassen? Kent, hast du die Tür aufgelassen? Die Tür muss doch abgeschlossen sein! Das ist

genau das, was ich meine, jeder kann hier hereinmarschieren und irgendwelche Zettel aufhängen! Und die Drogenabhängigen gehen ein und aus, als ob das hier eine … als ob das hier eine … eine … Drogenhöhle wäre.«

»Die Tür war offen«, antwortet der Wirtschaftsprüfer freundlich.

»Ja, schon gut, aber was wird denn jetzt aus den Eigentumswohnungen? Welchen Preis setzen Sie an?«, will Kent voller Ungeduld wissen.

Der Wirtschaftsprüfer zeigt freundlich auf seine Aktentasche und macht eine höfliche Geste in Richtung Küche.

»Wollen wir uns vielleicht setzen?«

»Selbstverständlich, kommen Sie herein«, sagt Elsas Mama müde hinter Britt-Marie und zieht den Morgenmantel fester zu.

»Es gibt Kaffee«, erzählt Lennart aufgekratzt.

»Und Kekse«, nickt Maud.

»Und Rührei!«, ruft George aus der Küche.

»Ja, Sie müssen das Durcheinander schon entschuldigen, in dieser Familie sind alle nur mit ihrer Karriere beschäftigt«, sagt Britt-Marie wohlwollend zu ihrem Besuch.

Mama gibt sich die größte Mühe, so zu tun, als hätte sie das nicht gehört. Das klappt nicht so supergut.

Als sie sich allesamt in Richtung Küche in Bewegung setzen, bleibt Britt-Marie kurz stehen und dreht sich um, faltet die Hände und sieht Elsa wohlwollend an.

»Ja, du musst schon verstehen, meine Kleine, dass ich natürlich nicht deine Freunde und die deiner Oma meine, wenn ich ›Drogenabhängige‹ sage. Das kann ich ja nicht wissen, ob der, der gestern hier war und nach dir gefragt hat, Drogen nimmt oder nicht. So habe ich das nicht gemeint.«

»Wie? Welche Freunde? Wer hat gestern nach mir gefragt?« Elsa würde gern fragen »Wolfsherz?«, aber verkneift es sich, denn sie weiß nicht, woher Britt-Marie erfahren haben könnte, dass Wolfsherz ihr Freund ist.

Und Britt-Marie lächelt wohlwollend und sieht überhaupt nicht so aus, als würde sie Wolfsherz meinen, als sie sagt:

»Dein Freund, der gestern hier war und dich gesucht hat. Der, den ich aus dem Treppenhaus befördert habe. Man darf hier im Treppenhaus schließlich nicht rauchen, das kannst du ihm ausrichten. So ist das in unserer Eigentümergemeinschaft. Ich weiß schon, dass du und deine Oma, dass ihr sonderbare Bekannte habt, aber Regeln gelten ja schließlich für alle, so ist das nun mal!«

Sie streicht eine unsichtbare Falte in ihrem Rock glatt, faltet die Hände vor den Hüften und fügt hinzu:

»Du weißt schon, wen ich meine. Er war sehr hager und hat hier gestern im Treppenhaus gestanden und geraucht. Er hat gesagt, dass er nach einem Kind sucht, und dann hat er dich beschrieben. Er hat wirklich ziemlich unangenehm ausgesehen, also habe ich ihn hinausgeworfen und gesagt, dass wir in dieser Eigentümergemeinschaft im Haus nicht rauchen.«

Elsas Herz krampft sich zusammen. Absorbiert jeglichen Sauerstoff in ihrem Körper.

Britt-Marie nickt sich selbst zu und verschwindet in die Küche, während sie brummelt: »Schrecklich unangenehm, das habe ich sofort gedacht, als ich ihn gesehen habe. Schrecklich unangenehme Typen, diese Drogenabhängigen.«

Elsa muss sich am Türrahmen festhalten, um nicht umzukippen. Keiner kann sie sehen, nicht einmal Alf. Aber ihr wird klar, was in diesem

Abenteuer als Nächstes auf sie zukommt.

Denn in jedem Märchen gibt es einen Drachen.

Daran ist Oma schuld.

19
Rührkuchenteig

Die Märchen aus Miamas erzählen von unendlich vielen Möglichkeiten, wie man einen Drachen besiegen kann. Aber wenn es sich bei diesem Drachen um einen Schatten handeln sollte, die allerschlimmste Form eines Drachens, der jedoch aussieht wie ein Mensch … wie besiegt man den dann? Elsa weiß nicht einmal, ob Wolfsherz so einen hätte besiegen können, als er noch der gefürchtetste Krieger im ganzen Land-Fast-Noch-Wach gewesen ist. Und jetzt? Wenn er Angst vor Rotz hat und den Gedanken an Blut an seinen Händen nicht wegwaschen kann?

Elsa weiß nichts über den Schatten. Nur dass sie ihn jetzt zweimal gesehen hat, erst am Bestattungsinstitut und dann auf der Busfahrt, als sie auf dem Weg zur Schule war. Und danach hat sie von ihm geträumt, dass er zu ihr nach Hause kommen und nach ihr suchen würde. Und in Miamas gibt es keine Zufälle, in Märchen passiert nichts einfach so. In Märchen kommt alles so, wie es vorherbestimmt ist.

Das muss Oma also gemeint haben, als sie sagte »beschütz das Schloss, beschütze deine Freunde«. Elsa hätte nur gewünscht, Oma hätte ihr dafür auch eine Armee gegeben.

Sie wartet bis spät in den Abend, bis sich die Dunkelheit so tief gesenkt hat, dass ein Kind und ein Wors unbemerkt unter Britt-Maries Balkon schleichen können, dann erst geht sie hinunter in den Keller. George ist draußen und joggt, Mama ist noch unterwegs und bereitet alles für den

morgigen Tag vor. Nach dem Treffen mit dem Wirtschaftsprüfer am Morgen hat Mama ununterbrochen mit der Walfrau vom Bestattungsinstitut und dem Floristen und dem Pastor telefoniert, dann mit dem Krankenhaus und dann wieder mit dem Pastor. Elsa hat in ihrem Zimmer gehockt und Spider-Man gelesen, denn sie tut, was sie kann, um nicht an morgen zu denken. Das geht aber total in die Hose.

Elsa nimmt die Kekse, die Maud ihr in die Hand gedrückt hat, mit zum Wors. Allerdings muss sie ihm die Dose so schnell wieder wegziehen, dass sie fast eine Eckzahnmaniküre verpasst bekommt. Ansonsten würde die Handtuchzunge wirklich jeden Krümel aufschlecken. Oma hat immer gesagt, dass Worsspeichel furchtbar schwer abzuwaschen ist, und Elsa hat vor, Maud die Dose zurückzugeben. Natürlich erst in ein paar Tagen, wenn es etwas wahrscheinlicher ist, dass normale Menschen die ganze Keksdose leergegessen haben. Es ist wirklich eine ziemlich große Dose, zumindest für jeden, der kein Wors ist.

Der Wors hingegen, der in jeder Hinsicht ein echter Wors ist, wühlt weiter gierig mit seiner Nase in ihrem Rucksack wie ein unbändiger Zementmischer. Er scheint es sich unglaublich schwer vorstellen zu können, dass sie so dumm gewesen ist, nur *eine* mickrige Dose mitzubringen.

»Ich werde versuchen, noch mehr Kekse für dich aufzutreiben, aber bis dahin musst du eben Proteinriegel fressen«, sagt sie.

Der Wors schaut nicht so, als würde ihm das helfen. Aber sieben Riegel frisst er trotzdem. Elsa holt eine Thermoskanne aus dem Rucksack.

»Hier habe ich Rührkuchenteig. Obwohl es irgendwie kein richtiger Teig ist, denn ich wusste nicht, wie das geht. Ich habe ihn im Küchenschrank gefunden, auf der Verpackung stand ›fertiger Rührkuchenteig‹, aber es war in Wirklichkeit nur Pulver. Also habe ich Wasser reingekippt. Aber jetzt ist es eher eine Suppe geworden«, murmelt Elsa entschuldigend.

Der Wors macht ein skeptisches Gesicht, aber schleckt die Suppe aus der Thermoskanne trotzdem auf. Sicherheitshalber. Megaflexible Zungen sind eine der bekanntesten Superkräfte der Worse.

»Ein Mann ist hier gewesen und hat mich gesucht«, flüstert Elsa dem Wors ins Ohr und versucht, nicht ängstlich zu klingen. »Ich glaube, er gehört zu den Schatten. Wir müssen auf der Hut sein.«

Der Wors stupst seine Nase an ihren Hals. Sie schlingt die Arme um ihn und spürt, wie gespannt seine Muskeln unter dem Pelz sind. Er versucht, sich verspielt zu geben, aber sie begreift, dass er das tut, was ein Wors jetzt am besten tun sollte. Sich auf den Kampf vorbereiten. Dafür liebt sie ihn.

»Ich weiß nicht, woher er kommt, Oma hat mir nie von solchen Drachen erzählt«, flüstert Elsa.

Der Wors stupst wieder an ihren Hals und sieht sie mit großen Augen an, als wollte er sagen, es tue ihm leid. Als wollte er ihr am liebsten alles erzählen. Elsa wünschte, dass Wolfsherz hier wäre. Vor kurzem hat sie an seiner Tür geklingelt, aber niemand hat aufgemacht. Sie wollte auch nicht durch die Tür rufen, denn sie hatte Angst, dass Britt-Marie es hören und Böses ahnen würde, aber sie schniefte hörbar durch den Briefschlitz und machte eindeutige Geräusche, die ihm signalisierten, dass sie gleich losniesen würde, so ein klebriges Niesen, das *aufderStelleallesinTarnfarbetauchen* würde, das sich in der Nähe befand. Aber nichts geschah.

»Wolfsherz ist verschwunden«, flüstert sie dem Wors zu.

Der Wors stupst an ihren Hals. Elsa versucht, all ihren Mut zusammenzunehmen. Das klappt ganz gut, während sie an den Kellerräumen vorbeigehen. Und es ist auch ganz okay, als sie die Treppe hinaufsteigen. Doch als sie vor der Eingangstür im Treppenhaus stehen, vernimmt sie diesen Tabakgeruch, vom gleichen Tabak, den Oma immer

geraucht hat, und die noch nicht verschwundene Furcht aus den Albträumen setzt sie völlig außer Gefecht. Ihre Schuhe wiegen plötzlich tausend Tonnen. In ihrem Kopf hämmert es, als wäre irgendetwas lose und würde hin und her schießen.

Es ist sonderbar, wie schnell sich die Empfindung eines Geruchs verändern kann, je nachdem, welche Abzweigung er auf dem Weg durch das Gehirn nimmt. Es ist sonderbar, wie nah Liebe und Angst beieinander liegen können.

»Das ist gar nicht echt, du Dummkopf, das bildest du dir alles nur ein, es gibt hier gar keinen Drachen«, versucht sich Elsa zu beruhigen, versucht, vernünftig zu sein. Aber es hilft nichts. Der Wors wartet geduldig an ihrer Seite, doch ihre Schuhe bewegen sich nicht.

Vor dem Fenster weht eine Zeitung vorbei. So eine, die man kostenlos bekommt, die einfach im Briefkasten landet, obwohl man ein »Bitte keine Werbung«-Schild hingeklebt hat. Da muss Elsa an Oma denken. Sie steht da mit Schuhen, die tausend Tonnen wiegen, und die Zeitung macht sie richtig wütend, wird quasi das Symbol für alles, worauf sie wütend ist, denn es war Oma, die sie in diese Situation gebracht hat. Es war Oma, die sie in dieses Märchen geschickt hat, und das ist so typisch Oma. Genau wie es so typisch Oma war, sich über diese kostenlosen Zeitungen aufzuregen, die sie einem in den Briefkasten schmeißen, obwohl man doch den Aufkleber hat.

Elsa kann sich noch genau erinnern, wie Oma im Zeitungsverlag angerufen und geschimpft hat, weil die Zeitung in ihrem Briefkasten gelandet war, obwohl da klar und deutlich der Aufkleber *Bitte keine Werbung* zu lesen war. Elsa hat sich immer gefragt, warum da eigentlich »bitte« steht, denn Elsas Mama sagt immer, wenn man nicht so bitte sagt,

dass es ernst gemeint klingt, dann könne man es auch lassen. Und bei Omas Aufkleber war das ganz sicher nicht ernst gemeint.

Aber der Mensch, der bei der Zeitung ans Telefon ging, antwortete Oma, die Zeitung sei keine Werbesendung, sondern ein »Informationsblatt für die Allgemeinheit«, und dieses könne man den Anwohnern in die Briefkästen werfen, egal ob sie darum bäten oder nicht. Daraufhin wollte Oma wissen, wem das Zeitungsunternehmen gehöre, und wollte auf der Stelle mit ihm sprechen. Der Mensch am Telefon antwortete, dass Oma leider einsehen müsse, dass der Verleger für so einen Unfug wirklich keine Zeit habe.

Das hätte er natürlich nicht sagen sollen, denn schließlich gab es Unmengen von Dingen, die Oma überhaupt nicht »einsah«. Und außerdem hatte sie im Gegensatz zu dem Mann, dem das Zeitungsunternehmen gehörte, sehr viel freie Zeit. »Leg dich niemals mit jemandem an, der mehr Freizeit hat als du selbst«, sagte Oma immer. Elsa übersetzte das für sich in: »Leg dich niemals mit jemandem an, der für sein Alter noch ganz schön fit ist.«

An den nächsten Tagen holte Oma Elsa wie sonst von der Schule ab, und dann patrouillierten sie mit gelben Ikea-Tragetaschen durch das Viertel und klingelten an jeder Tür. Die Leute fanden das schon etwas merkwürdig, besonders weil ja jeder weiß, dass man die gelben Ikea-Tragetaschen gar nicht aus dem Möbelhaus mitnehmen darf, aber wenn einer anfing, zu viele Fragen zu stellen, antwortete Oma einfach, sie seien von einer Umweltorganisation und sammelten Altpapier ein. Und da trauten sich die Leute offensichtlich nicht zu widersprechen. »Die Leute haben Angst vor Umweltorganisationen, sie denken, wir stürmen gleich die Wohnung und zeigen mit dem Finger auf ihre miserable Mülltrennung. Die schauen zu viel fern«, erklärte Oma Elsa, als sie die vollen Tragetaschen in Renault einluden. Elsa hat nie richtig verstanden, welche Sendungen Oma sah, in

denen so was passierte. Aber sie wusste nur zu gut, dass Oma Umweltorganisationen hasste, sie nannte sie immer »Pandafaschisten«. Und die gelben Tragetaschen darf man wirklich nicht mitnehmen.

Oma zuckte nur mit den Schultern. »Ich habe die Taschen ja nicht gestohlen, ich habe sie nur einfach nicht zurückgelegt«, murmelte sie und gab Elsa einen dicken schwarzen Filzstift zum Schreiben. Und dann sagte Elsa, dass sie dafür mindestens vier Packungen Ben & Jerry's New York Super Fudge Chunk haben wolle. Und dann sagte Oma: »Eine!« Und da sagte Elsa: »Drei!«, und da sagte Oma: »Zwei!«, und da sagte Elsa: »Drei, sonst sag ich es Mama!«, und da schrie Oma: »Ich verhandele nicht mit Terroristen!« Und da wies Elsa darauf hin, dass man auf Wikipedia bei der Definition von »Terrorist« auf ziemlich viele Eigenschaften stieß, die auf Oma zutrafen, aber nicht auf eine einzige, die zu Elsa passte. »Das Ziel von Terroristen ist es, Chaos zu verursachen, und Mama sagt, das ist exakt das, was du den ganzen Tag tust«, erklärte Elsa. Und dann ließ Oma sich darauf ein, ihr vier Packungen zu kaufen, wenn sie jetzt endlich den Stift in die Hand nahm und die Klappe hielt. Und dann tat Elsa das. Und später, als schon Nacht war, saß sie in Renault im Dunkeln und hielt Wache, während Oma mit ihren gelben Tragetaschen in ein Treppenhaus auf der anderen Seite der Stadt hinein- und wieder hinausrannte. Am nächsten Morgen erwachte der Zeitungsverleger davon, dass die Nachbarn bei ihm klingelten und sehr aufgebracht waren, weil offenbar jemand den ganzen Aufzug mit Hunderten von diesen Zeitungen gefüllt hatte. Alle Briefkästen waren damit vollgestopft, an der großen Glastür am Eingang waren sie auf jeden Quadratzentimeter geklebt, und vor jeder Wohnungstür befanden sich hohe Stapel, die umkippten und die Treppe hinunterflogen, sobald einer die Tür öffnete. Auf jedem einzelnen Exemplar stand in großen, deutlich

geschriebenen Buchstaben der Name des Mannes und direkt darunter: *Hierbei handelt es sich um ein Informationsblatt für die Allgemeinheit!!!*

Als sie in dieser Nacht auf dem Heimweg waren, hielten Oma und Elsa an einer Tankstelle und kauften Eis. Ein paar Tage später rief Oma noch einmal im Verlag an, und danach erhielt sie nie wieder auch nur eine Gratiszeitung.

Elsa schaut auf die Zeitung, die im Wind über den Schnee fliegt, und denkt, dass das so eine typische Omaaktion gewesen ist. Nichts kann Elsa im Moment so böse machen wie Omaaktionen.

»Rein oder raus?«

Seine Stimme spaltet die Dunkelheit im Treppenhaus wie eine Fackel. Elsa dreht sich um und will ihm spontan um den Hals fallen, doch sie beherrscht sich, da sie vermutet, dass er das genauso wenig mögen würde wie Wolfsherz.

Alf steckt die Hände in die Taschen, so dass die Lederjacke knirscht, und nickt zackig in Richtung Tür.

»Rein oder raus? Es gibt vielleicht noch mehr Leute im Haus, die einen Spaziergang machen wollen.«

Elsa und der Wors schauen ihn unschlüssig an. Alf brummt irgendetwas vor sich hin, stiefelt an ihnen vorbei und öffnet die Haustür. Sie gehen direkt hinterher, obwohl er sie keineswegs aufgefordert hat, ihm Gesellschaft zu leisten. Als sie um die Ecke gebogen sind und sich hinter dem Blickfang an Britt-Maries und Kents Balkon befinden, schiebt sich der Wors rückwärts in einen Busch und knurrt sie so höflich an, wie ein Wors, der seine Arbeitsruhe braucht, es fertigbringt. Sie wenden sich ab. Aus den Büschen stöhnt es erleichtert. Alfs Lederjacke knirscht. Der Mann, der in ihr steckt, sieht keineswegs erfreut über die ungebetene Gesellschaft aus.

Elsa räuspert sich ins Dunkle hinein und versucht, irgendetwas sagen, um zu verhindern, dass Alf geht.

»Und das Auto läuft gut?«, fragt sie, weil sie das schon von Papa gehört hat, wenn er nicht wusste, was er sagen sollte.

Alf nickt. Das ist alles. Elsa atmet laut und deutlich.

»Und was hat der Prüfer bei der Besprechung gesagt?«, fragt sie als Nächstes, weil sie hofft, dass Alf sich darüber so aufregen wird, dass er anfängt zu reden, so wie bei den Hausversammlungen auch.

Es ist einfacher, die Leute zum Reden zu bringen, wenn man Themen anschneidet, die sie nicht mögen, als Themen, die sie mögen, hat Elsa festgestellt. Und es ist einfacher, in der Dunkelheit keine Angst vor Schatten zu haben, wenn jemand spricht, worüber auch immer. Immerhin zuckt Alfs Mundwinkel, als sie die Frage stellt. Das ist das erste Mal.

»Der verdammte Wirtschaftsprüfer hat gesagt, dass die Besitzer sich entschieden haben, die verdammten Wohnungen in verdammte Eigentumswohnungen zu verwandeln, wenn alle verdammten Hausbewohner sich darüber einigen können.«

Elsa beobachtet weiterhin seinen Mundwinkel.

»Ist das gut?«

Alf wirft ihr einen zufriedenen Blick zu.

»Wohnst du im selben Haus wie ich? Die werden eher diesen verdammten Nahostkonflikt lösen, als dass die Leute in diesem Haus sich über irgendeinen Mist einig werden.«

Elsa weiß, was er meint, denn sie hat auf Wikipedia schon etwas über den Nahostkonflikt gelesen, und sie vermutet, dass Alf mit »die Leute« Britt-Marie und Mama meint.

»Haben denn alle im Haus vor, ihre Wohnungen zu verkaufen, wenn sie zu Eigentumswohnungen werden?«

Alfs Mundwinkelkrümmung glättet sich etwas in Richtung Ausgangsposition.

»Wollen ist gut, die meisten werden verdammt nochmal gezwungen sein, das zu tun.«

»Warum?«

»Ist ein attraktives Wohngebiet hier. Verdammt teure Wohnungen. Die meisten im Haus werden es sich nicht leisten können, dafür verdammte Kredite bei der Bank aufzunehmen.«

»Musst du dann ausziehen?«

»Vermutlich.«

»Und Mama und George und ich?«

»Das weiß ich doch nicht.«

Elsa denkt nach.

»Und Maud und Lennart?«, fragt sie dann.

»Du stellst wirklich verdammt viele Fragen«, merkt Alf an.

»Was machst du denn hier draußen, wenn du nicht reden willst?«, brummt Elsa.

Alfs Jacke knirscht nun näher am Busch, wo der Wors hockt.

»Ich wollte verdammt nochmal einfach einen blöden Spaziergang machen. Dich und ihn hat echt keiner eingeladen.«

Elsa hebt zwei stumpfe Augenbrauen.

»Du fluchst voll viel, hat dir das schon mal jemand gesagt? Mein Papa meint, das deutet darauf hin, dass man über keinen guten Wortschatz verfügt!«

Alf blinzelt sie an. Sie blinzelt zurück. Der Wors raschelt in den Büschen.

»Maud und Lennart werden ausziehen müssen. Und das Mädel und ihr Junge im verfluchten ersten Stock auch, vermutlich. Wie es mit der blöden

Psychologin ist, bei der du gestern warst, das weiß ich nicht. Sie hat bestimmt verdammt viel Kohle, diese verfl…«

Er hält inne. Versucht, sich irgendwie am Riemen zu reißen.

»Diese … Person. Sie hat bestimmt … eine schöne Summe Geld, diese … Person«, korrigiert er sich.

»Was hat meine Oma davon gehalten?«

Alfs Mundwinkel zuckt wieder, in einer Megageschwindigkeit.

»In der Regel das Gegenteil von dem, was Britt-Marie davon hielt.«

Elsa zeichnet mit dem Schuh Miniaturengel in den Schnee.

»Aber vielleicht wird trotzdem alles gut? Wenn alle Wohnungen Eigentumswohnungen werden, dann können vielleicht alle an einen anderen … schönen Ort ziehen?«, setzt sie noch mal an.

»Hier ist es schön. Hier wohnen wir gut. Und es ist verdammt nochmal unser Zuhause«, sagt Alf.

Elsa widerspricht nicht. Sie hat nie ein anderes Zuhause gehabt als dieses hier.

Die kostenlose Zeitung, die sie durch das Fenster gesehen hat, weht im Wind an ihr vorbei. Vielleicht ist es auch eine andere, die nur ähnlich aussieht. Für einen Moment wickelt sie sich um ihren Fuß, bevor sie sich losreißt und weitertreibt wie ein zorniger kleiner Seestern. Das macht Elsa wieder furchtbar wütend. Weil es sie daran erinnert, wozu Oma fähig war, nur um Leute davon abzubringen, Zeitungen in ihren Briefkasten zu werfen. Es macht Elsa furchtbar wütend, weil es so typisch Oma war, denn sie hat es nur für Elsa getan. Das waren diese typischen Aktionen von Oma. Immer für Elsa.

Oma selbst fand diese Zeitungen ja ganz gut, sie stopfte sie immer in ihre Schuhe, wenn es geregnet hatte. Aber eines Tages las Elsa im Internet,

wie viele Bäume gefällt werden müssen, um eine einzige Zeitung herzustellen, und da hat sie die »Bitte keine Werbung«-Aufkleber an Mamas und Omas Briefkästen angebracht, denn Elsa ist ein großer Umweltfan. Aber die Zeitungen wurden trotzdem eingeworfen, und als Elsa im Verlag anrief, lachte man sie nur aus. Und das hätten sie nicht tun sollen. Denn man lachte Omas Enkelin nicht aus.

Oma hasste Umweltorganisationen, aber sie war so ein Mensch, mit dem man in den Krieg zog. Also wurde sie für Elsa zur Terroristin. Und deswegen ist Elsa am allerwütendsten auf Oma, denn Elsa will superwütend auf Oma sein. Wegen all dem anderen. Wegen der Lügen und weil sie Mama allein gelassen hat und weil sie gestorben ist. Aber tatsächlich ist es einfach total unmöglich, auf jemanden superwütend zu sein, der bereit ist, für seine Enkelin zum Terroristen zu werden. Und Elsa macht es superwütend, nicht superwütend sein zu können.

Irgendwie kann man auf Oma nicht einmal ganz normal wütend sein. Nicht mal das ist normal an Oma.

Elsa steht still neben Alf und blinzelt, bis ihr die Schläfen weh tun. Alf versucht, teilnahmslos zu wirken, doch sie bemerkt, dass er ganz konzentriert durch die Dunkelheit schaut, als würde er nach etwas suchen. Er betrachtet seine Umgebung auf die gleiche Art und Weise wie Wolfsherz und der Wors. Als würde auch er Wache halten. Elsa kneift die Augen zu und versucht, ihn in Omas Leben zu platzieren wie in einem Puzzle. Sie kann sich nicht erinnern, dass Oma irgendwann einmal besonders viel über ihn gesagt hätte, nur dass sie immer meinte, »der Typ weiß nicht, wie man die Füße hebt«, und dass deswegen seine Schuhsohlen immer abgewetzt seien.

»Wie gut hast du Oma denn gekannt?«, fragt Elsa ihn.

Die Lederjacke knirscht.

»Was heißt schon kennen. Wir waren halt Nachbarn«, antwortet Alf ausweichend.

»Was hast du gemeint, als du mich mit dem Taxi abgeholt hast? Als du gesagt hast, Oma hätte ›es dir nie verziehen‹, wenn du mich da allein gelassen hättest?«, fragt Elsa misstrauisch.

Wieder Geknirsche.

»Ich meinte verdam… nichts Besonderes. Ich war halt zufällig in der Nähe … verdam…«

Seine Stimme klingt frustriert. Elsa tut so, als würde sie ihn verstehen, und nickt, doch bemerkt gleichzeitig, dass Alf das gar nicht gefällt.

»Warum bist du dann hier?«, fragt sie ärgerlich.

»Was?«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Warum bist du mit mir rausgegangen? Müsstet du jetzt nicht Taxi fahren oder so?«

»Ihr habt doch wohl verd… ihr habt doch wohl nicht als Einzige das Recht, hier spazieren zu gehen, du und … dieser«, brummt Alf und zeigt mit der Schuhsohle dorthin, wo der Wors sich befindet.

»Sure, sure«, nickt Elsa mit aufgesetzter Theatralik.

Alfs Lederjacke knirscht lauter.

»Ich kann dich und den Köter doch nicht mitten in der Nacht allein draußen rumrennen lassen. Deine Oma hätte verd…«

Er hält inne. Grunzt. Seufzt.

»Deine Oma hätte mir nie verziehen, wenn dir etwas passiert wäre.«

Man kann ihm ansehen, dass er sich sofort ärgert, weil er das gesagt hat. Elsa nickt nur einfach wieder. Versucht sich die Frage zu verkneifen, die sie

eigentlich stellen will. Das klappt nicht so supergut.

»Hattet ihr zwei, Oma und du, eine Affäre miteinander?«, fragt sie nach einer Zeit, die sie für angemessen und mehr als schrecklich lang hält, die aber eigentlich wohl nur eine gute halbe Minute lang war.

Alf schaut, als hätte man ihm einen gelben Schneeball mitten ins Gesicht geschmissen.

»Bist du nicht noch ein bisschen zu klein, um zu wissen, was das heißt?«

»Es gibt viele Dinge, für die ich zu klein bin, aber ich weiß sie trotzdem, denn ich bin ganz gut darin, Dinge rauszukriegen«, antwortet Elsa.

Alf grunzt etwas, aber gibt keine Antwort.

Also räuspert sich Elsa und sagt: »Ich habe jedenfalls eine Fernsehserie gesehen, wo zwei eine Affäre miteinander hatten. Also verstehe ich schon, was das ist! Und ich dachte mir, daher kanntet ihr euch, du und Oma!«

Alf schaut auf seine Uhr.

Elsa holt einmal tief Luft und ruft:

»Hattet ihr jetzt eine Affäre oder nicht?«

»Ist der Köter nicht bald fertig? Es gibt Leute, die auch noch eine Arbeit haben«, brummt Alf resigniert und dreht sich zu den Büschen um. Seine Art, nicht zu antworten.

Elsa betrachtet ihn nachdenklich.

»Ich habe nur gedacht, du wärst vielleicht Omas Typ. Denn du bist ein bisschen jünger als sie, aber irgendwie auch schon alt. Und sie hat immer wieder Polizisten in deinem Alter aufgegabelt. Die irgendwie für Polizisten ein bisschen alt, aber immer noch Polizisten waren. Nicht dass du ein Polizist bist. Aber du bist auch alt, aber eben nicht … megaalt. Weißt du, was ich meine?«

Alf sieht nicht direkt so aus. Und es scheint, als habe er Kopfschmerzen.

»Du solltest dir vielleicht mal Gedanken über deine Diät machen, hörst du«, brummt er zum Wors und fächert sich frische Luft zu, als der Wors aus den Büschen herauskommt.

Der Wors schaut gekränkt, wie nur ein Wors schauen kann, der Kekse liebt, aber gezwungen ist, mit einer kläglichen Dose am Tag auszukommen.

Alf wendet sich von Elsas Fragen weg. Sie gehen durch die Haustür, in Reih und Glied, Elsa in der Mitte. Es ist keine große Armee, aber es ist eine Armee, denkt Elsa und hat gleich ein bisschen weniger Angst vor der Dunkelheit. Als sie sich im Keller zwischen der Tür zur Garage und der Tür zu den Kellerräumen verabschieden, schrappt Elsa mit dem Fuß auf dem Boden und fragt Alf:

»Was für Musik war das, die du im Auto gehört hast, als du mich abgeholt hast? War das Opernmusik?«

»Meine Güte. Schon wieder solche Fragen«, murrt Alf.

»Ich frage doch nur! ENTSCHULDIGUNG!«, zischt Elsa beleidigt zurück.

Alf bleibt in der Türöffnung stehen und stöhnt.

»Verdammt nochm… Ja. Das war so ein Opernkram.«

»Und in welcher Sprache?«

»Italienisch.«

»Kannst du Italienisch?«

»Ja.«

»In echt?«

»Auf welche andere Arten soll man Italienisch sonst noch können?«, fragt Alf.

»Aber kannst du Italienisch wirklich komplett? Quasi fließend?«, will Elsa wissen.

Alf sieht auf die Uhr. Die Lederjacke knirscht. Er deutet auf den Wors, um das Gesprächsthema zu wechseln.

»Du musst für den da ein neues Versteck finden, sage ich dir. Die Leute werden ihn früher oder später finden!«

»Kannst du nun Italienisch oder nicht?«, fragt Elsa, höchst unwillig, das Gesprächsthema zu wechseln.

»Ich kann genug, um die Opern zu verstehen. Hast du noch mehr verfl… Fragen?«

»Also kannst du quasi Opernitalienisch?«, fasst Elsa aufmunternd zusammen.

»So ein Quatsch«, antwortet er.

»Und wovon handelt die Oper, die wir bei dir im Auto gehört haben?«, setzt Elsa nach.

Alf zieht die Tür zur Garage auf.

»Von Liebe. Die handeln doch alle von Liebe.«

Er spricht das Wort »Liebe« ungefähr so aus, wie man Wörter wie »Elektrogerät« oder »Schraubzwinge« aussprechen würde.

»HEISST DASS, DU WARST IN MEINE GROSSMUTTER VERLIEBT?«, ruft Elsa ihm hinterher, obwohl er schon die Tür hinter sich zugeknallt hat.

Sie steht da und grinst. Der Wors ebenso, sie ist sich fast sicher. Und es ist wesentlich schwieriger, vor Dunkelheit und Schatten Angst zu haben, wenn man grinst.

»Also, ich glaube, dass Alf jetzt unser Freund ist«, flüstert sie.

Der Wors sieht aus, als teile er diese Meinung.

»Er ist ziemlich knatschig, aber ich glaube, eigentlich ist er ganz lieb. Er hat niemandem weitererzählt, dass du hier bist, und er hat uns durch die

Dunkelheit begleitet. Das sind doch ganz gute Seiten an einem Freund, finde ich.«

Der Wors sieht aus, als würde er auch diese Meinung teilen.

»Ich glaube, wir werden alle Freunde brauchen, die wir kriegen können. Denn Oma hat mir nicht erzählt, was in diesem Märchen passiert.«

Der Wors stupst mit seiner Nase an ihren Hals.

»Ich vermisse Wolfsherz«, flüstert Elsa ihm in den Pelz.

Der Wors sieht aus, als würde er auch diese Meinung teilen.

Wenn auch ganz schön widerwillig.

20
Kleiderboutique

Heute ist der besagte Tag. Und er beginnt mit einer ganz schrecklichen Nacht.

Elsa erwacht mit weitaufgerissenem Mund, doch der Schrei erfüllt nicht das Zimmer, sondern ihren Kopf. Lautlos brüllt sie, weint ohne Tränen, streckt die Hand aus, um die Decke zur Seite zu reißen, doch sie liegt bereits auf dem Boden. Elsa läuft aus dem Kinderzimmer hinaus in den Flur, es riecht nach Rührei, George lächelt ihr aus der Küche freundlich entgegen. Sie lächelt nicht zurück. Er sieht traurig aus. Sie kümmert sich nicht darum. Das tut sie nie.

Sie duscht so heiß, dass ihre Haut sich anfühlt, als würde sie sich langsam clementinenschalenartig vom Fleisch lösen. Geht wieder hinüber ins Wohnzimmer. Mama ist schon vor mehreren Stunden weggefahren. Sie muss alles regeln, denn das tut Mama immer. Alles regeln. Denn heute ist der besagte Tag.

George ruft Elsa etwas hinterher, doch weder hört noch antwortet sie. Sie zieht die Kleider an, die Mama ihr hingelegt hat, geht ins Treppenhaus und schließt die Tür hinter sich. Omas Wohnung riecht ganz fremd. So sauber. Der Umzugskistenturm wirft Schatten in den Flur, wie ein Denkmal für alles, was nun nicht mehr da ist.

Sie steht vor der Wohnungstür, völlig unfähig, sich hineinzubewegen. Heute Nacht war sie hier, aber bei Tageslicht ist alles viel schwerer. Es tut schlimmer weh, sich an Dinge zu erinnern, wenn das Tageslicht durch die Jalousien bricht. Die Wolkentiere schweben draußen am Himmel vorbei. Es ist ein schöner Morgen, aber ein furchtbarer Tag. Denn heute ist dieser Tag.

Elsas Haut brennt noch immer von der heißen Dusche. Deshalb muss sie daran denken, wie Oma aussah, wenn sie aus der Dusche stieg. Denn Omas Dusche hat schon seit einem Jahr nicht mehr funktioniert, und statt die Hausbesitzer anzurufen und darum zu bitten, das Problem zu lösen, löste Oma das Problem, so wie sie es üblicherweise tat. Sie benutzte die Dusche von Mama und George. Und manchmal vergaß sie, ihren Morgenmantel zuzubinden, wenn sie zurück in ihre Wohnung ging. Und manchmal vergaß sie den Morgenmantel. Einmal schimpfte Mama bestimmt eine ganze Viertelstunde mit ihr, weil sie sich respektlos gegenüber George verhalte, der schließlich auch in Mamas und Elsas Wohnung lebe. Aber das war, kurz nachdem Elsa angefangen hatte, Charles Dickens' gesammelte Werke zu lesen, und weil Oma im Bücherlesen nicht so schrecklich gut war, las Elsa sie ihr laut vor, wenn sie mit Renault unterwegs waren, denn Elsa wollte sich hinterher mit jemandem über die Bücher unterhalten können. »Eine Weihnachtsgeschichte« las Elsa sogar mehrmals vor, denn Oma liebte Weihnachtsgeschichten.

Als Mama also meinte, dass Oma aus Respekt vor George nicht nackt in der Wohnung herumrennen solle, drehte sich Oma, nach wie vor splitterfasernackt, zu George um und sagte: »Was heißt schon Respekt, du lebst doch verdammt nochmal mit meiner Tochter zusammen.« Und dann machte sie einen Diener, ganz tief und ganz nackt, und fügte feierlich hinzu: »Ich bin der Geist der zukünftigen Weihnacht, George!«

Mama war Oma deswegen sehr böse, aber sie versuchte, es Elsa zuliebe nicht zu zeigen. Und Elsa versuchte, Mama zuliebe nicht zu zeigen, wie stolz sie auf Oma war, dass diese Charles Dickens zitieren konnte. Beides gelang ihnen nicht so supergut.

Schließlich betritt Elsa die Wohnung doch, ohne die Schuhe auszuziehen. Sie trägt Schuhe, die den Parkettboden zerkratzen, deshalb hat Mama gesagt, dass sie sie im Haus ausziehen muss, doch in Omas Wohnung ist das völlig egal, denn hier sieht das Parkett sowieso schon aus, als sei jemand darauf Schlittschuh gelaufen. Das liegt daran, dass es schon so alt ist, und auch daran, dass Oma einmal wirklich darauf Schlittschuh gefahren ist.

Elsa öffnet die Tür des großen Kleiderschranks. Der Wors schleckt ihr das Gesicht ab. Er riecht nach Proteinriegeln und Rührkuchenteig. Elsa war gestern gerade ins Bett gegangen, als ihr einfiel, dass Mama heute ganz bestimmt George in den Keller hinunterschicken würde, um zusätzliche Stühle zu holen, denn alle werden hinterher zu ihnen kommen und Kaffee trinken. Denn heute ist dieser Tag, und alle trinken an solchen Tagen hinterher irgendwo Kaffee.

Mamas und Georges Keller liegt direkt neben dem von Oma. Es ist der einzige Kellerraum, von dem aus man den Wors jetzt noch sehen kann, nachdem Alf die Holzplatten montiert hat. Also ist Elsa in der Nacht hinuntergeschlichen – sie konnte nicht sagen, wovor sie mehr Angst hatte, den Schatten, den Gespenstern oder Britt-Marie – und hat den Wors mit nach oben genommen.

»Hier wäre mehr Platz für dich, wenn Oma nicht gestorben wäre«, sagt Elsa zu ihrer Entschuldigung, denn dann hätte der Kleiderschrank nicht

aufgehört zu wachsen. »Obwohl, wenn Oma nicht gestorben wäre, dann müsstest du dich natürlich gar nicht verstecken«, murmelt sie hinterher.

Der Wors schleckt ihr wieder übers Gesicht, schiebt seinen Kopf aus dem Türspalt und sucht nach ihrem Rucksack. Elsa läuft in den Flur und holt ihn und hält dem Wors dann drei Dosen mit Traumkeksen und einen Liter Milch hin.

»Maud hat sie gestern Abend für Mama vorbeigebracht«, erklärt Elsa, aber als der Wors hinter ihr herkommt und gleich nach ihren Händen schnappt, als habe er vor, die Kekse mit den Dosen drum herum zu verschlingen, hebt sie warnend ihren Zeigefinger.

»Du bekommst nur zwei Dosen! Eine brauchen wir als Munition!«

Der Wors bellt sie daraufhin ein bisschen an, doch sieht dann seine schwächere Verhandlungsposition ein und frisst brav den Inhalt von zwei Dosen und nur ungefähr die Hälfte der dritten. Trotz alledem ist er ja noch ein Wors. Und trotz alledem sind es ja auch noch Kekse.

Elsa nimmt die Milch und geht das Mewehr suchen. Sie spürt, dass ihr das Denken schwerfällt, natürlich, aber weil sie seit Jahren keine Albträume mehr gehabt hat, begreift sie wirklich erst jetzt, dass sie es braucht. Als ihr der Schatten zum ersten Mal im Traum begegnet ist, wollte sie am darauffolgenden Morgen alles nur schnell loswerden. Wie es jeder tut. Hat versucht, sich einzureden, dass es doch »nur ein Albtraum« gewesen sei. Aber sie hätte es besser wissen müssen. Denn alle, die einmal im Land-Fast-Noch-Wach waren, wissen es besser.

Und so hat sie heute Nacht, als der gleiche Traum wieder kam, begriffen, wohin sie gehen muss, um mit den Albträumen zu kämpfen. Um sich ihre Nächte zurückzuerobern.

»Mirevas!«, ruft sie dem Wors voller Überzeugung zu, als sie aus einem von Omas kleineren Kleiderschränken auftaucht, im Schlepptau eine

unglaubliche Menge unordentliches Zeug, das ihre Mama noch nicht geschafft hat, in Umzugskartons einzusperren.

»Wir müssen nach Mirevas!«, sagt Elsa zum Wors und wedelt mit dem Mewehr.

Mirevas ist eins von Miamas' Nachbarkönigreichen. Das kleinste im Land-Fast-Noch-Wach, und deshalb wird es gern mal vergessen. Wenn die Kinder im Land-Fast-Noch-Wach in der Schule in Erdkunde alle sechs Königreiche aufzählen sollen, vergessen sie meistens Mirevas. Sogar die Kinder, die selbst in Mirevas wohnen. Denn die Mirevasier sind unglaublich sanftmütige und freundliche und zurückhaltende Wesen, die auf keinen Fall unnötigen Platz beanspruchen oder jemandem zur Last fallen wollen. Aber sie haben eine sehr wichtige Aufgabe, im Grunde eine der wichtigsten Aufgaben, die ein Königreich in einem Land, in dem die Phantasie das Wichtigste ist, haben kann: In Mirevas werden alle Albtraumjäger ausgebildet.

Denn nur Schlaumeier in der richtigen Welt, die es nicht besser wissen, kommen auf die Idee, mit solchen Dummheiten wie »Das war doch nur ein Albtraum« daherzukommen. Bei Albträumen gibt es kein »nur«. Im Land-Fast-Noch-Wach weiß man, dass die Albträume echte Lebewesen sind, kleine dunkle Nebelschwaden aus Unsicherheit und Angst, die zwischen den Häusern umherschleichen, während alle schlafen, und an den Türen und Fenstern rütteln, um eine Stelle zu finden, an der sie hineinschlüpfen können, um Unheil zu stiften. Und genau deshalb hat man Albtraumjäger. Und jeder, der etwas Hirn im Kopf hat, weiß natürlich, dass man ein Mewehr haben muss, um einen Albtraum zu jagen, also hat jeder Albtraumjäger eins. Und ein Schlaumeier, der keine Ahnung hat, könnte ein Mewehr natürlich für ein ganz normales Paintballgewehr halten, das die

Oma von irgendwem an der Seite mit einem Milchbehälter ausgestattet und eine Schleuder obendraufgeklebt hat, aber Elsa ist kein Schlaumeier. Also weiß sie, was sie in der Hand hält. Sie füllt den Behälter mit Milch und legt einen Keks in die Abfeuerungsmulde vor dem Gummiband auf der Keksschleuder.

Man kann einen Albtraum nicht töten, aber man kann ihm Furcht einjagen. Und es gibt nichts, vor dem Albträume mehr Angst haben, als vor Keksen mit Milch. Das ist so ein genetisches Allergiethema. Lange Geschichte. Die Albträume kriegen Ausschläge und so.

»Jetzt können sie kommen, diese Teufel!«, verkündet Elsa.

Der Wors nickt aufmunternd. Aber vielleicht auch besonders deshalb, weil er die Munition gern fressen möchte.

Elsa zuckt so erschreckt zusammen, als es an der Tür direkt hinter ihr klingelt, dass sie zum Leidwesen des Wors reflexartig Unmengen von Milch auf ihn schießt, aber leider keinen Keks.

»Entschuldige«, murmelt Elsa unbeholfen, während sich der Wors nass und ziemlich laktoseintolerant von der Mewehrmündung entfernt.

Einen Moment lang hat Elsa gedacht, es wäre ein Albtraum, der klingelt. Doch es ist nur George. Er lächelt, als sie die Tür aufmacht. Sie lächelt nicht. Er sieht traurig aus. Sie kümmert sich nicht darum.

»Ich gehe jetzt runter und hole die übrigen Stühle aus dem Keller«, sagt er und versucht, sie anzulächeln, so wie Väter es tun, wenn sie gerade so einen Tag haben, an dem sie sehr zu spüren bekommen, dass sie nur die Stiefväter sind.

Elsa zuckt mit den Schultern und schlägt ihm die Tür vor der Nase zu. Dann stellt sie sich auf den Rücken vom Wors, schaut durch den Spion in der Tür und sieht, dass George mindestens noch eine Minute so dasteht mit seinem traurigen Gesicht. Elsa hasst ihn dafür. Mama sagt immer, dass

George eigentlich nur will, dass sie ihn mag, denn ihm sei sie nicht egal. Als ob Elsa das nicht begreifen würde. Sie weiß, dass sie ihm nicht egal ist, genau deshalb kann sie ihn ja nicht mögen. Denn es ist nicht so, dass sie nicht glaubt, dass sie ihn mögen könnte, wenn sie es nur versuchte, es liegt daran, dass sie weiß, dass sie es tatsächlich täte. Denn alle mögen George. Das ist seine Superkraft.

Und sie weiß, dass sie dann nur enttäuscht wird, wenn das Halbe auf die Welt kommt und George ganz vergisst, dass sie auch noch da ist. Dann ist es besser, ihn von Anfang an nicht zu mögen.

Wenn man Menschen nicht mag, können sie einen auch nicht verletzen. Fast Achtjährige, die öfter zu hören bekommen, dass sie anders sind, lernen so etwas schnell.

Sie springt vom Worsrücken herunter. Der Wors umschließt mit seinen Kiefern das Mewehr und nimmt es ihr auf diese Weise freundlich, aber bestimmt aus der Hand. Trottet davon und legt es auf einem Hocker ab, außer Reichweite für ihren Abdrückfinger. Aber er frisst den Keks nicht auf, was ein Zeichen für seinen außerordentlichen Respekt vor Elsa ist. Das wird jeder verstehen, der weiß, wie sehr Worse Kekse lieben.

Und wieder klingelt es an der Tür. Elsa reißt sie auf und will George schon ungeduldig anblaffen, als sie bemerkt, dass es gar nicht George ist.

Es ist sicherlich ein halbes Dutzend Ewigkeiten still.

»Hallo, Elsa«, sagt die Frau im schwarzen Rock unbeholfen.

Heute trägt sie allerdings eine Jeans und keinen schwarzen Rock. Und sie riecht nach Minzbonbon und sieht ängstlich aus. Als stände sie auf einer Bühne und Elsa wäre die Jury, die bewerten soll, wie die Frau »I will always love you« von Whitney Houston interpretiert.

»Hallo«, sagt Elsa.

Die Frau atmet so langsam, dass Elsa Angst hat, sie erstickt.

»Mir … mir tut es total leid, dass ich dich in meinem Büro angeschrien habe«, gibt die Frau leise zu.

Sie betrachten die Schuhe des jeweils anderen. Elsa weiß nicht recht, an welchem der vielen Gefühle, die in ihr herumwirbeln, sie sich festklammern soll.

»Kein Problem«, bringt sie schließlich hervor.

Die Mundwinkel der Frau vibrieren leicht. Die Haut drum herum schneit in kleinen Fetzen.

»Ich war ziemlich überrumpelt, als du zu mir ins Büro kamst. Ich bekomme da nicht so viel Besuch. Ich kann … ich kann das mit Besuch nicht so besonders gut.«

Elsa nickt beschämt, ohne den Blick von den Schuhen der Frau abzuwenden.

»Das macht doch nichts. Entschuldigung, dass ich das gesagt habe mit …«, flüstert sie, außerstande, die fehlenden Worte auszusprechen.

Die Frau nickt abwehrend.

»Das war mein Fehler. Es fällt mir so schwer, über meine Familie zu reden. Deine Oma hat versucht, mich dazu zu bringen, aber ich werde sofort, tja. Böse.«

Elsa tippt mit der Fußspitze auf den Boden.

»Man trinkt Wein, um die Dinge, die hart sind, zu vergessen, oder?«

Die Frau schließt die Augen und holt einmal tief Luft.

»Oder um es auszuhalten, sich an sie zu erinnern. Glaube ich.«

Elsa schnieft.

»Sie sind auch kaputt, oder? So wie Wolfsherz?«

»Kaputt auf … auf eine andere Art und Weise. Vielleicht.«

»Könnten Sie sich dann nicht selbst gesund machen?«

»Du meinst, weil ich Psychologin bin?«

Elsa nickt.

»Geht das nicht?«

Die Frau lächelt. Fast.

»Ich glaube nicht, dass Ärzte sich selber operieren können. Das ist wohl so ungefähr dasselbe.«

Elsa nickt wieder. Die Frau in der Jeans sieht einen Moment lang so aus, als wollte sie die Hand nach ihr ausstrecken, aber sie lässt es sein und kratzt sich stattdessen gedankenverloren in der Handfläche.

»Deine Oma schreibt in ihrem Brief, sie wolle, dass ich … mich um dich kümmere«, flüstert sie.

Elsa nickt.

»Das schreibt sie offenbar in jedem Brief.«

»Du klingst verärgert.«

»An mich hat sie keinen Brief geschrieben.«

Die Frau in der Jeans taumelt ein paar Sekunden mit dem ganzen Körper hin und her, als hätte man sie aus Versehen lokal betäubt. Dann steckt sie ihre Hand in eine Tüte, die auf dem Boden steht, und holt etwas heraus.

»Ich … ich habe mir gestern diese Harry-Potter-Bücher gekauft. Ich bin noch nicht so weit gekommen mit dem Lesen, aber, na ja …«

Elsa schaut sie an, als warte sie darauf, dass die Frau einen Lufttrommelwirbel veranstaltet und »Wooow« brüllt. Aber das tut sie nicht. »Sie haben wirklich noch nie Harry Potter gelesen?«, fragt sie deswegen schnell, so wie man es in solchen Situationen tut.

Die Frau schüttelt den Kopf. Elsa sieht aus, als müsse sie sich festhalten, um nicht in Ohnmacht zu fallen.

»Sie haben alle diese megavielen Bücher in Ihrem Büro gelesen und nicht einen einzigen Harry P-o-t-t-e-r?«

Die Frau macht einen kleinen Schritt zurück und betrachtet ihre Hände, eine natürliche Reaktion, wenn man sich vor einem fast achtjährigen Richter wiederfindet.

»Es gibt sicher viele … viele Bücher, die ich gelesen habe, aber du nicht.«

»Aber nicht Harry Potter!«

Die Frau sieht auf. Elsa schüttelt enttäuscht den Kopf. Die Frau sieht zu Boden.

»Mir ist … ist klar, dass dir Harry Potter sehr wichtig ist«, versucht sie es.

»Harry Potter ist für *alle* wichtig!«, antwortet Elsa, als hätte die Frau gerade gefragt: »Ist Sauerstoff wichtig für dich, was meinst du?«

Die Haut um die Mundwinkel der Frau springt wieder auf. Sie holt noch einmal tief Luft, so tief, dass man es mit nichts vergleichen kann als einfach einem schrecklich tiefen Atemzug. Dann sieht sie Elsa in die Augen und sagt:

»Mir gefällt er auch sehr, das wollte ich dir nur sagen. Es ist schon lange her, dass ich so ein bewegendes Leseerlebnis hatte. Das hat man fast nie mehr, wenn man erwachsen ist. Am beeindruckendsten sind Bücher noch, wenn man klein ist, und danach plätschert das meiste so dahin. So ist das. Ich wollte mich nur bei dir bedanken, dass du mich daran erinnert hast, wie es war.«

Das sind mehr Worte an einem Stück, als Elsa die Frau je hat sagen hören. Die Frau hält ihr hin, was in der Tüte gesteckt hat. Elsa nimmt es in die Hand. Es ist auch ein Buch. Ein Märchen. »Die Brüder Löwenherz« von Astrid Lindgren. Elsa kennt es, denn es ist eins ihrer Lieblingsmärchen von denen, die nicht aus dem Land-Fast-Noch-Wach stammen. Sie hat es Oma mehrmals vorgelesen, wenn sie in Renault unterwegs waren. Es handelt von

Karl und Jonathan, die sterben und nach Nangijala kommen, wo sie gegen den Tyrannen Tengil und den Drachen Katla kämpfen müssen.

Der Blick der Frau driftet wieder ab ins Leere.

»Das sind die ›Brüder Löwenherz‹. Ich … ich habe es meinen Jungs vorgelesen, als ihre Oma starb. Ich weiß nicht, ob du es gelesen hast. Du hast … du hast es bestimmt gelesen!«, entschuldigt sie sich eilig und sieht aus, als wolle sie Elsa das Buch wieder aus der Hand reißen und auf der Stelle abhauen.

Elsa schüttelt den Kopf und hält das Buch gut fest.

»Nein«, lügt sie.

Denn sie ist höflich genug zu wissen, dass du, wenn dir jemand ein Buch schenkt, es der Person schuldig bist, so zu tun, als würdest du es noch nicht kennen. Denn das wirkliche Geschenk ist das Leseerlebnis und nicht das Buch selbst. Das ist nun wirklich Basiswissen von gutem Benehmen, wenn man kein Schlaumeier ist.

Die Frau in der Jeans sieht erleichtert aus. Dann holt sie so tief Luft, dass Elsa Angst hat, ihr Schlüsselbein könnte sich lösen.

»Du … du wolltest wissen, ob wir uns im Krankenhaus kennengelernt haben. Deine Oma und ich. Nach dem Tsunami. Aber ich … sie … sie hatten alle toten Körper auf einem kleinen Marktplatz ausgelegt. So dass die Angehörigen da suchen konnten, nach ihren … nach … ich … also, da hat sie mich gefunden. Auf dem Marktplatz. Ich habe da gesessen … ich weiß nicht, wie lange. Wochen. Glaube ich. Sie hat mich mitgenommen auf den Flug nach Hause … sie sagte, ich könne bei ihr wohnen, bis ich … bis ich wüsste, wohin.«

Ihre Lippen berühren sich und springen wieder auseinander, als ständen sie unter Strom.

»Ich bin hiergeblieben. Bin übrig … geblieben.«

Elsa schaut hinunter zu den Schuhen. Diesmal auf ihre eigenen.

»Kommen Sie heute?«, fragt sie.

Aus dem Augenwinkel sieht sie die Frau den Kopf schütteln, als wolle sie wieder davonlaufen.

»Ich glaube nicht, dass ich … ich glaube, deine Oma war sehr enttäuscht von mir.«

»Sie war vielleicht enttäuscht von Ihnen, weil Sie selbst von sich enttäuscht waren«, sagt Elsa.

Es röchelt im Hals der Frau. Es dauert eine ganze Weile, bis Elsa merkt, dass das wohl eine Art Lachen ist. Als ob dieser Teil des Halses der Frau zu lange unbenutzt leergestanden und soeben jemand den Schlüssel gefunden hat, hineingegangen ist und die Sicherung wieder aktiviert hat.

»Du bist wirklich ein ungewöhnliches kleines Kind!«, sagt die Frau.

»Ich bin kein kleines Kind. Ich bin fast acht!«, korrigiert Elsa.

Die Frau schließt die Augen und nickt.

»Stimmt, Entschuldigung. Fast acht. Du warst ja … warst ja gerade erst geboren. Als ich hier eingezogen bin. Da warst du noch ein winziges Neugeborenes.«

»Es ist doch kein Verbrechen, ein ungewöhnliches Kind zu sein. Oma hat immer gesagt, nur Menschen, die ungewöhnlich sind, verändern die Welt!«, erklärt Elsa.

Die Frau nickt langsam.

»Ja. Entschuldige. Ich … ich muss gehen. Ich wollte mich nur … entschuldigen.«

»Schon gut«, murmelt Elsa. »Danke für das Buch«, fügt sie hinzu.

Die Augen der Frau flackern, doch sie sieht Elsa wieder direkt ins Gesicht.

»Ist dein Freund zurückgekommen? Wolfs… wie hast du ihn genannt?«

Elsa schüttelt den Kopf. An den Augen der Frau erkennt Elsa, dass sie die Sache ernst nimmt.

»Manchmal macht er das einfach. Verschwinden. Du musst dir keine Sorgen machen. Er … er kriegt Angst vor den Menschen. Macht sich eine Zeitlang auf und davon. Aber er kommt immer zurück. Er braucht einfach Zeit.«

»Ich glaube, dass er Hilfe braucht«, antwortet Elsa flehend.

»Es ist schwer, jemandem zu helfen, wenn er sich selbst nicht helfen will«, flüstert die Frau.

»Einer, der sich selbst helfen kann, ist vielleicht nicht der, der Hilfe von anderen braucht«, wendet Elsa ein.

Die Frau nickt, ohne zu antworten.

»Ich gehe jetzt«, wiederholt sie.

Elsa will sie daran hindern, doch die Frau ist schon auf halbem Wege die Treppe hinunter. Sie ist schon fast im nächsten Stockwerk verschwunden, da lehnt sich Elsa übers Geländer, überwindet sich und ruft:

»Haben Sie sie gefunden? Haben Sie Ihre Jungs auf dem Marktplatz gefunden?«

Die Frau bleibt stehen. Hält sich krampfhaft am Geländer fest.

»Ja.«

Elsa beißt sich auf die Lippe.

»Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?«

Die Frau sieht hoch zu ihr.

»Das ist eine schwierige Frage.«

»Na ja, ich meine, glauben Sie an Gott?«, fragt Elsa.

»Manchmal ist es sehr schwer, an Gott zu glauben«, antwortet die Frau.

»Weil Sie sich fragen, warum Gott den Tsunami nicht aufgehalten hat?«

Die Frau schließt die Augen.

»Weil ich mich frage, warum es Tsunamis gibt.«

Elsa nickt.

»Das heißt ›Theodorproblem‹. Kann man auf Wikipedia nachlesen.«

»Du meinst das ›Theodizeeproblem‹?«, verbessert die Frau.

»Habe ich doch gesagt«, meckert Elsa.

Die Frau nickt, als wäre es so gewesen, obwohl es gar nicht so war.

»Die Leute sagen, ›Glaube kann Berge versetzen‹«, fährt Elsa fort, ohne richtig zu wissen, warum – vielleicht vor allem, weil sie verhindern will, dass ihr die Frau wieder verlorengeht, bevor sie dazugekommen ist, ihr die Frage zu stellen, die sie eigentlich stellen will.

»Das habe ich auch schon gehört«, antwortet die Frau.

Elsa schüttelt den Kopf.

»Aber eigentlich stimmt das gar nicht! Denn das stammt aus Miamas, von einer Riesin, die Glauben hieß. Sie war megastark. Aber das ist eine megalange Geschichte, deswegen schaffe ich es jetzt nicht, sie zu erzählen!«

Die Frau nickt verständnisvoll. Elsa fährt trotzdem fort.

»Sie hieß Glauben und konnte Berge versetzen! Denn sie war eine Riesin! Und Riesen sind megastark!«

Elsa verstummt. Spitzt nachdenklich die Lippen.

»Okay, SO eine furchtbar lange Geschichte ist es wohl doch nicht …«

Die Frau sieht aus, als würde sie nach einem Grund suchen, die Treppe hinunter zu verschwinden. Elsa holt kurz Luft.

»Alle sagen, dass ich Oma jetzt zwar vermisse, aber dass das vorübergehen wird, aber ich bin mir nicht sicher!«

Die Frau sieht wieder zu ihr hoch. Mit einem fürsorglichen Blick.

»Warum nicht?«

»Für Sie ist es doch auch nicht vorübergegangen.«

Die Augenlider der Frau sinken halb über ihre Augen.

»Das ist vielleicht ein Unterschied.«

»Warum?«

»Weil deine Oma schon alt war.«

»Für mich nicht. Ich habe sie ja erst sieben Jahre gekannt.«

Die Frau antwortet nicht. Elsa knetet ihre Hände ineinander, so wie Wolfsherz es immer tut.

»Knapp acht«, korrigiert sie sich selbst.

Und da nickt die Frau und flüstert: »Ja. Knapp … knapp acht.«

»Sie sollten heute auch kommen!«, ruft Elsa ihr hinterher, doch die Frau ist schon verschwunden.

Elsa hört die Tür zur Wohnung der Frau zuschlagen, und dann ist alles still, bis Papas Stimme unten an der Tür erklingt.

Da fasst sie sich und wischt sich die Tränen ab und zwingt den Wors, sich wieder im Kleiderschrank zu verstecken, und besticht ihn mit der Hälfte der Mewehrmunition. Dann macht sie die Tür zu Omas Wohnung zu, ohne abzuschließen, und springt die Treppen hinunter, und kurz darauf liegt sie still auf Audis Beifahrersitz, den sie so weit zurückgestellt hat, wie es geht, und schaut durch das Glasdach.

Die Wolkentiere schweben jetzt tiefer unten. Papa trägt einen Anzug und ist auch ganz still. Das ist ganz ungewohnt, denn Papa trägt fast nie einen Anzug. Aber heute ist eben dieser Tag.

»Papa, glaubst du an Gott?«, fragt Elsa auf eine Art, wie einen Wasserbomben überraschen, die jemand plötzlich von einem Balkon wirft.

Elsa weiß das, denn Oma liebte Wasserbomben, und Papa hat immer wieder vergessen, daran zu denken, sich nicht direkt unter ihrem Balkon

aufzuhalten.

»Ich weiß nicht«, antwortet er.

Elsa hasst ihn dafür, dass er keine Antwort auf ihre Frage hat, aber liebt ihn ein bisschen dafür, dass er sie nicht anlügt. Audi hält vor einem hohen schwarzen Stahlzaun an. Sie bleiben im Wagen sitzen und warten.

»Erinnere ich dich an Oma?«, fragt Elsa, den Blick noch immer in den Himmel gerichtet.

»Vom Aussehen her?«, fragt Papa skeptisch.

»Nein, aber irgendwie als P-e-r-s-o-n!«, seufzt Elsa, so wie man über seinen Papa seufzt, wenn man fast acht ist.

Papa sieht aus, als würde er einen Moment lang gegen seine Unentschlossenheit kämpfen, wie man es tut, wenn man Töchter hat, die fast acht Jahre alt sind. Fast so, als hätte Elsa ihn gerade gefragt, woher eigentlich die Babys kommen.

»Du musst mal versuchen, dir dieses ›irgendwie‹ abzugewöhnen. Nur Leute mit einem schlechten Wortschatz …«, fängt er stattdessen an, er kann es sich einfach nicht verkneifen.

Denn er ist so einer. So einer, der findet, dass es sehr wichtig ist, dass man sagt »solch ein Mensch« und nicht »so einer«.

»Aber das ist doch so was von schnurzegal!«, fährt Elsa ihn an, etwas bösartiger als gedacht, denn heute ist sie nicht in Stimmung für seine Korrekturen.

Ansonsten ist das ihre Gemeinsamkeit, alles und jedes zu berichtigen. Ihre einzige Gemeinsamkeit. Papa hat eine Wortdose, in die Elsa schwierige Worte, die sie lernt, hineinlegt, wie »prägnant« und »anspruchsvoll« und »Tacosoßenfriedhof«. Und jedes Mal, wenn die Wortdose voll ist, bekommt sie eine Geschenkkarte für ein Buch, das sie sich auf ihr iPad runterladen kann. Die Wortdose hat ihr die komplette Harry-Potter-Reihe eingebracht,

obwohl sie weiß, dass Papa Harry Potter megaskeptisch gegenübersteht, weil Papa von Dingen, die nicht richtig echt sind, einfach nicht viel versteht.

»Entschuldige«, brummt Elsa.

Papa sinkt im Fahrersitz zusammen. Sie schämen sich beide. Dann sagt er, etwas weniger unsicher:

»Ja. Du bist ihr sehr ähnlich. Alle deine besten Eigenschaften hast du von ihr und von deiner Mama.«

Elsa gibt keine Antwort, denn sie weiß nicht, ob das die Antwort ist, die sie haben wollte. Papa sagt ebenfalls nichts, denn er ist sich nicht sicher, ob er das hätte sagen sollen. Elsa will ihm sagen, dass sie gern öfter bei ihm wohnen würde. Dass jedes zweite Wochenende zu wenig ist. Sie will ihm ins Gesicht schreien, wenn das Halbe auf die Welt kommt und normal ist, dann werden Mama und George sie nicht mehr bei sich haben wollen, denn alle Eltern möchten normale Kinder haben, nicht Kinder, die anders sind. Und das Halbe direkt neben Elsa wird sie an den Unterschied erinnern. Sie will herausschreien, dass Oma gar nicht recht hatte, dass es gar nicht immer gut ist, anders zu sein, denn anders sein heißt, eine Mutation zu sein, und es gibt fast keinen X-Man, der eine Familie hat.

Sie will alles herausschreien. Aber sie sagt kein Wort. Denn sie weiß, Papa würde es nicht verstehen. Und sie weiß, dass er nicht möchte, dass sie öfter bei ihm und Lisette wohnt, denn Lisette hat eigene Kinder. Kinder, die nicht anders sind.

Papa sitzt schweigend da und zieht ein Gesicht wie jemand, der nicht gern einen Anzug trägt. Aber gerade als Elsa Audis Tür öffnet, um auszusteigen, dreht er sich zögerlich zu ihr um und sagt leise: »… aber es gibt Momente, in denen ich inständig hoffe, dass nicht ALLE deine besten Eigenschaften von deiner Oma und deiner Mutter sind, Elsa!«

Und da presst Elsa die Augenlider zu und legt ihre Stirn auf seine Schulter und steckt die Finger in ihre Jackentasche und dreht an der Kappe des roten Filzstifts, den er ihr geschenkt hat, als sie klein war, damit sie ganz alleine Bindestriche ziehen konnte, und der noch immer das schönste Geschenk ist, das sie je von ihm bekommen hat. Das sie überhaupt je bekommen hat.

»Von dir habe ich die Worte«, flüstert sie.

Er versucht, den Stolz aus seinen Augen wegzublinzeln. Sie sieht es. Und sie will ihm eigentlich sagen, dass sie ihn am Freitag angelogen hat. Dass sie es gewesen ist, die ihm die SMS von Mamas Handy geschickt hat, dass er sie nicht in der Schule abholen muss. Aber sie will ihn nicht traurig machen, also sagt sie nichts. Denn wenn man nichts sagt, macht man meistens niemanden traurig. Alle fast Achtjährigen wissen das.

Papa küsst sie aufs Haar. Sie hebt den Kopf und tut so, als würde sie das nur ganz beiläufig fragen:

»Werdet ihr beide, Lisette und du, auch noch eigene Kinder bekommen?«

»Das glaube ich nicht«, antwortet Papa traurig, aber ganz klar.

»Und warum nicht?«

»Wir haben schon alle Kinder, die wir brauchen.«

Und dabei klingt er, als würde er es sich verkneifen zu sagen »mehr, als wir brauchen«. Zumindest hat Elsa das Gefühl.

»Liegt es an mir, dass du nicht noch mehr Kinder haben willst?«, fragt Elsa und hofft, dass er nein sagen wird.

»Ja«, sagt er.

»Weil ich so anders bin?«, fragt sie leise.

Er gibt keine Antwort. Und sie wartet nicht länger. Doch gerade als sie die Beifahrertür von Audi von außen zuknallen will, reckt Papa sich über

den Sitz und greift nach ihren Fingerspitzen, und als sie ihm in die Augen sieht, sieht er zögerlich aus. Wie immer eigentlich. Aber dann flüstert er:

»Weil du perfekt bist!«

Und er hat noch nie so unzögerlich geklungen wie in diesem Augenblick. Und wenn sie das aussprechen würde, würde er erwidern, dass es kein Wort gibt, das so heißt. Und dafür liebt sie ihn.

George steht am Zaun und sieht traurig aus. Auch er trägt einen Anzug. Elsa rennt an ihm vorbei, und Mama fängt sie auf, die Mascara über den Wangen verlaufen, und Elsa drückt ihr Gesicht an das Halbe. Mamas Kleid riecht nach Boutique. Die Wolkentiere fliegen tief unten.

Und das ist der Tag, an dem sie Oma begraben.

21
Wachs

Im Land-Fast-Noch-Wach gibt es Märchenerzähler, die immer wieder sagen, dass wir alle über eine innere Stimme verfügen, die uns unentwegt zuflüstert, was wir tun sollen, und dass wir einfach nur auf sie hören müssen. Mehr sei gar nicht zu tun. Elsa hat das nie richtig geglaubt, denn ihr gefällt die Vorstellung nicht, dass jemand eine Stimme in ihr drin hat, und Oma hat immer gesagt, dass sei nur bei Psychologen so und bei Leuten, die andere mit Kuchengabeln umbringen, nur die redeten von »inneren Stimmen«. Oma hat nie viel von Psychologie gehalten. Von Kuchengabeln auch nicht. Obwohl sie sich mit der Frau im schwarzen Rock wirklich Mühe gegeben hat.

Aber recht bald schon wird Elsa klar und deutlich eine Stimme in ihrem Kopf hören. Doch die wird ihr nichts zuflüstern, sondern sie wird schreien. Wird schreien: »Lauf!« Und Elsa wird um ihr Leben rennen. Mit dem Schatten auf den Fersen.

Das weiß sie natürlich noch nicht, als sie die Kirche betritt. Dort steigt das Gemurmel von Hunderten von Fremden, die sich unterhalten, auf zur Decke wie das Rauschen aus einem kaputten Autoradio. Es wimmelt von Schlaumeiern, und sie zeigen auf Elsa und flüstern hinter ihrem Rücken. Ihre Blicke nehmen ihr die Luft.

Sie weiß nicht, wer die Leute sind, und deshalb fühlt sie sich verraten. Sie will Oma nicht mit anderen teilen. Sie will nicht daran erinnert werden,

dass Oma ihr einziger Freund war, Oma hingegen noch hundert andere hatte. Will Oma weder im Leben noch im Tod mit jemandem teilen.

Sie muss sich sehr konzentrieren, um aufrecht durch das Gedränge zu gehen, will nicht, dass man ihr ansieht, dass sie kurz davor ist zusammenzubrechen, weil sie nicht einmal mehr die Kraft hat, traurig zu sein. Der Boden der Kirche saugt ihre Füße in sich hinein, der Sarg ganz vorn brennt in ihren Augen.

›Die größte Macht des Todes ist nicht, dass er Menschen sterben lassen kann, sondern dass er die Menschen, die zurückbleiben, dazu bringen kann, nicht mehr leben zu wollen‹, denkt sie und kann sich nicht mehr daran erinnern, wo sie diesen Satz gehört hat. Vielleicht stammt er aus dem Land-Fast-Noch-Wach, doch wenn man weiß, was Oma über den Tod dachte, ist das eher unwahrscheinlich. Der Tod war Omas Nemesis. Das ist auch der Grund, warum sie nie über ihn sprechen wollte. Und deshalb ist sie auch Chirurgin geworden, um gegen den Tod zu kämpfen, mit aller Kraft.

›Aber er könnte auch aus Miploris stammen‹, denkt sich Elsa. Oma wollte nie nach Miploris reiten, wenn sie im Land-Fast-Noch-Wach waren, aber manchmal haben sie es gemacht, wenn Elsa nicht aufhörte zu drängeln. Und manchmal ist Elsa dort auch allein hingeritten, wenn Oma in Miamas in irgendeinem Gasthaus hockte und mit irgendeinem Troll Poker zockte oder sich mit einem Schneeengel über die Qualität des Rotweins stritt.

Miploris ist von allen Königreichen im Land-Fast-Noch-Wach das schönste. Dort singen die Bäume, das Gras massiert deine Fußballen, und es riecht immer nach frisch gebackenem Brot. Die Häuser sind so schön, dass du dich zu deiner eigenen Sicherheit hinsetzen musst, wenn du sie anschaust, doch keiner wohnt in ihnen. Sie werden nur als Lagerräume benutzt. Denn Miploris ist der Ort, an den sich alle Märchenwesen mit ihrer

Traurigkeit begeben, und an diesem Ort wird alle Traurigkeit verwahrt, die übrig ist. Bis in alle Märchenewigkeiten.

Die Menschen in der richtigen Welt sagen immer, dass die Trauer und der Schmerz »mit der Zeit nachlassen«, aber das ist nicht wahr. Trauer und Schmerz verändern sich nicht, doch wenn wir alle für den Rest unseres Lebens damit herumlaufen müssten, würde kein Mensch noch irgendetwas anderes aushalten können. Die Traurigkeit würde uns vollständig lähmen. Also packen wir sie irgendwann einfach in einen Koffer und suchen einen Platz, wo wir ihn abstellen können.

Und genau das ist Miploris: ein Königreich, in das einsame Märchenerzähler aus allen Himmelsrichtungen langsam angewandert kommen, im Schlepptau jede Menge Gepäck voller Trauer. Ein Ort, wo man es abstellen kann, um sich wieder dem Leben zuzuwenden. Und wenn die Reisenden kehrtmachen und wieder heimgehen, dann tun sie das mit leichterem Schritt, denn Miploris wurde so gebaut, dass du, egal in welche Richtung du es verlässt, immer die Sonne im Gesicht und den Wind im Rücken hast.

Die Miplorisaner sammeln alle Koffer und Säcke und Tüten ein, die mit Traurigkeit gefüllt sind, und machen auf kleinen Blöcken genaue Notizen. Katalogisieren sehr gewissenhaft alle Arten von Trauer und Sehnsucht innerhalb der verschiedenen Zuständigkeitsbereiche und leiten sie in den richtigen Lagerraum weiter, wo sie eingecheckt werden. In Miploris ist alles sehr ordentlich, man hat eine große Menge Regeln mit akribisch genau bezeichneten Zuständigkeitsbereichen für jede Art von Trauer. »Bürokratenhengste« hat Oma die Miplorisaner natürlich beschimpft, wegen all der Formulare, die einer, der seine Trauer dalassen will, heutzutage dort ausfüllen muss. Aber wenn es um Trauer geht, darf man

keine Unordnung zulassen, sagen die Miplorisaner. Sonst wäre man überall nur noch traurig, irgendwie.

Miploris war immer das kleinste Königreich im Land-Fast-Noch-Wach, aber nach dem Krieg-Ohne-Ende wurde es das größte. Das war der Grund, warum Oma dort nicht hinreiten wollte, weil an so vielen dieser Lagerräume Omas eigener Name auf dem Schild stand.

Und in Miploris spricht man tatsächlich von inneren Stimmen, das fällt Elsa gerade ein. Die Miplorisaner glauben, dass die inneren Stimmen von den Toten kommen, die sich auf die Art melden, um ihren Lieben zu helfen.

»Kuchengabelköpfe«, nannte Oma sie.

Elsa wird von Papas Hand auf ihrer Schulter vorsichtig in die richtige Welt zurückgeholt. Sie hört seine Stimme zu Mama hinüberflüstern: »Das hast du alles sehr schön organisiert, Ulricka.« Elsa sieht im Augenwinkel, wie Mama lächelt und in Richtung des Liedblatts nickt, das auf der Kirchenbank liegt, und sagt: »Danke, dass du das Liedblatt geschrieben hast. Du hast eine sehr schöne Schrift ausgewählt!«

Elsa sitzt am Rand der vordersten Holzbank und starrt zu Boden, bis das Gemurmel weniger wird und ihre Gedanken in dem dumpfen Applaus ertrinken, der im Echo von hundert Gesäßen entsteht, die sich gleichzeitig auf den harten Kirchenbänken niederlassen. Die Kirche ist so proppenvoll, dass die Menschen an den Seitenwänden stehen müssen. Viele von ihnen tragen merkwürdige Kleider, als hätten sie bei einem, der keine Waschanleitungen lesen kann, zu Hause Outfit-Roulette gespielt.

Elsa denkt, sie muss das Wort »Outfit-Roulette« in die Wortdose legen. Versucht, sich auf den Gedanken zu konzentrieren. Aber sie hört Sprachen, die sie nicht versteht, und sie hört ihren Namen komisch verzerrt in fremdartigen Dialekten, und das holt sie zurück in die Wirklichkeit. Sie sieht Fremde, wie sie mehr oder weniger diskret auf sie zeigen. Eher

weniger. Ihr wird klar, dass die alle wissen, wer sie ist, und das macht sie verrückt. Deshalb fällt es ihr auch schwer, ein bekanntes Gesicht, das sie im Gedränge an der Wand entdeckt, gleich zuzuordnen. So wie wenn man einen Promi in einem Café sitzen sieht und ganz instinktiv losruft: »Ach hallo, wie geht's?«, weil das Gehirn gemeldet hat: »Das ist jemand, den du kennst, sei freundlich und grüße«, kurz bevor es mitteilen kann: »O nein, doch nicht, das ist doch der aus dem Fernsehen!« Weil es deinem Gehirn Spaß macht, dich wie einen Idioten aussehen zu lassen.

Für ein paar Augenblicke verschwindet dieses Gesicht hinter irgendeiner Schulter. Als es wieder auftaucht, sieht es Elsa geradewegs in die Augen. Es ist der Wirtschaftsprüfer, der gestern da war, um mit den Mietern über die Eigentümergemeinschaft zu sprechen. Aber jetzt ist er wie ein Pastor angezogen. Er verschwindet hinter einer anderen Schulter, dann taucht er wieder auf. Sieht ihr wieder direkt ins Gesicht. Zwinkert ihr zu.

Ganz vorn in der Kirche beginnt eine andere Pastorin zu sprechen, und Elsa hört ihr nur eine Sekunde lang zu, dann dreht sie sich zu dem Wirtschaftsprüferpastor um. Doch da ist der Wirtschaftsprüferpastor schon hinter einem Meer aus Schultern verschwunden. Viele dieser Schultern haben Köpfe, die Elsa zulächeln, so wie Leute, die Kinder nur von Fotos kennen und diese Kinder dann anlächeln, ohne zu kapieren, dass es denen ziemlich unheimlich ist. Unbekanntes-weißes-Lieferauto-vor-dem-Schulhof-unheimlich, um genau zu sein. Schlaumeier. Elsa hasst Leute, die sie einmal auf einem Foto gesehen haben, als sie so klein war, dass sie sich selbst nicht mehr daran erinnern kann. Sie denkt sich, dass das wohl der Grund dafür ist, warum kein normaler Mensch es mag, wenn die Eltern Babybilder von einem herumzeigen, da sich das anfühlt, als hätte einem jemand die Erinnerung gestohlen.

Die Pastorin, die vorne steht, erzählt von Oma und dann von Gott, doch Elsa hört nicht zu. Sie fragt sich, ob Oma das so gewollt hätte. Sie weiß nicht recht, ob Oma die Kirche mochte. Oma und Elsa haben fast nie über Gott gesprochen, denn für Oma hatte Gott immer gleich mit dem Tod zu tun.

Und eigentlich ist alles hier gefaked. Plastik, Wachs und Schminke. Als ob alles gleich wieder gut würde, sobald man eine Beerdigung veranstaltet hat. Für Elsa wird nicht alles wieder gut, das weiß sie. Ihr läuft kalter Schweiß den Rücken hinunter. Einige dieser Fremden in den voll komischen Klamotten kommen nach vorn ans Mikrophon und sprechen. Ein paar von ihnen reden in ihrer Sprache. Sie haben eine kleine alte Frau dabei, die an einem zweiten Mikrophon übersetzt. Aber niemand sagt »tot«. Alle sagen nur, dass Oma »fortgegangen sei« oder dass sie sie »verloren hätten«. Als ob sie ein Strumpf wäre, der im Trockner verschwunden ist. Ein paar von den Leuten weinen, aber Elsa findet, sie haben kein Recht dazu. Denn es war nicht ihre Oma. Und sie haben kein Recht, Elsa das Gefühl zu geben, dass Oma andere Länder und Königreiche hatte, in die sie Elsa niemals mitgenommen hat.

Als dann eine alte Frau, die eine Frisur trägt, als hätte sie sich mit einem Toaster gekämmt, während sie in der Badewanne saß, anfängt, Gedichte vorzutragen, hat Elsa wirklich genug, und sie quetscht sich zwischen den Bänken hinaus. Hört noch, wie Mama ihr hinterherflüstert, doch sie rennt einfach über den glatten Steinboden nach hinten und schiebt sich zwischen den Kirchentüren hindurch, bevor ihr jemand folgen kann.

Die Winterluft fühlt sich an, als hätte sie jemand an den Haaren aus einem kochend heißen Vollbad gezogen. Die Wolkentiere schweben tief und unheilverheißend. Elsa bewegt sich langsam vorwärts und holt im

Dezemberwind so tief Luft, dass ihr schwarz vor Augen wird. Sie hofft auf Sturm. Sturm ist schon immer einer von Elsas Lieblingssuperhelden gewesen, denn die Superkraft von Sturm ist, dass er das Wetter ändern kann. Sogar Oma musste zugeben, dass das eine voll gute Superkraft ist.

Elsa hofft, dass Sturm kommt und die ganze blöde Kirche mit einem Mal hinwegpustet. Den ganzen blöden Friedhof. Das ganze Blöde überall.

Die Gesichter von drinnen flimmern ihr über die Netzhaut. Hat sie den Wirtschaftsprüfer wirklich gesehen? War Alf auch da? Sie glaubt schon. Sie hat noch ein anderes Gesicht gesehen, das sie auch kennt, die Polizistin mit den grünen Augen. Glaubt sie zumindest. Elsa geht schneller, bewegt sich von der Kirche weg, denn sie will nicht, dass ihr jemand hinterherkommt und fragt, ob mit ihr alles in Ordnung ist. Denn mit ihr ist nicht alles in Ordnung. Nichts von alledem wird jemals in Ordnung sein. Sie hält dieses Gemurmel nicht länger aus und will nicht mehr hören, wie sie über sie reden. Hinter ihrem Rücken. Oma redet nie hinter ihrem Rücken.

Redete. Redete nie hinter ihrem Rücken.

Sie ist fünfzig Meter gelaufen und befindet sich nun zwischen den Grabsteinen, da riecht sie diesen Rauch. Erst kommt er ihr ganz vertraut vor, fast befreiend. Etwas, was Elsa gleich stürmisch in die Arme schließen und ihre Nase darin vergraben will wie bei einem frisch gewaschenen Kopfkissen an einem Sonntagvormittag. Aber dann ist da auch noch etwas anderes.

Sie hört ihre innere Stimme.

Sie weiß lange, bevor sie sich umgedreht hat, wer der Mann zwischen den Grabsteinen ist. Er steht nur ein paar Meter entfernt. Hält seine Zigarette lässig zwischen den Fingern. Sie sind zu weit von der Kirche

entfernt, als dass irgendjemand Elsa schreien hören könnte, und er blockiert mit ruhigen, kühlen Bewegungen den Weg.

Elsa schaut über die Schulter zum Zaun. Noch zwanzig Meter. Als sie wieder nach vorn sieht, hat er einen Satz auf sie zu gemacht.

Und da hört Elsa ihre innere Stimme. Und die gehört Oma. Aber sie flüstert nicht. Sie schreit.

Oma schreit: »Lauf!«

Elsa spürt, wie seine rauen Handflächen ihren Arm berühren, aber windet sich aus seinem Griff. Sie rennt, bis der Wind ihr so die Augen zerkratzt wie frostige Nägel eine Autoscheibe. Sie weiß nicht, wie lange. Ewigkeiten. Ewigkeiten in der Wirklichkeit. Und als die Erinnerung an seinen Gesichtsausdruck und den Geruch seiner Zigarette in ihrem Gehirn immer klarer wird, während ihr jeder Atemzug in der Lunge widerhallt, begreift sie, dass er gestolpert sein muss. Nur deshalb ist sie ihm entkommen. Hätte sie nur eine Sekunde länger gezögert, hätte er sie am Kleid festhalten können, aber Elsa ist es gewohnt abzuhauen. Sie ist zu gut darin.

Sie rennt noch ein ganzes Stück weiter, nachdem sie sich sicher ist, dass er sie nicht mehr verfolgt. Vielleicht rennt sie nicht nur vor ihm davon, sondern auch vor allem anderen. Sie rennt, bis sie nicht mehr weiß, ob das, was aus ihren Augen fließt, Wind oder Sehnsucht ist. Rennt, bis sie merkt, dass sie fast schon an ihrer Schule ist.

Sie wird langsamer. Sieht sich um. Ist sich unschlüssig. Dann rennt sie direkt in den schwarzen Park auf der anderen Straßenseite, das Kleid tänzelt um sie herum. Sogar die Bäume sehen hier feindselig aus. Die Sonne schafft es nicht hinein. Sie hört vereinzelte Stimmen, den Wind, wie er durch die Zweige ruft, den Verkehrslärm immer weiter entfernt. Atemlos und außer sich vor Wut stolpert sie ins Innere des Parks. Sie hört noch mehr

Stimmen. Hört, dass eine von ihnen nach ihr ruft. »Hörst du, kleines Mädchen!«, ruft die Stimme.

Sie bleibt stehen, völlig erschöpft. Sackt auf einer Bank in sich zusammen. Hört, wie die Kleines-Mädchen-Stimme sich nähert. Ihr ist klar, dass sie ihr etwas antun will. Sie hat das Gefühl, der Park krieche selbst unter eine Decke. Sie hört neben der ersten Stimme eine weitere, die nuschelt und über die Worte stolpert, als hätte sie den falschen Schuh am falschen Fuß. Beide Stimmen werden schneller. Sie begreift die Gefahr und ist schon aufgesprungen und rennt wieder los. Die beiden anderen rennen auch. Plötzlich geht ihr auf, dass die Winterdunkelheit alles im Park gleich aussehen lässt, und Verzweiflung kommt in ihr hoch, sie wird den Weg hinaus nicht mehr finden, diese Idee war idiotisch. Meine Güte, sie ist ein siebenjähriges Mädchen und sieht wirklich verdammt viel Fernsehen, wie konnte sie nur so blöd sein? Genau so landen Leute auf Milchverpackungen oder wo man heute verschwundene Kinder sucht!

Aber jetzt ist es zu spät. Sie rennt zwischen zwei dichte schwarze Hecken, die einen schmalen Korridor bilden, und sie kann ihren Herzschlag bis in den Hals spüren. Sie hat keine Ahnung, warum sie in den Park hineingelaufen ist. Kein normaler Mensch hätte das absichtlich getan, die Fixer hier werden sie fangen und töten, genau wie es alle in der Schule immer gesagt haben. Genau das werden sie am ersten Schultag nach den Weihnachtsferien sagen, »Wir haben es doch GESAGT!«, werden sie sagen. Elsa kann so etwas nicht ausstehen. Sie hätte an der Kirche bleiben sollen. Hätte sie das? Sie weiß nicht, wer der Mann mit der Zigarette ist, sie weiß nicht, ob er wirklich ein Schatten aus dem Land-Fast-Noch-Wach ist, aber sie ist sich echt voll sicher, dass Oma ihr zugerufen hat, sie solle rennen.

Aber hierher? Warum ist sie hierhergerannt? Ist bei ihr eine Schraube locker? Wahrscheinlich ist es genau das, denkt sie. Bei ihr ist vielleicht wirklich eine Schraube locker. Sie ist vielleicht hierhergerannt, weil sie wollte, dass jemand sie einfängt und tötet.

Die stärkste Kraft des Todes ist nicht die, dass er Menschen sterben lassen kann, sondern dass er Menschen dazu bringen kann, nicht mehr leben zu wollen.

Sie hört nicht, wie die Zweige in den Büschen knacken. Sie hört nicht, wie das Eis unter ihren Füßen bricht. Aber für einen Moment sind die verschwommenen Stimmen hinter ihr verschwunden, und für eine Sekunde ist es ihr, als würde sie direkt in ein Wolkentier geschleudert. In ihren Ohren quietscht es direkt vor dem Trommelfell, so dass sie schreien will. Und dann ist alles still. Sie wird sanft vom Boden gehoben. Schließt die Augen. Öffnet sie erst wieder, als jemand sie aus dem Park hinausgetragen hat.

Von oben starrt Wolfsherz auf sie herunter. Sie liegt in seinen Armen und starrt zurück. Ihr Bewusstsein verflüchtigt sich. Hätte sie nicht die Befürchtung, dass es auf der ganzen Welt nicht genügend Papiertüten gibt, in die er hineinatmen könnte, für den Fall, dass sie im Schlaf auf ihn sabbern würde, würde sie wahrscheinlich hier und jetzt in seinen Armen einschlafen. Aber nun kämpft sie, um die Augen offen zu halten, sie fände es sonst ziemlich unhöflich, wo er ihr schon das Leben gerettet hat und so. Und das schon wieder.

»Nicht allein wegrennen. Niemals allein wegrennen«, brummt Wolfsherz.

»Ja, ja, ja«, murmelt Elsa entkräftet und versucht, seine Worte nicht an sich heranzulassen.

Sie ist sich immer noch nicht ganz sicher, ob sie überhaupt gerettet werden will, auch wenn sie froh ist, ihn zu sehen. Eigentlich viel froher, als sie es gedacht hat. Sie hat gedacht, sie würde richtig böse auf ihn sein.

»Gefährlicher Ort«, brummt Wolfsherz, sieht zum Park hinüber und setzt Elsa nun vorsichtig auf den Boden.

»Ich weiß«, murmelt sie.

»Nie wieder!«, befiehlt er ihr, und sie hört ihm an, dass er Angst hat.

Sie schlingt die Arme um seinen Hals und flüstert in ihrer Geheimsprache »Danke«, bevor er dazu kommt, seinen riesigen Körper wieder aufzurichten. Dann bemerkt sie, wie unangenehm ihm das ist, und lässt ihn sofort los.

»Ich habe mir ganz gründlich die Hände gewaschen, und heute Morgen habe ich megalange geduscht!«, flüstert sie ihm zu.

Wolfsherz gibt keine Antwort, aber sie sieht in seinen Augen, dass er irgendwie von oben bis unten nur darauf wartet, in Desinfektionsgel zu baden, sobald er zu Hause ist. Elsa sieht sich um. Wolfsherz, der seine Hände knetet, schüttelt den Kopf.

»Jetzt weg«, beruhigt er sie.

Elsa nickt.

»Woher hast du gewusst, dass ich hier bin?«

Wolfsherzs Blick knallt auf den Asphalt.

»Bewache dich. Deine Oma sagte … dich bewachen.«

Elsa nickt.

»Auch wenn ich nicht immer weiß, dass du in der Nähe bist?«

Die Kapuze von Wolfsherz bewegt sich auf und ab.

»Ist das ein Drachen? Der, der hinter mir her war? Ich meine, weißt du, ob er ein Schatten ist? Aus dem Land-Fast-Noch-Wach?«, fragt Elsa.

Wolfsherzs unterdrückte Atmung vibriert unter seiner Haut.

»Sehr gefährlich. Sehr gefährlich für dich. Für alle. Nie alleine wegrennen!«

Elsa nickt und spürt, wie ihre Knie weich werden. Sie blinzelt lange.

»Warum bist du verschwunden? Warum hast du mich bei der Psychologin allein gelassen?«, flüstert sie vorwurfsvoll.

»Psychologen wollen reden. Immer reden. Über Krieg. Immer. Ich … will nicht.«

»Vielleicht würde es dir dann aber besser gehen?«

Wolfsherz knetet schweigend weiter an seinen Händen herum. Beobachtet die Straße ganz genau, als erwarte er, dass irgendetwas auftaucht. Elsa schlingt ihre Arme um sich und stellt fest, dass sie sowohl ihre Jacke als auch den Gryffindor-Schal in der Kirche liegen gelassen hat. Das ist ihr noch nie passiert, sie hat ihren Gryffindor-Schal vergessen.

Wer tut so etwas schon einem Gryffindor-Schal an?

Auch sie schaut die Straße hinunter, ohne zu wissen, was sie sucht. Dann spürt sie, wie sich auf ihre Schultern etwas niederlegt, und als sie sich umdreht, stellt sie fest, dass Wolfsherz ihr seine Jacke umgelegt hat. Sie schleift an ihren Füßen auf dem Boden. Und riecht nach Waschmittel. Zum allerersten Mal sieht sie Wolfsherz, ohne dass er seine Kapuze über den Kopf gezogen hat. Ohne sieht er merkwürdigerweise noch größer aus. Sein langes Haar und der schwarze Bart wehen im Wind, die Narbe dazwischen glänzt, als die Sonne die Wolkentiere am Himmel kitzelt.

»Du hast gesagt, dass ›Miamas‹ in der Sprache deiner Mutter ›ich liebe‹ heißt, oder?«, fragt Elsa und versucht, nicht direkt auf seine Narbe zu schauen, denn ihr fällt auf, dass er seine Hände dann noch emsiger knetet.

Er nickt. Sieht wieder suchend die Straße entlang.

»Was bedeutet dann Miploris?«, fragt Elsa.

Als er nicht gleich antwortet, denkt sie, er habe die Frage nicht richtig verstanden, und so fährt sie zur Erklärung fort:

»Eins der sechs Königreiche im Land-Fast-Noch-Wach heißt ›Miploris‹. Dort wird alle Trauer aufgehoben. Oma wollte ni…«

Wolfsherz fällt ihr ins Wort, aber nicht auf diese unhöfliche Art und Weise.

»›Ich weine‹. Miploris. Ich weine.«

Elsa nickt.

»Und Mirevas?«

»Ich träume.«

»Und Miaudacas«?

»Ich wage.«

»Und Mimovas?«

»Tanze. Ich tanze.«

Elsa lässt die Worte in sich ankommen, bevor sie nach dem letzten Königreich fragt. Sie muss daran denken, was Oma immer über Wolfsherz erzählt hat, dass er dieser unbezwingbare Kämpfer ist, der die Schatten besiegte, und dass er das nur schaffen konnte, weil er das Herz eines Kriegers, doch die Seele eines Märchenerzählers besitzt. Weil er in Miamas geboren, aber in Mibatalos aufgewachsen ist.

»Was bedeutet Mibatalos?«, fragt Elsa.

Da sieht er ihr direkt ins Gesicht. Mit den großen dunklen Augen, gerundet von alldem, was in Miploris verwahrt wird.

»Mibatalos. ›Ich kämpfe.‹ Mibatalos … jetzt weg. Gibt kein Mibatalos mehr.«

»Ich weiß! Die Schatten haben es im Krieg-Ohne-Ende zerstört, und außer dir sind alle Mibatalosier gestorben, du bist der Letzte von ihnen und

d…«, beginnt Elsa, aber hält inne, als sie Wolfsherz sieht, wie er seine Hände wie wild zu kneten beginnt.

Das Haar fällt ihm ins Gesicht. Er macht einen Schritt zurück.

»Mibatalos gibt es nicht mehr. Ich kämpfe nicht. Nie mehr kämpfen.«

Und Elsa begreift, so wie man Worte verstehen kann, wenn man nur demjenigen, der sie ausspricht, in die Augen sieht, dass er sich nicht in den hintersten Wäldern im Land-Fast-Noch-Wach versteckt hat, weil er Angst vor den Schatten hatte. Nein, er hatte Angst vor sich selbst. Angst davor, was sie in Mibatalos aus ihm gemacht haben. Voller Furcht, unbezwingbar zu sein.

Sie denkt sich zumindest, dass es das ist, was seine Augen sagen. Denn so etwas kommt in Märchen vor.

Dann sieht sie, dass Wolfsherz auf der Straße etwas entdeckt hat. Sie hört Alfs Stimme. Als sie sich umdreht, steht Taxi mit laufendem Motor an der Bordsteinkante. Alfs Schuhsohlen schlurfen durch den Schnee. Die Polizistin bleibt bei Taxi stehen, ihre grünen Augen betrachten habichtgenau den Park von links nach rechts. Als Alf Elsa hochhebt, die noch immer in Wolfsherz' schlafsackgroße Jacke eingemummelt ist, sagt er leise: »Jetzt fahren wir nach Hause, du kannst doch nicht hier rumstehen und frieren!« Elsa kann seiner Stimme anhören, dass er Angst hat, so eine Angst, wie man sie nur haben kann, wenn man weiß, wer auf dem Friedhof hinter Elsa her gewesen ist, und sie sieht am wachsamen Blick der Polizistin mit den grünen Augen, dass auch sie es weiß. Dass sie alle viel mehr wissen, als sie zugeben.

Elsa dreht sich nicht um, als Alf sie zu Taxi trägt. Sie weiß sowieso, dass Wolfsherz schon verschwunden ist. Und als sie zurück in die Kirche

kommen und Elsa sich in Mamas Arme wirft, weiß sie auch, dass Mama ebenfalls mehr weiß, als sie zugibt. Und dass das schon immer so war.

Elsa muss an die Geschichte von den Brüdern Löwenherz denken. Sie denkt an den Drachen Katla, den kein Mensch besiegen konnte. Und sie denkt an den schrecklichen Wasserdrachen Karm, der der Einzige war, der Katla am Ende vernichten konnte. Denn manchmal ist es in Märchen so, dass das Einzige, was einen schrecklichen Drachen besiegen kann, noch schrecklicher ist als der Drache.

Ein Monster.

22
Nesquik

Elsa ist schon oft gejagt worden. Mindestens hundertmal. Jedem, der anders ist, ergeht es auf einem Schulhof so. Aber noch nie ist sie so gejagt worden wie auf diesem Friedhof, und diese Angst ist auch anders. Sie ist wie ein Fieber in ihrem Herzen, sie hält sie gefangen und hallt noch endlos lange in ihrem Schädel wider, nachdem der Schatten längst verschwunden ist.

Denn sie konnte ihm gerade noch in die Augen sehen, bevor sie losgerannt ist, und die sahen aus, als sei er bereit, sie zu töten. Das verkraftet man nicht, wenn man fast acht Jahre alt ist und das in den Augen von jemandem sieht.

Oder von etwas.

Elsa hat versucht, nie Angst zu haben, während Oma lebte. Zumindest hat sie versucht, es nicht zu zeigen. Denn Oma hasste Ängste. Im Land-Fast-Noch-Wach sind die Ängste kleine giftige Wesen mit rauem Fell, das zufällig der blauen Flusenwolle aus dem Trockner extrem ähnlich sieht, und wenn du ihnen auch nur die geringste Chance lässt, dann springen sie auf und beißen dich und versuchen, dir die Augen auszukratzen. Ängste sind wie Zigaretten, hat Oma immer gesagt: Das Schwierige ist nicht, mit den kleinen Teufeln aufzuhören, sondern nicht wieder anzufangen.

Es war der Jetzter, der die Ängste ins Land-Fast-Noch-Wach geholt hat, und zwar vor so vielen Ewigkeiten, dass sie keiner mehr zählen kann. Vor so langer Zeit, dass es damals erst fünf Königreiche gab und nicht sechs.

Der Jetzter ist ein Urzeitmonster, das will, dass alles auf der Stelle passiert. Jedes Mal, wenn ein Kind »gleich« oder »nachher« oder »ich will erst noch« ruft, brüllt der Jetzter mit unbändiger Kraft: »Neeein! Jetzt! DAS WIRD JEEETZT GEMACHT!« Der Jetzter hasst Kinder, weil Kinder sich weigern, die Lüge des Jetzters zu akzeptieren, dass Zeit linear sei. Kinder wissen, dass Zeit nur ein Gefühl ist, deshalb ist »jetzt« für sie ein bedeutungsloses Wort, so wie es das auch immer für Oma gewesen ist. George hat immer gesagt, dass Oma kein Zeitoptimist sei, sondern ein Zeitatheist, und die einzige Religion, an die sie glaube, sei der Zen-Buddhismus. Elsa ärgerte sich sehr, wenn er das sagte, denn das war wirklich witzig, und es ist ziemlich schwer, jemanden nicht zu mögen, der witzig ist. Humor ist eine von Georges nervigsten Charakterschwächen.

Der Jetzter brachte die Ängste ins Land-Fast-Noch-Wach, um die Kinder damit zu fangen, denn wenn der Jetzter ein Kind erst einmal hat, dann hat er dessen Zukunft in der Tasche. Er lässt sein Opfer hilflos in einem Leben zurück, in dem es jetzt essen und jetzt schlafen und jetzt aufräumen muss. Kinder können dann nichts Langweiliges mehr vor sich herschieben und erst einmal das tun, was lustiger ist. Alles, was übrig ist, ist *Jetzt*. Ein Schicksal, das schlimmer ist als der Tod, fand Oma, deshalb begann das Märchen über den Jetzter damit, dass er Märchen hasste. Denn nichts kann ein Kind so sehr dazu bringen, etwas anderes auf später zu verschieben, wie ein Märchen. In einer Nacht schlängelte sich der Jetzter hinauf auf den Geschichtenberg, den höchsten Berg im ganzen Land-Fast-Noch-Wach, und da trat er einen gewaltigen Steinschlag los, der den ganzen Gipfel niederriss. Dann legte er sich in eine graue Grotte und wartete ab. Denn der Geschichtenberg ist der Berg, auf den die Enfanten steigen müssen, um von ganz oben die Märchen loszulassen, damit sie in die richtige Welt hinausschweben, und wenn die Märchen den Geschichtenberg nicht

verlassen können, erstickt das Königreich Miamas, und dann erstickt das ganze Land-Fast-Noch-Wach. Denn kein Märchen kann ohne die Kinder leben, die es anhören.

Als die Dämmerung kam, versuchten die mutigsten Kämpfer aus Mibatalos, den Berg zu erklimmen und den Jetzter zu besiegen, aber es gelang keinem von ihnen. Denn der Jetzter züchtete tief in der Grotte seine Ängste, wie kleine Eier. Und Ängste sind nicht leicht zu züchten, denn sie wachsen nur durch Bedrohung. Und jedes Mal, wenn eine Mutter oder ein Vater ihrem Kind drohten, war es wie Dünger für die Ängste. »Gleich«, sagte ein Kind irgendwo, und da schrie eine Mutter oder ein Vater zurück: »Nein, jeeetzt! Denn SONST …« Und *knack* war wieder eine Angst in der Grotte vom Jetzter geschlüpft.

Als die Kämpfer von Mibatalos den Berg hinaufgestiegen kamen, ließ der Jetzter die Ängste frei, und sie verwandelten sich auf der Stelle in genau das, wovor jeder einzelne Krieger jeweils die größte Angst hatte. Denn alle Lebewesen haben eine bestimmte, nicht bezwingbare Angst, sogar die Kämpfer aus Mibatalos. Und so wurde die Luft im Land-Fast-Noch-Wach sehr schnell sehr dünn. Die Geschichtenerzähler bekamen kaum noch Luft zum Atmen.

Doch immer wenn Oma diesen Teil erzählte, unterbrach Elsa sie ziemlich wütend und erklärte, diese Sache, dass die Ängste sich in das verwandeln, wovor man am meisten Angst hat, sei natürlich von Harry Potter geklaut, denn genau so funktioniere schließlich ein Irrwicht. Und dann schnaubte Oma nur und antwortete: »Vielleicht ist es ja auch dieser Harry-Typ, der es von mir geklaut hat, hast du d-a-r-a-n mal gedacht?«, und da schimpfte Elsa: »Harry Potter klaut nicht!« Und dann hatten sie sich darüber ziemlich lange in der Wolle, und am Ende gab Oma auf und brummte: »Na gut!

Dann pfeif drauf! Dann verwandeln sich die Ängste eben nicht! Sie beißen nur und versuchen, dir die Augen auszukratzen. Bist du jetzt vielleicht ZUFRIEDEN?« Und damit war Elsa einverstanden, und so ging es nun weiter mit der Geschichte.

Gut, um nun eine schrecklich lange Geschichte wenigstens ein kleines bisschen kürzer zu machen: Genau da tauchten die beiden goldenen Ritter auf. Alle warnten sie, sie sollten nicht auf den Berg reiten, doch sie hörten natürlich auf niemanden. Ritter sind ja so was von stur. Aber als sie oben auf der Bergspitze ankamen und die Ängste aus dem Berg hervorquollen, da fingen die goldenen Ritter keinen Kampf an. Sie schrien und fluchten nicht, so wie es die anderen Krieger getan hatten. Stattdessen taten die Ritter das Einzige, was man gegen eine Angst machen kann: Sie lachten. Ein lautes, trotziges, hämisches Lachen. Und dadurch verwandelten sich die Ängste nach und nach in viele kleine Steine.

Oma hatte ein bisschen viel dafür übrig, am Ende ihrer Märchen Dinge in Steine zu verwandeln, denn das Ende eines Märchens war immer der Teil, der Oma am schlechtesten gelang, doch Elsa ließ sie machen. Der Jetzter kam natürlich auf unbestimmte Zeit ins Gefängnis, was ihn mordsmäßig sauer machte. Und der höchste Rat des Landes-Fast-Noch-Wach beschloss, ein Grüppchen aus jedem Königreich auszuwählen – Krieger aus Mibatalos und Traumjäger aus Mirevas und Trauerverwahrer aus Miploris und Musiker aus Mimovas und Märchenerzähler aus Miamas –, um den Geschichtenberg zu bewachen. Aus den Angststeinen baute man den Gipfel wieder auf, er wurde höher als je zuvor, und am Fuße des Berges errichtete man das siebte Königreich: Miaudacas. Und auf den Feldern rund um Miaudacas baute man Mut an, so dass niemals irgendjemand mehr Angst vor den Ängsten bekommen konnte.

Na ja. Das tat man zumindest so lange, bis Oma Elsa einmal erzählte, dass man nach der Ernte aus allen Mutpflanzen ein ganz besonderes Getränk braute, und wenn man es trank, dann wurde man megamutig. Und dann googelte Elsa ein bisschen und wies Oma darauf hin, dass das wirklich keine besonders hochwertige Metapher für ein Kind sei. Und dann stöhnte Oma: »Na gut, okay, aber der Mut ist nun mal da! Sie bauen ihn nicht an, und sie trinken ihn nicht, es GIBT ihn einfach, zufrieden!?«

Gut. Das war das ganze Märchen von den zwei goldenen Rittern, die die Ängste besiegten. Oma erzählte es jedes Mal, wenn Elsa vor etwas Angst hatte, und auch wenn Elsa an Omas Erzähltechnik hin und wieder einiges auszusetzen hatte, funktionierte es doch immer. Danach hatte sie nicht mehr so viel Angst.

Die einzige Geschichte, bei der das nie funktionierte, war Omas eigene Angst vor dem Tod. Und jetzt funktioniert es bei Elsa auch nicht mehr. Denn nicht einmal Märchen können Schatten besiegen.

»Hast du Angst?«, fragt Mama.

»Ja«, nickt Elsa.

Mama nickt auch. Sie sagt Elsa nicht, sie brauche keine Angst zu haben, und sie versucht auch nicht, sie dazu zu bringen, keine Angst mehr zu haben. Elsa liebt sie dafür

Sie sind in der Garage, haben den Rücksitz im Renault umgeklappt. Der Wors macht sich überall dort breit, wo sie nicht sind, und Mama krault ihm unbekümmert seinen Pelz. Sie ist gar nicht wütend geworden, als Elsa gestanden hat, dass sie ihn unten im Keller versteckt hält. Und sie hat keine Angst bekommen, als Elsa ihn ihr gezeigt hat. Nicht mal ein bisschen. Sie hat ihn nur hinter den Ohren gekrault, als wäre er ein winzig kleines Kätzchen.

Elsa streckt ihre Hand aus und fühlt Mamas Bauch und den ruhigen Herzschlag des Halben darin. Das Halbe hat auch keine Angst. Denn es kommt ja auch ganz nach Mama, während Elsa zur Hälfte nach Papa kommt, und Elsas Papa hat vor allem und jedem Angst. Also hat Elsa ungefähr vor der Hälfte von allem Angst.

Am meisten aber vor den Schatten.

»Weißt du, wer das war? Der hinter mir her war?«, fragt sie.

Der Wors stupst mit seinem Kopf gegen ihren. Mama streicht ihr sanft über die Wange.

»Ja. Wir wissen, wer er ist.«

»Wer wir?«

Mama atmet durch die Nase.

»Lennart und Maud. Und Alf. Und ich.«

Es klingt, als habe sie noch mehr Namen, aber würde sich zurückhalten.

»Lennart und Maud?«, ruft Elsa erstaunt.

Mama nickt.

»Oja, mein Schatz. Ich fürchte, sie kennen ihn am besten von uns allen.«

»Warum hast du mir denn nie von ihm erzählt?«, fragt Elsa energisch.

»Weil ich dir keine Angst machen wollte«, antwortet Mama.

»Das ist dir ja super gelungen!«, zischt Elsa, keine Spur unängstlich.

Mama seufzt. Krault dem Wors das Fell. Der Wors wiederum schleckt Elsa übers Gesicht. Er riecht noch immer nach Rührkuchenteig. Es ist leider sehr schwierig, wütend zu sein, wenn einem jemand, der nach Rührkuchenteig riecht, das Gesicht abschleckt.

»Es ist ein Schatten«, flüstert Elsa.

»Ich weiß«, flüstert Mama.

»Wirklich?«

Mama holt Luft bis unten in die Füße.

»Deine Oma hat versucht, mir die Märchen zu erzählen, mein Schatz. Von dem Land-Fast-Noch-Wach und den Schatten.«

»Und von Miamas?«, fragt Elsa.

Mama schüttelt den Kopf.

»Nein. Ich weiß, dass es Dinge zwischen euch gab, die sie mir nie gezeigt hat. Und es ist schon lange her. Ich war so alt wie du. Das Land-Fast-Noch-Wach war damals noch ganz klein. Die Königreiche hatten noch keine Namen.«

Elsa fällt ihr ungeduldig ins Wort:

»Ich weiß! Sie bekamen ihre Namen, als Oma Wolfsherz fand, sie taufte sie nach Worten aus seiner Muttersprache. Und sie nahm seine Sprache und machte sie zur Geheimsprache, damit er sie ihr so gut beibrachte, dass sie mit ihm reden konnte. Aber warum hat sie dich dann nicht mitgenommen? Warum hat Oma dir nicht das ganze Land-Fast-Noch-Wach gezeigt?«

Mama beißt sich vorsichtig auf die Lippe.

»Sie wollte mich ja mitnehmen, Schatz. Viele Male wollte sie das. Aber ich wollte nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich wurde älter. War plötzlich ein Teenager. Und wütend. Ich wollte von meiner Mama nicht länger durch das Telefon Märchen erzählt bekommen, ich wollte, dass sie da ist. Ich wollte sie in echt.«

»Meine Mama« hat Elsa von ihr fast noch nie gehört. Sie sagt eigentlich immer »deine Oma«.

Mama versucht zu lächeln. Das gelingt ihr nicht so supergut.

»Ich war kein einfaches Kind, Schatz. Ich habe oft Streit angefangen. Habe immer nur nein gesagt. Deine Oma hat mich immer ›das Mädchen, das nein sagte‹ genannt.«

Elsas Augen werden ganz groß.

Mama seufzt und lächelt gleichzeitig, als wolle der eine Gefühlausdruck den anderen unterdrücken.

»Ja, ich glaube, ich war ganz viele verschiedene Dinge in den Märchen deiner Oma. Das Mädchen und die Königin, glaube ich. Am Ende wusste ich nicht mehr, wo die Phantasie aufhörte und die Wirklichkeit begann. Manchmal, glaube ich, wusste sie es auch nicht. Es war schwer für mich, damit klarzukommen, als ich größer wurde. Es ist immer noch schwer. Ich brauche sehr viel Wirklichkeit.«

Elsa liegt still da und starrt an die Decke, die Atemzüge des Wors in ihrem Ohr. Sie muss an Wolfsherz und den Meeresengel denken, die so lange bei ihnen im Haus gewohnt haben, ohne dass jemand wusste, wer sie eigentlich sind. Ohne dass jemand nachgefragt hat. Wenn man in die Wände und den Boden im Haus Löcher bohren würde, dann könnten alle Nachbarn die Hand ausstrecken und sich berühren, so dicht nebeneinander leben sie ihr Leben – und trotzdem wussten sie nichts voneinander. Und so gingen die Jahre dahin.

»Hast du den Schlüssel wiedergefunden?«, fragt Elsa und zeigt auf Renaults Armaturenbrett.

Mama schüttelt den Kopf.

»Ich glaube, deine Oma hat ihn versteckt. Wahrscheinlich, um Britt-Marie zu ärgern. Deshalb steht er vermutlich auch auf Britt-Maries Parkplatz …«

»Hat Britt-Marie überhaupt ein eigenes Auto?«, fragt Elsa, denn sie kann von hier aus den BMW sehen, den Kent fährt, obwohl sie halb liegt. Doch Kents Wagen ist das allergrößte Auto, das sie je gesehen hat.

»Nein. Aber vor vielen Jahren hatte sie eins. Ein weißes. Und das ist eben noch ihr Parkplatz. Ich glaube, hier geht es ums Prinzip. Bei Britt-

Marie geht es meistens ums Prinzip«, sagt Mama mit einem schiefen Lächeln.

Elsa weiß nicht recht, was das bedeuten soll. Sie weiß auch nicht, ob es wirklich wichtig ist.

»Und wie ist Renault dann hierhergekommen? Wenn keiner den Schlüssel hat?«, denkt sie laut, obwohl sie weiß, dass Mama nicht antworten kann, weil sie es auch nicht weiß.

Und sie tut es auch nicht. Antworten. Also füllt Elsa ihre Lungen mit Sauerstoff und schließt die Augen.

»Ich will, dass du mir von dem Schatten erzählst«, sagt sie dann und versucht, so zu klingen, als hätte sie ganz viel von dem in sich, was in Miaudacas gezüchtet wird, auch wenn ihre Stimme im Hals wie ein flatterndes Segel zittert.

Mama streicht ihr wieder über die Wange und richtet sich mühevoll in ihrem Sitz auf, die Hände auf dem Halben.

»Ich glaube, Maud und Lennart sollten dir von ihm erzählen, Schatz.«

Elsa will widersprechen, aber Mama ist schon aus Renault ausgestiegen, also bleibt Elsa kaum eine Wahl, als hinterherzukommen. Das ist trotz allem Mamas Superkraft. Mama nimmt die Jacke von Wolfsherz mit. Sie sagt, sie werde sie waschen, damit er sie zurückbekommen kann, wenn er wieder da ist. Den Gedanken findet Elsa gut. Dass er zurückkommen wird.

Sie legen ein paar Decken über den Wors, der auf dem Rücksitz ruht, und Mama ermahnt ihn leise, ganz still liegen zu bleiben, wenn er jemanden kommen hört. Und dann tut er das. Elsa verspricht ihm immer wieder, dass sie ein besseres Versteck für ihn auftreiben wird, auch wenn man an seinem Gesicht sehen kann, dass ihm nicht richtig klar ist, wofür das gut sein soll. Allerdings scheint er sehr daran interessiert zu sein, dass sie sich auf den Weg macht, um weitere Kekse zu besorgen.

Alf steht unten an der Kellertreppe und hält Wache.

»Ich habe Kaffee aufgesetzt«, brummt er.

Mama nimmt dankbar eine Tasse entgegen. Die andere hält Alf Elsa hin.

»Ich habe doch gesagt, ich trinke keinen Kaffee«, sagt Elsa müde.

»Das ist doch verdammt nochmal kein Kaffee, das ist so ein Nesquik-Zeug«, antwortet Alf eingeschnappt.

Elsa schaut verwundert auf ihre Tasse.

»Wo hast du Nesquik her?«, fragt sie, denn Mama gibt ihr so was nie, weil da viel zu viel Zucker drin ist.

»Von zu Hause«, brummt Alf.

»Du hast Nesquik zu Hause?«, fragt Elsa skeptisch.

»Man kann doch verdammt nochmal in einen Laden gehen und welches kaufen! Du trinkst doch keinen Kaffee!«, antwortet Alf säuerlich.

Elsa grinst ihn an. Sie hat die Idee, Alf künftig den »Ritter der Invektive« zu nennen, denn sie hat auf Wikipedia etwas über Invektive gelesen, und sie findet ganz grundsätzlich, dass es viel zu wenige Ritter gibt, die sie verteidigen. Dann nimmt sie einen großen Schluck Nesquik und spuckt ihn beinahe direkt auf Alfs Lederjacke.

»Hallo? Wie viele Löffel Nesquik hast du da reingetan?«

»Verdammt, keine Ahnung. Vielleicht so vierzehn, fünfzehn«, brummt Alf zu seiner Verteidigung.

»Man nimmt so ungefähr DREI!«

Alf sieht sie indigniert an. Zumindest meint Elsa das. Sie hat »indigniert« mal in Papas Wortdose gelegt, und sie meint, dass das genauso aussieht.

»Das soll doch auch nach was schmecken«, murrt Alf.

Elsa isst den Rest von ihrem Kakaogetränk mit dem Löffel.

»Weißt du auch, wer der Typ war, der mich über den Friedhof gejagt hat?«, fragt sie Alf, die Mundwinkel und die Nasenspitze voll von Kakao.

Die Lederjacke raschelt ein wenig. Seine Fäuste ballen sich zusammen.

»Er ist nicht hinter dir her.«

»Äh, hallo? Er hat mich schließlich verfolgt!«, protestiert Elsa mit leichtem Husten, so dass Alf ein kleines bisschen Nesquik auf seine Jacke bekommt.

Aber Alf schüttelt nur langsam den Kopf.

»Nein. Hinter *dir* ist er nicht her.«

23
Abwaschlappen

Elsa hat noch tausend Fragen, aber stellt keine einzige, weil Mama so müde ist, als sie hinauf in ihre Wohnung kommen, dass sie und das Halbe sofort ins Bett müssen. Das ist mit Mama jetzt oft so, sie wird müde, als hätte ihr jemand den Stecker gezogen. Daran ist offensichtlich das Halbe schuld. George meint, das sei zum Ausgleich, weil das Halbe sie alle in den nächsten 18 Jahren wach halten wird, also lasse es Mama erst einmal neun Monate lang dauernd schlafen. Elsa sitzt auf ihrer Bettkante und streicht ihr über die Haare.

Mama küsst Elsas Hände und flüstert: »Es wird besser werden, mein Schatz. Alles wird gut.«

So wie es Oma immer gesagt hat. Und Elsa wünscht sich so inständig, wirklich inständig, dass sie es glauben kann.

Mama lächelt schläfrig.

»Ist Britt-Marie immer noch da?«, fragt sie und nickt zur Tür hinüber.

In dem Moment erklingt Britt-Maries Stimme laut aus der Küche, so dass die Frage zur rhetorischen Frage wird. Britt-Marie verlangt nämlich »Bescheid« von George in Sachen Renault, weil der Wagen noch immer auf Britt-Maries Garagenplatz steht. »Wir können hier nicht ohne Regeln zusammenleben, George! Das muss sogar Ulricka verstehen«, sagt Britt-Marie wohlwollend, obwohl ihre Stimme nicht ganz so klingt. George antwortet nett, dass er das natürlich verstehe, denn George hat für alle Verständnis. Das ist eine ganz unangenehme Eigenschaft an ihm, und es ist

klar, dass Britt-Marie sich darüber aufregt. Und dann bietet George Britt-Marie Rührei an, woraufhin Britt-Marie nun überhaupt kein bisschen wohlwollend mehr klingt, sondern darauf herumreitet, dass alle Bewohner sich auch »einer kompletten Untersuchung« unterwerfen müssten, die Klarheit über den angeketteten Kinderwagen im Hausflur verschaffe. Denn erst hat jemand einen Zettel aufgehängt, ohne vorher mit Britt-Marie zu sprechen, und jetzt hat jemand den Zettel *ab*gehängt und *auch* darüber *nicht* mit Britt-Marie gesprochen. Britt-Marie betont, sie habe »alle Verdächtigen äußerst genau befragt! Äußerst genau!« George verspricht, dass auch er möglicherweise verdächtige Personen darauf ansprechen wird, auch wenn es nicht so klingt, als wisse er, um wen es sich dabei handeln sollte. Die Tatsache, dass er auf ihrer Seite ist, scheint Britt-Marie zu beflügeln, deshalb lässt sie sich als Nächstes darüber aus, wie entsetzt sie darüber sei, dass sie auch noch Hundehaare auf der Treppe gefunden hat. Was »ein klarer Beweis dafür ist, dass diese Bestie noch immer durchs Haus streicht! So ist das! Sie streicht durchs Haus!« Britt-Marie verlangt von George, »etwas zu unternehmen«. George scheint sich nicht ganz im Klaren zu sein, was sie damit meint. Und da fährt sie ihn an, dass sie natürlich mit Kent darüber sprechen wird, nur dass das auch jeder weiß, und dann stürmt sie zur Tür hinaus, noch bevor George etwas entgegnen kann. Was er allerdings auch nicht vorhatte. Dann riecht man aus der Küche, dass George wieder ein paar Eier in die Pfanne geworfen hat.

»Blöde Britt-Marie-Kuh!«, brummt Elsa aus dem Schlafzimmer.

»Mach dir keine Sorgen, Schatz, wir finden morgen bestimmt ein besseres Versteck für deinen Freund«, murmelt Mama im Halbschlaf, und dann fügt sie lächelnd hinzu: »Vielleicht könnten wir ihn in diesem Kinderwagen verstecken?«

Elsa muss kurz lachen. Aber nur kurz. Und sie denkt sich, dass dieses Geheimnis um den angeketteten Kinderwagen wie der Anfang eines grottenschlechten Agatha-Christie-Romans klingt. Elsa weiß das, weil es fast alle Agatha-Christie-Romane für das iPad gibt, und in Agatha-Christie-Romanen taucht nie so ein stereotyper Bösewicht wie Britt-Marie auf. Sie könnte höchstens als Opfer vorkommen. Elsa überlegt sich, dass in einem Mordfall, bei dem jemand Britt-Marie mit einem Kerzenleuchter in der Bibliothek niedergeschlagen hätte, alle, die Britt-Marie gekannt haben, verdächtigt werden würden, weil alle dasselbe Motiv hätten, nämlich dass »die Alte eine blöde Kuh war!«. Doch dann schämt sich Elsa ein bisschen für ihre Gedanken. Aber nur ein bisschen.

»Britt-Marie meint es nicht böse, sie will nur das Gefühl haben, dass man sie ernst nimmt«, versucht Mama zu erklären.

»Trotzdem ist sie blöd«, sagt Elsa bockig.

Mama lächelt.

»Ja. Ein bisschen blöd ist sie manchmal schon. Stimmt.«

Und dann macht sie es sich auf den Kissen bequem, und Elsa hilft ihr, ein Kissen unter den Rücken zu schieben, und Mama streichelt ihr über die Wange und flüstert:

»Wenn du nichts dagegen hast, würde ich jetzt gern die Märchen hören, mein Schatz. Die Märchen aus dem Königreich Miamas.«

Und dann reißt sich Elsa zusammen und flüstert Mama zu, dass sie jetzt die Augen nur fast schließen soll, und Mama tut es, und Elsa hat tausend Fragen im Kopf, aber stellt keine einzige. Stattdessen erzählt sie von den Wolkentieren und den Enfanten und den Bereuern und den Löwen und den Trollen und den Rittern und dem Jetzter und Wolfsherz und den Schneeengeln und den Meeresengeln und den Traumfängern. Und als sie gerade anfangen will, die Geschichte von der Prinzessin aus Miploris und

den beiden Prinzenbrüdern, die sich um ihre Liebe streiten, zu erzählen und von der Hexe, die den Schatz der Prinzessin stiehlt, da schlafen Mama und das Halbe.

Und Elsa hat tausend Fragen im Kopf, aber stellt keine einzige. Sie legt den beiden nur die Decke über, küsst Mama auf die Wange und zwingt sich, tapfer zu sein. Denn sie hat das zu tun, was sie Oma versprechen musste: das Schloss zu beschützen, ihre Familie zu beschützen, ihre Freunde zu beschützen.

Mamas Hand tastet nach ihr, als sie aufsteht, und gerade, als Elsa gehen will, flüstert Mama im Halbschlaf:

»Die Leute hätten niemals gesagt, dass dein Opa ein schlechter Vater gewesen sei, wenn er anstelle deiner Oma fortgegangen wäre, um anderen das Leben zu retten …«

»Ich aber! Ich hätte es gesagt!«, schlägt Elsa zurück.

»Ich weiß, deshalb bist du ja auch die Zukunft«, lächelt Mama und dreht sich behäbig um.

Und Elsa ist schon an der Tür, als Mamas Worte nur leise murmelnd aus ihrem Traum hervorquellen:

»All diese Fotos an der Decke im Schlafzimmer deiner Oma, mein Schatz. All diese Kinder. Sie waren heute alle auf der Beerdigung. Mittlerweile sind sie erwachsen. Sie durften erwachsen werden, weil deine Oma ihnen das Leben gerettet hat …«

Und dann fällt Mama wieder in den Schlaf. Elsa ist sich nicht wirklich sicher, ob sie überhaupt richtig wach gewesen ist.

»No shit, Sherlock. Ich bin doch schließlich nicht blöd«, flüstert Elsa und macht das Licht aus.

Denn so schrecklich schwierig war es nicht, sich zusammenzureimen, wer die ganzen Fremden wohl gewesen sind. Schwierig bleibt nur die

Sache, ihnen das zu verzeihen.

Mama schläft mit einem Lächeln im Gesicht. Elsa schließt vorsichtig die Tür.

In der Wohnung riecht es nach Abwaschlappen. George wäscht die Kaffeetassen ab. Die fremden Menschen waren heute nach der Beerdigung alle hier und haben Kaffee getrunken. Alle haben Elsa beileidsvoll angelächelt, und Elsa hasst sie dafür. Hasst sie, weil sie Oma schon vor ihr kannten. Sie geht hinüber in Omas Wohnung und legt sich auf ihr Bett. Das Licht der Straßenlampen und die Reflexe von den Bildern an der Decke spielen wie junge Hunde in einem Rasensprenger, und Elsa weiß immer noch nicht, ob sie Oma verzeihen kann, dass sie Mama allein gelassen hat, um all die Kinder von anderen Leuten zu retten. Sie weiß auch nicht, ob Mama ihr das verzeihen kann. Obwohl es so aussieht, als versuche sie es.

Elsa steht auf und geht wieder zur Tür, tritt aus der Wohnung hinaus ins Treppenhaus und will eigentlich hinuntergehen zum Wors in die Garage. Doch stattdessen sinkt sie entkräftet auf den Boden. Sitzt dort Ewigkeiten. Versucht, einen klaren Gedanken zu fassen, aber findet da, wo sonst die Gedanken sind, nur Leere und Schweigen.

Sie hört die Schritte ein paar Etagen tiefer, in diesem Haus hört man alles sofort. Diesmal sind sie zaghaft, suchend, als hätte sich jemand verlaufen. Nicht diese selbstsicheren, stressbehafteten Schritte, die die Frau im schwarzen Rock sonst macht, wenn sie nach Minze riecht und in ein weißes Kabel spricht. Jetzt trägt sie eine Jeans. Und hat kein Kabel. Bleibt etwa zehn Schritte vor Elsa stehen.

»Hallo«, sagt die Frau.

Sie sieht winzig aus. Klingt müde, aber anders müde als sonst. Irgendwie besser. Und sie riecht weder nach Minze noch nach Wein. Nur nach Shampoo.

»Hallo«, sagt Elsa.

»Ich bin heute zum Friedhof gefahren«, sagt die Frau leise.

»Ich habe Sie auf der Beerdigung nicht gesehen«, sagt Elsa, und die Frau schüttelt entschuldigend den Kopf.

»Ich war nicht dort. Tut mir leid. Ich … ich konnte es nicht. Aber ich …«

Sie verschluckt die Worte. Sieht hinunter auf etwas, was sie in den Händen hält.

»Ich bin zum Grab meiner … meiner Jungs gegangen. Ich bin schon sehr lange nicht mehr dort gewesen.«

»Hat das geholfen?«, fragte Elsa.

Die Lippen der Frau verschwinden.

»Ich weiß nicht.«

Elsa nickt. Die Lampen im Treppenhaus erlöschen. Sie wartet darauf, dass ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen. Schließlich scheint die Frau all ihre Kraft zusammenzunehmen, um lächeln zu können, und die Haut rund um ihre Mundwinkel reißt jetzt nicht mehr auf dabei.

»Wie war die Beerdigung?«, fragt sie.

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Wie eine ganz normale Beerdigung. Total viele Leute.«

Die Frau nickt, als wäre ihr Kopf an einer Hantel befestigt.

»Manchmal ist es schwer, seine Trauer mit Menschen zu teilen, die man gar nicht kennt. Aber ich glaube, dass … dass es viele gab, die deine … deine Oma sehr mochten.«

Elsa lässt sich ihr Haar ins Gesicht fallen. Die Frau kratzt sich am Hals.

»Es ist … ich meine … es ist … ich verstehe, dass das schwer ist. Zu wissen, dass deine Oma hier zu Hause alles stehen und liegen ließ, um Fremden irgendwo anders zu helfen … solchen wie ich … zu helfen.«

Misstrauisch schnaubt Elsa Luft heraus, denn sie hat das Gefühl, die Frau kann ihre Gedanken lesen. Das gefällt Elsa überhaupt nicht. Und außerdem heißt es »wie mir« und nicht »wie ich«. Die Frau sieht verlegen aus.

»Ich … ich meine … mir tut es leid. Das nennt man die ›Trolley-Frage‹. In der Ethik. Ich meine … wenn man studiert. An der Universität. Das ist … also … die Diskussion darüber, inwieweit es moralisch vertretbar ist, einen Menschen zu opfern, um viele andere zu retten.«

Elsa möchte gern etwas darauf sagen, doch sie weiß nicht, was. Die Frau nickt nur entschuldigend.

»Du findest sicher etwas auf Wikipedia darüber.«

Elsa zuckt mit den Schultern. Die Frau sieht bedrückt aus.

»Du siehst wütend aus«, merkt sie an.

Elsa schnaubt und überlegt, worauf sie eigentlich am meisten wütend ist. Das wird eine ganz schön lange Liste.

»Es geht nicht um Sie. Ich bin wütend auf die blöde Britt-Marie«, entscheidet sie sich schließlich.

Die Frau nickt etwas verwirrt.

»Kann ich verstehen.«

Elsa glaubt nicht wirklich, dass sie das tut, deshalb erklärt sie:

»Britt-Marie ist einfach nur eine blöde Kuh! Sie ist so eine blöde Kuh, dass es wie ein Kuh-Virus ist: Wenn man zu lange in ihrer Nähe ist, dann wird man angesteckt und wird selbst eine blöde Kuh!«

Die Frau sieht auf das Ding in ihren Händen, was auch immer es ist. Ihre Finger trommeln darauf herum.

»Kämpfe nicht gegen Ungeheuer, sonst wirst du selbst eins. Wenn du lange genug in den Abgrund schaust, schaut der Abgrund auch in dich.«

»Was reden Sie da?«, ruft Elsa aus, doch es gefällt ihr, dass die Frau nicht mit ihr spricht, als sei sie ein kleines Kind. So was finden Kinder sehr sympathisch.

»Entschuldige, das ist … das war Nietzsche«, antwortet die Frau unbeholfen. Und kratzt sich wieder am Hals. »Er war ein deutscher Philosoph. Das ist … ach was, wahrscheinlich zitiere ich ihn völlig falsch. Aber ich glaube, dass das bedeuten soll, wenn du den hasst, der hasst, dann riskierst du, so zu werden wie der, der hasst.«

Elsa Schultern zucken hoch über ihren Nacken.

»Oma hat immer gesagt: ›Tritt nie in Scheiße, das spritzt!‹«

Das ist das erste Mal, dass Elsa die Frau im schwarzen Rock laut lachen hört. Auch wenn sie heute eine Jeans trägt.

»Ja, ja, so ist das wahrscheinlich viel besser ausgedrückt.«

Sie ist hübsch, wenn sie lacht. Das steht ihr. Und dann macht sie zwei Schritte auf Elsa zu und streckt sich so weit vor wie möglich, um nicht wirklich nah herangehen zu müssen, ihr aber trotzdem den Umschlag geben zu können, den sie ihn der Hand hält. Und ihre Worte versinken wieder in schwarzen Löchern.

»Das hing am … also … am Grabstein meiner Jungs. Ich weiß … ich weiß nicht, wer es da hingehängt hat. Aber deine Oma … sie hat vielleicht gewusst, dass ich kommen würde …«

Elsa nimmt ihn entgegen. Die Frau in der Jeans verschwindet über die Treppe nach unten, bevor Elsa wieder aufsieht. Auf dem Umschlag steht: *FÜR ELSA! AN LENNART UND MAUHD GEHBEN!*

Und so findet Elsa den dritten Brief ihrer Oma.

Lennart hält eine Kaffeetasse in der Hand, als er die Tür öffnet. Maud und Samantha stehen hinter ihm und sehen freundlich drein. Sie riechen nach Keksen.

»Ich habe einen Brief für euch«, verkündet Elsa. Lennart nimmt den Umschlag entgegen und will gerade etwas sagen, als sie fortfährt: »Er ist von meiner Oma! Wahrscheinlich schreibt sie viele Grüße und entschuldigt sich, denn das schreibt sie in allen Briefen!«

Lennart nickt lieb. Maud nickt noch lieber.

»Das mit deiner Oma tut uns ganz schrecklich leid, kleine Elsa. Aber wir fanden, die Beerdigung war unglaublich schön. Wir haben uns so gefreut, dass wir eingeladen waren.«

»Und es gab sehr guten Kaffee!«, nickt Lennart voller Begeisterung und winkt Elsa zur Tür herein.

»Ja, komm nur rein, ich habe Traumkekse gebacken!«, fordert Maud sie auf.

»Ja! Ich kann noch mal Kaffee aufsetzen!«, ruft Lennart.

»Und es gibt auch Nesquik, Alf hat Nesquik vorbeigebracht«, erzählt Maud begeistert.

Samantha bellt. Sogar das Bellen klingt lieb.

Elsa nimmt einen Traumkeks aus einer Dose, die man ihr hinhält und die bis zum Rand gefüllt ist. Sie lächelt Maud bescheiden an.

»Ich habe einen Freund, der für sein Leben gern Traumkekse isst. Er war den ganzen Tag allein. Fändest du es in Ordnung, wenn ich ihn hole?«

Maud und Lennart nicken mit einer Selbstverständlichkeit, wie es nur Menschen können, die nicht richtig wissen, wie man den Kopf schüttelt.

»Aber natürlich darfst du das, mein liebes Kind!«, ruft Maud ihr zu.

»Ich setze noch mal Kaffee auf!«, ruft Lennart aufgekratzt.

Maud streichelt Elsa über den Arm und wiederholt beharrlich:

»Aber selbstverständlich darfst du einen Freund mitbringen! selbst-verSTÄNDlich!«

Mauds Gesichtsausdruck ist nicht ebenso selbstverständlich freudestrahlend, als der Wors kurz darauf bei ihr auf dem Küchenteppich hockt. So kann man die Situation wohl zusammenfassen.

Vor allem nicht, da er buchstäblich den kompletten Küchenteppich ausfüllt.

24
Traumkekse

»Ich habe doch gesagt, dass er Traumkekse liebt!«, erklärt Elsa fröhlich.

Maud nickt stumm. Lennart sitzt auf der anderen Seite des Tisches mit einer hochgradig verängstigten Samantha auf dem Schoß. Der Wors verspeist immer ein Dutzend Traumkekse auf einmal.

»Was ist er denn für eine Rasse?«, fragt Lennart Elsa leise, als ob er Angst hätte, der Wors könnte wütend werden, wenn er es hört.

»Wors!«, antwortet Elsa zufrieden.

Lennart nickt wie jemand, der nicht die geringste Ahnung hat, was das bedeuten soll. Maud öffnet die nächste Dose Traumkekse und schiebt sie mit den Zehenspitzen vorsichtig über den Fußboden. Der Wors leert sie in drei großen Happsen. Hebt den Kopf und schaut Maud mit Kulleraugen an, groß wie Radkappen. Maud holt noch zwei weitere Dosen vom Schrank und versucht, sich nicht anmerken zu lassen, wie geschmeichelt sie sich fühlt. Das gelingt ihr nicht so besonders.

»Ist diese Rasse vom Hundeverband registriert?«, fragt Lennart, als der Wors seine Nase ins Keksmeer eintaucht.

»Das glaube ich kaum«, antwortet Elsa.

»Ich auch nicht«, sagt Lennart und versucht, Samantha davon abzuhalten, ihre Nase in den Zwischenraum zwischen seinem Hals und seinem Ohr zu stecken.

»Und ist es auch eine umgängliche Rasse?«, fragt Maud unsicher und sieht fast so aus, als wolle sie den Wors streicheln.

Elsa betrachtet das Tier nachdenklich.

»Das weiß ich nicht. Worse bewachen das Schloss der Prinzessin in den Märchen. Deshalb nehme ich es mal an.«

»Also ist er ein Wachhund«, schlussfolgert Lennart.

Elsa nickt. Lennart scheint zufrieden und entspannt sich etwas, nachdem es ihm nun gelungen ist, das Lebewesen einer Kategorie zuzuordnen.

»Ach, dann ist er adlig?«, fragt Maud sehr beeindruckt.

»Ungefähr so«, antwortet Elsa.

»Auf jeden Fall liebt er Traumkekse«, lächelt Maud und stellt ihm noch einmal zwei volle Dosen hin.

»Wo bleibt eigentlich der Kaffee?«, fragt Lennart, als ob er Angst hätte, der Kaffee sei abgehauen, und er steht auf, während der Bichon Frisé an ihm hängt wie ein Kängurujunges, das sich am Bauch der Mutter festklammert.

Man kann über Samantha sagen, was man will, aber allein die Feststellung, dass etwas adlig ist, sorgt bei ihr noch nicht für Entspannung. Besonders dann nicht, wenn das Adlige so riesig ist, dass es Samantha aus Versehen für ein bisschen Dreck zwischen seinen Pfoten halten könnte.

»Willst du vielleicht eine Zimtschnecke haben, kleine Elsa? Ich kann sie dir in der Mikrowelle aufwärmen!«, bietet Maud an.

Elsa nickt, denn bei Maud kann man zu Zimtschnecken wirklich nicht nein sagen – wenn man das tut, ist man wirklich total bescheuert.

»Entschuldigung, magst du vielleicht auch Zimtschnecken?«, wendet sich Maud an den Wors.

Sie spricht jeden Buchstaben in »Zimtschnecke« überdeutlich aus, als ob der Wors vor der Theke einer Bar mit sehr lauter Musik stünde.

Der Wors frisst Zimtschnecken.

»Ich glaube, wir könnten Freunde werden, wir beide«, flüstert Maud ihm vertrauensvoll zu, während sie zwanzig Sekunden später vier weitere Tüten aus dem Gefrierschrank holt.

Der Wors sieht aus, als würde ihm dieser Vorschlag äußerst zusagen.

Elsa schaut auf den Brief von Oma. Er liegt aufgefaltet auf dem Tisch. Lennart und Maud haben ihn wohl gerade gelesen, als Elsa im Keller war und den Wors geholt hat. Lennart bemerkt, wie sie auf das Papier starrt, und legt seine Hand auf ihre Schulter.

»Du hast recht gehabt. Deine Oma sagt, es tut ihr leid.«

»Und was?«, fragt Elsa.

Maud gibt dem Wors die Zimtschnecken und einen halben Hefezopf.

»Na ja, das war eigentlich eine lange Liste. Deine Oma war eben …«

»Anders«, ergänzt Elsa seinen Satz.

Maud lacht warmherzig und streichelt dem Wors über den Kopf. Lennart nickt in Richtung Brief.

»Zuerst entschuldigt sie sich dafür, dass sie so oft mit uns geschimpft hat. Und dass sie häufig so wütend war. Und Streit angefangen und immer wieder Schwierigkeiten gemacht hat. Aber das ist doch nichts, wofür man sich entschuldigen muss, das tut doch jeder mal!«, sagt er, als wolle er sich dafür entschuldigen, dass Oma sich entschuldigt.

›Ihr aber nicht‹, denkt Elsa und mag sie dafür noch lieber. Maud beginnt zu kichern.

»Und dann hat sie sich für dieses eine Mal entschuldigt, als sie aus Versehen auf Lennart vom Balkon aus mit dem Pengballgewehr geschossen hat!« Sie schaut verunsichert. »Ist das so richtig? Pengballgewehr?«

Elsa nickt. Auch wenn es nicht stimmt. Maud sieht so stolz aus.

»Einmal hat deine Oma aus Versehen Britt-Marie getroffen, und das gab einen großen rosa Fleck auf Britt-Maries geblümtem Blazer. Und es war Britt-Maries Lieblingsblazer, und nicht einmal mit *Vanish* war der Fleck rauszukriegen! Kannst du dir das vorstellen?«

Maud kichert. Und gleich darauf schämt sie sich dafür.

»Britt-Marie war natürlich schrecklich wütend. Und natürlich ist es wirklich gemein von mir, darüber zu lachen.«

Elsa findet das gar nicht so schlimm.

»Und was tut Oma noch leid?«, fragt sie und hofft, dass sie nun noch mehr Geschichten zu hören bekommt, in denen jemand Britt-Marie mit Pengbällen beschießt. Oder wenigstens irgendwas auf Britt-Marie schießt. Elsa ist da nicht so wählerisch.

Aber Lennarts Kinn kippt runter in Richtung Brustkorb. Er sieht zu Maud hinüber, und sie nickt, und Lennart dreht sich zu Elsa um:

»Deine Oma entschuldigt sich dafür, dass sie uns bittet, dir die ganze Geschichte zu erzählen. Alles, was du wissen musst.«

»Welche Geschichte?«, fragt Elsa, aber noch während sie spricht, spürt sie, dass mit einem Mal jemand hinter ihr steht.

Sie dreht sich um. Der Junge mit Syndrom steht in der Tür zum Schlafzimmer und hält einen Kuscheltierlöwen im Arm. Er sieht zu Elsa herüber, doch als sie ihn anschaut, lässt er seine Haare übers Gesicht fallen. Genau wie Elsa. Er ist ein gutes Jahr jünger als sie, aber fast genauso groß, und sie haben dieselbe Frisur und fast dieselbe Haarfarbe. Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist, dass Elsa etwas anders als die anderen ist und dass der Junge das Syndrom hat. Das Syndrom bedeutet, man ist auf ganz besondere Art und Weise anders.

Der Junge sagt kein Wort, denn das tut er nie. Aber Maud gibt ihm einen Kuss auf die Stirn und flüstert »Albtraum?«, und der Junge nickt, und dann

holt Maud ein großes Glas Milch und eine ganze Dose Traumkekse und nimmt ihn an der Hand und führt ihn zurück ins Schlafzimmer und sagt trotzig: »Komm mit, den jagen wir fort!«

Lennart dreht sich zu Elsa um.

»Ich glaube, deine Oma möchte, dass ich ganz von vorn zu erzählen beginne.«

Und an diesem Tag bekommt Elsa die Geschichte von dem Jungen mit Syndrom zu hören. Eine Geschichte, die sie noch nie gehört hat. Eine Geschichte, bei der du dich am liebsten selbst ganz, ganz festhalten willst, wenn du sie erzählt bekommst, so grauenvoll ist sie. Lennart erzählt vom Vater des Jungen, der mehr Hass in sich trug, als man glauben mochte, dass er in einem einzigen Menschen Platz finden kann. Der Vater nahm Drogen. Da hält Lennart inne und scheint Angst zu haben, dass Elsa Angst bekommt, aber sie richtet sich auf und vergräbt ihre Handflächen im Pelz vom Wors und sagt, dass alles in Ordnung sei. Lennart fragt, ob sie denn wisse, was Drogen seien, und sie antwortet, dass sie darüber etwas auf Wikipedia gelesen habe.

Lennart erzählt, wie der Vater ein anderer Mensch wurde, als er das nahm, worüber man auf Wikipedia nachlesen kann. Wie seine Seele sich verdunkelte. Er schlug die Mama des Jungen, als sie schwanger war, denn er wollte gar nicht Papa werden. Lennart blinzelt jetzt in längeren Abständen, und er erklärt, dass das vielleicht daran lag, dass der Vater Angst hatte, das Kind könne so werden wie er. Voller Hass und Gewalt. Als der Junge also auf die Welt kam und die Ärzte ihm mitteilten, dass sein Kind ein Syndrom habe, geriet der Vater außer sich vor Wut. Er konnte es nicht verwinden, dass das Kind anders war. Vielleicht weil er einen Hass

auf alles hatte, was anders war. Vielleicht weil er, wenn er den Jungen anschaute, all das sah, was an ihm selbst anders war.

Und dann begann er, immer mehr Alkohol zu trinken und mehr von dem Zeug von Wikipedia zu nehmen, und er verschwand nächtelang und manchmal sogar Wochen am Stück, ohne dass irgendjemand wusste, wo er sich herumtrieb. Manchmal war er ganz ruhig und sanftmütig, wenn er heimkam. Es kam vor, dass er in Tränen ausbrach und erklärte, dass er sich eine Weile habe fernhalten müssen, um die Wut loszuwerden. Als ob da etwas Finsteres in ihm wohnte, das versuchte, ihn zu verwandeln, und er müsste dagegen ankämpfen. Er konnte danach wochenlang ruhig sein. Sogar Monate.

Aber eines Abends nahm die Finsternis in ihm überhand. Er schlug die beiden und schlug und schlug, bis sich keiner mehr rührte. Und dann machte er sich aus dem Staub.

Mauds Stimme tastet sich durch die Stille, die Lennart in der Küche hinterlässt. Der Junge mit Syndrom schnarcht im Schlafzimmer, einer der ersten Laute, die Elsa überhaupt von ihm hört. Mauds Fingerspitzen fahren zwischen den leeren Keksdosen auf der Arbeitsplatte hin und her.

»Wir haben sie gefunden. Wie oft hatten wir schon versucht, sie dazu zu bewegen, den Jungen zu nehmen und zu gehen, aber sie hatte solche Angst. Wir hatten alle solche Angst. Er ist ein schrecklich gefährlicher Mann«, sagt sie leise.

Elsa umklammert den Wors etwas fester.

Maud sinkt am Küchentisch in sich zusammen. Sie hält einen Umschlag in der Hand, so einen wie der, den Elsa mitgebracht hat.

»Und was habt ihr dann getan?«

»Wir kannten deine Oma. Aus dem Krankenhaus. Ja, du weißt doch, meine liebe Elsa, damals hatten Lennart und ich ein Café. Im Eingangsbereich des Krankenhauses. Deine Oma kam jeden Tag zu uns. Sie hat immer unsere Traumkekse gekauft.«

»Sie nannte sie immer ›Mirevaskekse‹«, erinnert sich Lennart, und Maud nickt: »Ja, am Ende haben wir die Kekse umbenannt. ›Mirevasier‹. Ein halbes Dutzend Mirevasier und ein halbes Dutzend Zimtschnecken, das hat deine Oma gekauft, Tag ein, Tag aus. Meine Schwester betreibt eine kleine Bäckerei im südlichen Stadtgebiet, ich backe noch immer von Zeit zu Zeit für sie, und deine Oma hat bei ihr dann die Zimtschnecken gekauft, nachdem wir …«

Sie muss sich zusammenreißen und fächert sich selbst verlegen ein wenig Luft zu, wie man es macht, wenn man alt ist und einsehen muss, dass die Geschichten langsam mit einem davonspazieren.

»Ich weiß eigentlich nicht mehr genau, wie es anfing. Aber deine Oma war ein Mensch, dem man Dinge erzählte, weißt du, was ich meine? Ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte. Ich wusste nicht, wem ich mich anvertrauen konnte. Wir hatten alle so eine furchtbare Angst, also habe ich sie angerufen. Und dann kam sie mitten in der Nacht mit ihrem verrosteten alten Auto …«

»Renault!«, ruft Elsa aus, denn aus irgendeinem Grund findet sie, dass er es verdient, in der Geschichte vorzukommen, wenn er sie schon alle gerettet hat.

Lennart räuspert sich mit einem betrübten Lächeln.

»Ja, ihr Renault. Mit dem kam sie. Und wir haben den Jungen und seine Mutter eingeladen, und deine Oma hat uns hierhergebracht. Und uns die Schlüssel für die Wohnungen gegeben. Ich weiß nicht direkt, wie sie da

rangekommen ist, aber sie hat gesagt, sie würde mit den Hausbesitzern alles regeln. Und seitdem wohnen wir hier.«

»Und was ist mit dem Vater? Was ist passiert, als er gemerkt hat, dass alle weg waren?«, will Elsa wissen, obwohl sie es im Grunde gar nicht will.

Lennarts Hand tastet nach Mauds Fingern.

»Das wissen wir nicht. Aber deine Oma kam kurz darauf mit Alf und sagte, das ist Alf und er würde die Sachen des Jungen holen. Und sie und Alf fuhren wieder zurück, und der Vater des Jungen tauchte auf, und er war … er war nur noch von Dunkelheit beherrscht. Dunkelheit aus dem tiefsten Inneren. Er hat Alf übel zugerichtet …«

Lennart hält plötzlich inne, so wie man es tut, wenn einem mit einem Mal bewusst wird, dass man ja mit einem Kind spricht. Also spult er die Geschichte ein wenig vor.

»Ja, natürlich war der Vater schon auf und davon, als die Polizei kam. Und Alf, meine Güte, ich weiß auch nicht. Er wurde im Krankenhaus verarztet und fuhr selbst nach Hause und hat nie wieder ein Wort über die Sache verloren. Und zwei Tage später saß er schon wieder im Taxi und fuhr. Dieser Kerl ist aus Stahl.«

»Und der Vater?«, fragt Elsa beharrlich nach.

»Er verschwand. Und war jahrelang verschwunden. Wir glauben, er hat uns seitdem gesucht, vor allem den Jungen, aber er war so lange fort, dass wir dachten …«, bricht Lennart ab, als seien die Worte zu schwer für seine Zunge.

»Aber jetzt hat er uns gefunden«, ergänzt Maud.

»Und wie?«, fragt Elsa.

Lennarts Augen kriechen an der Tischkante entlang.

»Weißt du, Alf meint, er hat die Traueranzeige für deine Oma gelesen. Und da stand das Bestattungsinstitut. Und da fand er …«, beginnt er, aber

sieht plötzlich so aus, als würde er sich an etwas erinnern.

»Mich!«, flüstert Elsa, und ihr Herz schlägt fast außerhalb ihres Körpers.

Lennart nickt, und Maud lässt seine Hand los, eilt um den Tisch und nimmt Elsa in den Arm.

»Meine kleine Elsa! Du musst dir vorstellen, dass er den Jungen so viele Jahre nicht gesehen hat. Und ihr seid doch gleich groß und habt dieselbe Frisur. Er dachte, du seist unser Enkelkind.«

Elsa schließt die Augen. In ihren Schläfen pocht es, als würden bei jedem Atemzug zwei Magnete versuchen, sich durch ihren Schädel zu bohren, und zum ersten Mal in ihrem Leben schafft es Elsa nur mit barer Willensstärke, ins Land-Fast-Noch-Wach zu reisen, ohne auch nur annähernd ans Schlafen zu denken. Mit all ihrer Phantasie ruft sie die Wolkentiere und fliegt nach Miaudacas. Sammelt so viel Mut ein, wie sie tragen kann. Dann reißt sie die Augen auf, sieht Lennart und Maud an und sagt:

»Dann seid ihr die Eltern der Mutter des Jungen?«

Tränen laufen über Lennarts Nase und prasseln aufs Tischtuch wie Regen gegen ein Fensterblech.

»Nein. Wir sind die Eltern des Vaters.«

Elsa macht die Augen halb zu.

»Ihr seid die Eltern des Vaters?«

Mauds Brustkorb hebt und senkt sich, und sie streichelt dem Wors über den Kopf, und dann steht sie auf und holt eine Schokoladentorte. Samantha betrachtet den Wors bedächtig. Lennart schenkt Kaffee nach. Die Tasse wackelt so, dass der Kaffee auf die Bank läuft.

»Ich weiß, es klingt schrecklich, Elsa, einem Vater sein Kind wegzunehmen. Und das seinem eigenen Sohn anzutun. Aber wenn man

Großeltern wird, da ist man in erster Linie Oma und Opa …«, flüstert er wehmütig.

»Man ist in erster Linie Oma und Opa! Immer!«, fügt Maud voller Trotz hinzu, und ihre Augen glühen dabei auf eine Art und Weise, wie Elsa es Maud gar nicht zugetraut hätte.

Dann gibt sie Elsa den Umschlag, den sie aus dem Schlafzimmer mitgebracht hat. Er trägt Omas Handschrift. Elsa kennt den Namen nicht, aber sie kann sich denken, dass er für die Mutter des Jungen ist.

»So hieß sie früher. Bevor uns die Polizei eine neue Identität gab oder wie man das nun nennt«, erzählt Maud. Und mit der sanftesten Stimme, die ihr über die Lippen kommt, schiebt sie hinterher: »Deine Oma hat uns diesen Brief vor ein paar Monaten gegeben. Sie hat gesagt, du sollst ihn überbringen. Sie wusste, dass du zu uns kommen würdest, hat sie gesagt.«

Elsa nickt und schließt die Augen.

»Ich weiß. Das ist eine Schatzsuche. Oma hat Schatzsuchen geliebt.«

Unglücklich holt Lennart einmal tief Luft. Maud und er sehen sich kurz in die Augen, und dann beginnt er zu erklären:

»Aber ich fürchte, wir müssen dir erst von unserem Sohn erzählen, Elsa. Wir müssen von Sam erzählen. Ja, er heißt Sam. Und das ist etwas, wofür sich deine Oma in ihrem Brief auch entschuldigt. Sie schrieb, es täte ihr leid, dass sie … Sam das Leben gerettet hat …«

Mauds Stimme bricht, so dass ihre Worte zu kleinen Zischlauten werden:

»Und dann entschuldigt sie sich dafür, dass sie sich entschuldigt. Es täte ihr leid, dass sie es bereut, dass sie unserem Sohn das Leben gerettet hat. Es täte ihr leid, dass sie daran zweifelt, ob er es wirklich verdient zu leben. Und das, obwohl sie doch Ärztin war …«

Draußen vor dem Fenster klettert die Nacht ins Viertel. In der Küche riecht es nach Kaffee und Schokoladentorte. Und Elsa bekommt die Geschichte von Sam zu hören. Der Sohn des liebsten und zweitliebsten Menschen auf der Erde, der dennoch böser wurde, als man es sich je vorstellen konnte. Der Vater des Jungen mit Syndrom wurde, der wiederum so lieb ist, dass man es kaum glauben kann, als hätte sein Vater alles auf sich genommen und nichts davon weitergegeben. Sie lauscht der Geschichte, wie Sam selbst ein kleiner Junge war und wie Maud und Lennart sich so lange schon ein Kind gewünscht hatten und es ins Herz schlossen, wie Eltern ihre Kinder nun mal ins Herz schließen. Eben wie alle Eltern, sogar die aller-, aller-, allerschlimmsten, ihre Kinder einmal geliebt haben müssen. So formuliert es Maud jedenfalls. »Denn sonst kann man nicht Mensch sein, ich kann es mir einfach nicht vorstellen, dass man sonst Mensch sein kann«, flüstert sie. Und sie sei davon überzeugt, dass es ihre Schuld ist, denn sie könne sich nicht vorstellen, dass ein Kind böse auf die Welt kommt. Es müsse an der Mutter liegen, wenn ein Junge, der einst so klein und hilflos war, zu so etwas Furchtbarem heranwächst, da sei sie sich ganz sicher. Obwohl Elsa meint, dass Oma immer gesagt hat, dass einige Menschen halt einfach Scheißkerle seien, und daran sei keiner schuld außer die Scheißkerle selbst.

»Aber Sam war immer so böse, ich weiß nicht, wo all diese Wut herkam. In mir muss etwas Dunkles gewesen sein, das ich an ihn weitergegeben habe, aber ich habe keine Ahnung, woher«, flüstert Maud zerknirscht.

Und dann erzählt sie von einem Jungen, der aufwuchs und sich immerzu prügelte, immer andere Kinder in der Schule traktierte, immer Jagd auf all die machte, die anders waren. Und wie er groß wurde und Soldat wurde und in weit entfernte Länder fuhr, weil er so einen Hunger nach Krieg hatte, und wie er dort einen Freund fand. Seinen ersten richtigen Freund. Und wie alle

bemerkten, dass er sich veränderte, dass es ihm guttat. Der Freund war auch ein Soldat, aber eine andere Art Soldat, er hatte diesen Hunger nicht. Sie wurden unzertrennlich. Sam sagte, der Freund sei der mutigste Kämpfer, den er je gesehen habe.

Sie fuhren zusammen nach Hause, und der Freund stellte Sam einem Mädchen vor, das er kannte, und sie konnte in Sam etwas sehen, und für diesen einzigen Moment im Leben konnten auch Lennart und Maud es sehen, einen Hauch von etwas anderem. Einen Sam fernab der Finsternis.

»Wir dachten, sie könnte ihn retten, wir hofften alle inständig, sie würde ihn retten, denn dann wäre es wie im Märchen gewesen, und wenn man so lange mit der Dunkelheit gelebt hat, dann will man einfach an Märchen glauben«, sagt Maud, und Lennart hält zärtlich ihre Hände in seinen.

»Aber dann kamen die Unwägbarkeiten des Lebens«, seufzt Lennart, »wie in so vielen Märchen. Und das war vielleicht gar nicht Sams Fehler. Oder es war nur Sams Fehler. Das müssen wohl Menschen beurteilen, die klüger sind als wir, ob jeder Mensch von Anfang bis Ende für all seine Handlungen allein verantwortlich ist oder nicht«, sagt Lennart. »Aber Sam fuhr zurück in den Krieg. Und als er zurückkam, war er düsterer als je zuvor.«

»Er war ein Idealist, trotz dieses Hasses und dieser Wut war er ein Idealist, das war auch der Grund, warum er Soldat werden wollte«, ergänzt Maud und schaut betrübt.

Und da fragt Elsa, ob sie Mauds und Lennarts Computer benutzen darf.

»Natürlich nur, wenn ihr einen Computer habt!«, schiebt sie entschuldigend hinterher, denn sie muss an die Diskussion mit Wolfsherz denken.

»Natürlich haben wir einen Computer«, sagt Lennart und wundert sich über diese Frage.

»Heutzutage hat doch wohl jeder einen Computer, oder?«, fragt Maud milde lächelnd.

›Genau!‹, denkt Elsa und beschließt, Wolfsherz darauf hinzuweisen, wenn er wieder auftaucht. Wenn es dazu kommt.

Lennart führt Elsa am Schlafzimmer vorbei, und sie sieht, dass Maud rund um das Bett, in dem der Junge liegt, in einem großen Kreis Traumkekse verteilt hat. In dem kleinen Arbeitszimmer ganz hinten in der Wohnung erzählt Lennart dann, dass ihr Computer natürlich ziemlich alt sei und sie deshalb ein bisschen Geduld aufbringen müsse. Und da entdeckt Elsa auf einem Tisch den klobigsten Computer, den sie jemals gesehen hat, und hinter dem Computer steht eine gigantisch große Kiste, und auf dem Boden ist noch eine.

»Was ist das denn?«, fragt Elsa und zeigt auf sie.

»Das ist der eigentliche Computer«, erklärt Lennart.

»Das Ding?«, fragt Elsa und zeigt auf den eigentlichen Computer.

»Und das ist der Bildschirm«, sagt Lennart, dabei drückt er auf einen großen Knopf an der Kiste, die auf dem Boden steht, und fügt hinzu: »Ja, es dauert etwa eine Minute, bis er hochgefahren ist, so lange müssen wir warten.«

»Eine MINUTE?«, ruft Elsa aus und murmelt: »Wow. Der ist echt alt.«

Aber als der echt alte Computer schließlich doch hochgefahren und Lennart nach vielen Wenn und Aber für sie ins Internet gegangen ist und sie gefunden hat, was sie gesucht hat, geht sie zurück in die Küche und setzt sich auf den Stuhl gegenüber von Maud.

»Es bedeutet Träumer. Ich meine ›Idealist‹. Das Wort bedeutet Träumer.«

»Ja, ja, das kann man wohl sagen«, sagt Maud freundlich lächelnd.

»Das kann man nicht sagen. Das ist das, was es bedeutet«, korrigiert sie Elsa.

Und da nickt Maud noch freundlicher. Und dann erzählt sie ihr von einem Idealisten, der zum Zyniker wurde, und Elsa weiß, was das bedeutet, denn ein Lehrer in Elsas Vorschule hat sie einmal so genannt. Das gab eine ziemliche Aufregung, als Mama davon erfuhr, aber der Lehrer blieb dabei. Elsa kann sich an die Details nicht mehr genau erinnern, aber sie glaubt, dass es um diesen Vorfall ging, als sie den anderen Vorschulkindern erklärte, wie Wurst hergestellt wird.

Sie glaubt, dass es ein Schutzmechanismus ist, wenn sie an solche Sachen denkt. Denn in diesem Märchen gibt es einfach eine etwas zu große Portion Wirklichkeit. Wenn man fast acht ist, dauert es nicht lange, bis einem die Wirklichkeit zu viel wird.

Maud erzählt, wie Sam wieder in einen neuen Krieg zog. Sein Freund war auch dabei, und es war ihnen gelungen, mehrere Wochen lang ein Dorf zu verteidigen. Da gab es Menschen, die aus Gründen, die Mauds Verstand nicht begreifen konnte, alle Einwohner töten wollten. Schließlich kam über Funk der Befehl, diesen Ort zu verlassen, weil die Situation sich zuspitzte, doch Sams Freund weigerte sich. Er überredete Sam und die anderen Soldaten, sie blieben vor Ort, bis noch mehr Soldaten zur Verstärkung kamen und das Dorf wieder sicher war, und dann trugen sie so viele verletzte Kinder in ihre Autos wie möglich und fuhren zum nächstgelegenen Krankenhaus. Das war viele Kilometer entfernt. Denn Sams Freund kannte eine Frau, die dort Ärztin war, und alle sagten, sie sei die beste Chirurgin auf der ganzen Welt.

Sie waren auf dem Weg durch die Wüste, als sie über die Mine fuhren. Die Explosion war gnadenlos. Es regnete Feuer und Blut.

»Ist jemand dabei gestorben?«, fragt Elsa und will die Antwort doch lieber gar nicht hören.

»Alle«, antwortet Lennart, ohne dass er das Wort wirklich aussprechen will.

Alle außer Sams Freund und Sam selbst. Sam war bewusstlos, aber sein Freund zog ihn aus dem Feuer. Sam war der Einzige, den er retten konnte. Der Freund selbst hatte Metallsplitter im Gesicht und schreckliche Verbrennungen, doch als er die Schüsse hörte, war ihm klar, dass sie in einen Hinterhalt geraten waren, und da griff er zu seinem Gewehr und rannte geradewegs in die Wüste hinein und hörte nicht auf zu schießen, bis da nur noch Sam und er selbst lebend in der Wüste lagen und bluteten und um Luft rangen.

Und dabei waren es nur Jungen gewesen, die auf sie geschossen hatten. Kinder. Genau wie die Kinder, die die Soldaten gerade hatten retten wollen. Sams Freund sah es, als er vor ihren Leichen stand, ihr Blut an seinen Händen. Er war danach nicht mehr derselbe.

Unermüdlich trug er Sam durch die Wüste, kollabierte erst, als er im Krankenhaus ankam und Elsas Oma ihnen entgegenlief. Sie rettete Sam das Leben. Er hinkte leicht, aber er überlebte, und dort im Krankenhaus fing Sam an, Omas Zigaretten zu rauchen. Auch dafür entschuldigt sich Oma in ihrem Brief.

Maud legt das Fotoalbum so behutsam vor Elsa auf den Tisch, als wäre es ein Lebewesen mit eigenen Gefühlen. Sie zeigt auf ein Bild, auf dem die Mutter des Jungen mit Syndrom zu sehen ist. Sie steht zwischen Lennart

und Maud, und sie trägt ein Brautkleid, und alle drei lachen aus vollem Hals.

»Ich glaube, dass Sams Freund in sie verliebt gewesen ist. Aber er hat sie Sam vorgestellt, und die beiden verliebten sich stattdessen. Ich glaube, Sams Freund hat nie ein Wort darüber verloren. Sie waren wie Brüder, die zwei, kannst du dir das vorstellen? Ich glaube, sein Freund war ganz einfach zu nett, um zu sagen, was er für sie empfand, verstehst du?«

Elsa versteht das. Maud lächelt.

»Er war immer so ein empfindsamer Junge, Sams Freund. Ich fand immer, dass er eine Seele wie ein Dichter hatte. Sie waren so unterschiedlich, Sam und er. Man kann sich nur unglaublich schwer vorstellen, dass er all das, was er tat, tun musste, um Sam das Leben zu retten. Und dass dieser Ort ihn zu so einem furchtbaren …« Jetzt schweigt sie lange. Ihre Trauer prasselt gegen das Tischtuch. »… Kämpfer machen konnte«, spricht sie leise und blättert um.

Elsa muss das nächste Bild im Fotoalbum nicht mehr sehen, um zu wissen, was es abbildet.

Es ist Sam. Er steht irgendwo in der Wüste. Er trägt eine Uniform und stützt sich auf Krücken. Daneben steht Elsas Oma, mit einem Stethoskop um den Hals. Und zwischen ihnen steht Sams bester Freund. Wolfsherz.

25
Weihnachtsbaum

Also, es ist wirklich nicht so, dass Oma schlecht über die Wolkentiere geredet hätte. Natürlich nicht. Zumindest gehörte sie nicht zu denen, die sich ständig über die Wolkentiere aufregten. Oder wenigstens nicht so, dass es andere Leute hörten. Nun ja, gut. Zumindest nicht so, dass es die Wolkentiere hörten.

»Manchmal können sie aber auch richtige Biester sein!«, behauptete Oma hartnäckig, auch wenn Elsa protestierte. Elsa ist ein großer Fan der Wolkentiere, denn sie sind unglaublich wichtig für alle Einwohner des Landes-Fast-Noch-Wach. Und außerdem ist es ein riesiger Vorteil, wenn man sie beim Scharadespielen in seiner Mannschaft hat.

»Aber das Problem ist doch, dass sie das WISSEN! Und schon werden sie so verdammt SELBSTHERRLICH, diese kleinen Biester!«, meckerte Oma. Und um das zu verstehen, muss man wissen, dass Elsa und Oma ein ganz ausgeklügeltes System für Beleidigungen entwickelt hatten.

Ein Biest ist ein etwas größerer Querkopf als ein Dussel, nicht unbedingt so blöd wie ein Blödmann, aber doch ein viel größerer Querkopf als zum Beispiel ein Trottel. Doch keineswegs so fies wie ein Mistkerl, der ist nämlich die schlimmste Art von Biest. Und selbstverständlich auch nicht so stur wie ein Schlaumeier, der sowohl Mistkerl als auch Blödmann ist.

Hätten Oma und Elsa das alles jemandem erklären müssen, der keine Ahnung davon hatte, dann hätte derjenige es höchstwahrscheinlich nicht begriffen, und da hätte man es wirklich verstehen können, wenn dieser

jemand dann auch gefragt hätte, was denn eigentlich »Dummkopf« bedeuten soll, denn meistens sagten Elsa und Oma zu den Leuten die ganze Zeit Dummkopf.

Aber das wäre natürlich eine blöde Frage gewesen. Denn ein Dummkopf ist nun mal ein Dummkopf. Und jeder weiß das.

Wenn es sich nicht um einen besonders dämlichen Dummkopf handelt. Denn das ist der dümmste Dummkopf überhaupt.

Nun ja, wie auch immer: Es waren also die Wolkentiere, die den Auserwählten retteten, als die Schatten ganz heimlich ins Königreich Mimovas kamen, um ihn zu kidnappen. Denn während Miamas aus Phantasie gebaut ist, besteht Mimovas aus Liebe. Ohne Liebe gibt es keine Musik, ohne Musik gibt es kein Mimovas, und der Auserwählte war derjenige, den man im ganzen Königreich am allertiefsten ins Herz geschlossen hatte. Wenn die Schatten ihn also gefangen genommen hätten, dann hätten sie damit gleichzeitig das ganze Land-Fast-Noch-Wach zu Fall gebracht. Wenn Mimovas fällt, dann fällt Mirevas, und wenn Mirevas fällt, fällt auch Miamas, und wenn Miamas fällt, dann fällt Miaudacas, und wenn Miaudacas fällt, fällt auch Miploris. Denn ohne Musik kann es keine Träume geben, und ohne Träume gibt es keine Märchen, und ohne Märchen gibt es keinen Mut, und ohne Mut würde niemand die Last der Trauer tragen können, und ohne Musik und Träume und Märchen und Mut und Trauer gäbe es im Land-Fast-Noch-Wach nur noch ein einziges Königreich: Mibatalos. Aber Mibatalos kann allein nicht existieren, denn alle Krieger, die dort leben, wären ohne die anderen Königreiche wertlos, weil es einfach nichts mehr gäbe, für das es sich zu kämpfen lohnt.

Auch das hat sie von Harry Potter geklaut. Oma. Dass man etwas braucht, das es wert ist, dass man dafür kämpft. Aber Elsa verzeiht es ihr,

denn es ist wirklich gut. Manchmal darf man schon etwas klauen, wenn es richtig gut ist.

Es waren also die Wolkentiere, die beobachteten, wie die Schatten um die Häuser von Mimovas strichen, und da taten sie das, was Wolkentiere nun mal tun: Sie schwebten erst wie Pfeile hinab und dann wieder hinauf wie riesige Schiffe, sie verwandelten sich in Dromedare und Äpfel und alte Angelbrüder mit Zigarre, und die Schatten gingen direkt in die Falle. Denn bald wussten sie nicht mehr, wen oder was sie eigentlich jagten. Die Wolken verschwanden in einem einzigen himmlischen Atemzug, und mit einer von ihnen verschwand der Auserwählte. Den ganzen Weg bis nach Miamas.

Und so begann der Krieg-Ohne-Ende. Aber hätte es die Wolkentiere nicht gegeben, dann wäre er da schon zu Ende gewesen, genau an diesem Tag, dann hätten die Schatten nämlich gesiegt. Und Elsa war der Meinung, dass man den Wolkentieren dafür wirklich wenigstens ein bisschen dankbar sein könne. Auch wenn sie kleine Biester waren.

Elsa bleibt die ganze Nacht im Land-Fast-Noch-Wach. Jetzt kann sie dorthin fliegen, wann immer sie will, als wäre es nie ein Problem gewesen. Sie weiß nicht recht, warum, aber sie vermutet, dass es daran liegt, dass sie jetzt nichts mehr zu verlieren hat. Der Schatten ist jetzt in der richtigen Welt, Elsa weiß, wer er ist, und sie weiß, wer Oma war und wer Wolfsherz ist und wie alles zusammenhängt. Sie hat einfach keine Angst mehr. Sie weiß, dass der Krieg kommen wird, dass er unumgänglich ist, und das macht sie auf ganz sonderbare Weise ruhig.

Und das Land-Fast-Noch-Wach brennt auch nicht, so wie in ihrem Traum. Es ist noch genauso schön und friedvoll wie immer, wenn sie hindurchreitet. Erst wenn sie aufwacht, merkt sie, dass sie es vermieden hat,

nach Miamas zu reiten. Zu allen anderen fünf Königreichen reitet sie, sogar zu den Ruinen, wo vor dem Krieg-Ohne-Ende Mibatalos war, aber nicht nach Miamas. Denn sie will nicht wissen, ob Oma dort ist.

Will es nicht wissen, für den Fall, dass Oma nicht dort ist.

Papa steht in der Tür zu ihrem Zimmer. Mit einem Mal ist sie hellwach, so als hätte ihr jemand Mentholspray in die Nase gesprüht. Was nämlich, nur so nebenbei bemerkt, super funktioniert, wenn man jemanden wecken will. Elsa weiß das, denn so was weiß man, wenn man eine Oma hat wie sie.

»Was ist passiert? Ist Mama krank? Kommt das Halbe?«, ruft Elsa aus und springt aus dem Bett, die Augenlider noch ganz schwer von Ängsten und Schatten.

Papa sieht sie zögerlich an. Und auch, als verstände er gar nicht, was los ist. Aber vor allem zögerlich. Elsa blinzelt die Tautropfen, die auf ihrer Hornhaut hängen, weg, und da fällt ihr ein, dass Mama im Krankenhaus eine Besprechung hat, denn sie hat ja versucht, Elsa zu wecken, als sie los musste, doch Elsa hat sich schlafend gestellt. Und George ist in der Küche und macht Rührei; vor kurzem war auch er bei ihr im Zimmer und hat gefragt, ob sie auch welches wolle, aber auch da hat sie getan, als würde sie noch schlafen. Jetzt sieht sie Papa verwirrt an.

»Was machst du sonst hier? Heute ist doch gar kein Papa-Tag.«

Papa räuspert sich zögerlich. Und macht ein Gesicht wie Väter, die mit einem Mal feststellen, dass etwas, was sie immer getan haben, weil es für ihre Töchter wichtig war, plötzlich zu etwas geworden ist, was ihre Töchter tun, weil es wichtig für ihre Väter ist. Es ist eine ganz schmale Grenze, die da überschritten wird. Doch weder Väter noch Töchter werden es je vergessen, wenn sie sie passiert haben.

Elsa geht im Kopf die Tage durch.

»Tut mir leid«, murmelt sie, als sie sich wieder erinnern kann.

»Macht gar nichts, du hast ja auch viel um die Ohren«, sagt Papa zögerlich und dreht sich um, um zu gehen.

»Halt, warte doch!«, meckert Elsa ihm hinterher, obwohl sie ihn gar nicht wirklich anmeckern wollte.

Sie hat recht, es ist kein Papa-Tag. Aber gleichzeitig hat sie auch nicht recht, denn es ist der Tag vor Weihnachten. Das zu vergessen, wenn man fast acht ist, ist wirklich unglaublich bescheuert. Denn der Tag vor Weihnachten gehört immer Papa und ihr. Das ist der Weihnachtsbaumtag. Natürlich wird sie auf diese Art auch »geparkt«, das natürlich auch. Aber der Weihnachtsbaumtag ist, wie der Name ganz subtil mitteilt, der Tag, an dem Elsa und Papa den Weihnachtsbaum holen. Natürlich einen künstlichen Weihnachtsbaum, denn Elsa weigert sich, einen echten Tannenbaum zu kaufen. Aber weil Papa sich so freut, wenn er mit Elsa einen Baum kaufen gehen kann, besteht sie darauf, dass sie jedes Jahr einen neuen brauchen. Sicherlich gibt es Menschen, die das für eine fragwürdige Tradition halten, doch Oma sagte immer, dass »jedes Scheidungskind das Recht hat, von Zeit zu Zeit ein bisschen aus der Reihe zu tanzen«.

Mama war auf Oma natürlich sehr ärgerlich wegen der Sache mit dem Plastikbaum, denn sie liebt den Duft von echten Tannenbäumen, und sie sagte immer, das mit dem Plastikweihnachtsbaum komme nur wieder daher, dass Oma Elsa diesen Floh ins Ohr gesetzt habe. Das sei natürlich eine blanke Lüge, behauptete Oma, was natürlich eine blanke Lüge war. Denn es war Oma, die Elsa vom Tanz der Tannenbäume in Miamas erzählt hatte, und wenn man diese Geschichte kannte, blieb einem keine Wahl, man musste wirklich bescheuert sein, wenn man dann noch einen Baum haben wollte, den jemand als Sklave verkauft hat, nachdem man ihm den Fuß amputiert hat.

In Miamas sind die Tannenbäume denkende Lebewesen mit einem für Nadelbäume ziemlich verbohrten Interesse an Inneneinrichtung. Sie wohnen nicht draußen im Wald, sondern in den südlichen Stadtteilen von Miamas, die in den letzten Jahren ziemlich in geworden sind, und sie arbeiten oft in der Werbebranche und tragen sogar im Haus Schals. Und einmal im Jahr, gleich nach dem ersten richtigen Schnee, versammeln sich alle Tannenbäume auf dem großen Marktplatz unterhalb des Schlosses und wetteifern, wer zu Weihnachten in welchem Haus stehen darf. Die Bäume suchen sich das Haus aus, nicht umgekehrt, und die Reihenfolge wird in einem Tanzwettbewerb ermittelt. Früher lieferten sie sich richtige Duelle, aber Tannen schießen im Allgemeinen so schrecklich langsam, dass es einfach zu lange dauerte. Jetzt tanzen sie also den Tannenbaumtanz, was ein bisschen eigentümlich aussieht, weil Tannen ja keine Füße haben. Wenn man als Nicht-Tannenbaum eine tanzende Tanne imitieren will, muss man auf beiden Füßen zusammen wippen. So wie in der Disco, wenn es auf der Tanzfläche sehr eng ist.

Elsa kennt das, denn wenn Papa am Silvesterabend eineinhalb Gläser Sekt trinkt, dann tanzt er manchmal den Tannenbaumtanz mit Lisette in der Küche. Obwohl es für Papa natürlich ganz normales »Tanzen« ist.

»Entschuldige, Papa, jetzt weiß ich, welchen Tag wir heute haben!«, ruft Elsa, springt in die Jeans, wirft Pullover und Jacke über und rennt in den Flur. »Ich muss nur erst noch eine Sache erledigen!«, teilt sie ihm mit und ist auch schon aus der Tür und auf dem Weg die Treppe hinab.

Papa hätte es vielleicht noch geschafft, sie aufzuhalten, wenn er nicht immer so zögerlich wäre. Aber so ist er nun mal. Also wird daraus wieder nichts.

Elsa hat den Wors gestern Abend in Renault versteckt. Sie hatte einen Eimer voll Zimtschnecken von Maud dabei und ermahnte den Wors, sich unter den Decken auf dem Rücksitz zu verstecken, wenn jemand in die Tiefgarage käme. »Du musst so tun, als wärst du ein Haufen Klamotten oder ein Fernseher oder so was!«, sagte Elsa, und der Wors sah nicht so ganz überzeugt aus, dass er einen guten Fernseher abgeben würde. Also musste Elsa noch einen Sack Traumkekse von Maud holen, und dann gab er nach und kroch unter die Decken und sah wirklich kein bisschen wie ein Fernseher aus. Er stöhnte vor Schmerz auf, als er sich herumwälzte. Wahrscheinlich dachte er, Elsa hätte es nicht gemerkt. Also tat Elsa so, als hätte sie es nicht gemerkt. Denn Worse sind sehr stolze Tiere, sie wollen kein Mitleid, nur weil sie ein bisschen steife Gelenke haben. Elsa sagte ihm gute Nacht, schlich die Treppen hinauf und stand dann vor der Wohnungstür, wo der Junge mit Syndrom und seine Mutter wohnen. Eigentlich hatte sie vor zu klingeln, doch dann brachte sie es nicht fertig. Sie wollte nicht noch mehr alte Geschichten hören. Nicht noch mehr über Schatten und Finsternis erfahren. Also steckte sie den Umschlag einfach durch den Briefschlitz an der Tür und rannte davon.

Heute ist ihre Tür verschlossen. Wie alle anderen Türen auch. Es ist die Zeit am Morgen, wenn alle im Haus, die aufstehen müssen, schon unterwegs sind und die, die nirgends hinmüssen, noch nicht wach. Da hört Elsa von unten Kents Stimme, obwohl er flüstert – das ist ja typisch für die Akustik in Treppenhäusern. Elsa weiß das, denn »Akustik« ist ein Wortdosenwort. Sie hört Kent flüstern: »Ja, ich verspreche es, ich komme heute Abend.« Aber als sie die letzte Treppe hinuntergeht, vorbei an der Wohnung vom Wors und der von Wolfsherz und an der Wohnung, in der der Junge mit Syndrom und seine Mutter wohnen, da fängt Kent mit einem Mal an, laut zu sprechen. Er ruft: »Yez, Klaus! In Frankfurt! Yez, yez, yez!«

Und dann dreht er sich um und tut so, als hätte er Elsa erst in diesem Moment bemerkt.

»Was machst du?«, fragt Elsa misstrauisch.

Kent bittet Klaus, einen Moment in der Leitung zu bleiben, und es klingt so, als sei da gar kein Klaus in der Leitung. Kent trägt ein Polohemd mit Zahlen drauf und einem kleinen Mann auf einem Pferd auf der Brust. Kent hat Elsa erzählt, dass diese Hemden mehr als tausend Kronen kosten, und Oma hat immer gesagt, das Gute an diesen Polohemden sei, dass sie dieses Pferd als Warnsignal hätten, denn in diesem Hemd stecke mit größter Wahrscheinlichkeit ein Blödmann.

»Was willst du?«, fragt Kent angestrengt.

Elsa starrt ihn an. Dann sieht sie die roten Plastikschälchen voller Fleisch, die er gerade im Treppenhaus verteilt.

»Was ist das?«, keucht sie.

Kent schlägt verzweifelt mit den Händen aus, so impulsiv, dass er Klaus fast gegen die Wand pfeffert.

»Dieser Kampfhund läuft immer noch frei herum und mindert den Wert der Wohnungen!«

Elsa macht vorsichtig ein paar Schritte zurück, ohne den Blick von den Fleischschälchen zu lassen. Kent nimmt die Hände wieder an seinen Körper und scheint einzusehen, dass er sich wohl eine Spur zu unbeholfen ausgedrückt hat, daher setzt er zu einem erneuten Versuch an, in so einem Tonfall, mit dem Männer in Kents Alter meinen, dass er für Frauen in Elsas Alter passend sei, damit sie es kapieren:

»Britt-Marie hat auf der Treppe Hundehaare gefunden, weißt du, meine Kleine? Wir können im Treppenhaus keine wilden Hunde gebrauchen, das verstehst du doch, mein Mädchen? Das mindert den Wert der Wohnungen, nicht wahr?«

Er lächelt sie so an, wie es Erwachsene Kindern gegenüber tun, die es einfach nicht besser wissen, da sie glauben, Kinder hätten keinen Grips. Sie bemerkt, dass er nervös auf sein Handy schaut.

»Es ist ja nicht so, dass wir dieses Bie… diesen Hund töten wollen! Diesen Hund! Er wird nur ein bisschen ›dösen‹, okay? Hörst du? Und dann darf er auf einem ›Bauernhof‹ einziehen, wo er mit anderen Biestern herumlaufen kann. Na ja, du weißt schon, was ich meine. Okay? Dann ist es doch gut, oder? Und bist du jetzt so lieb und läufst hoch zu deiner Mami?«

Elsa fühlt sich gar nicht besonders lieb. Und es gefällt ihr nicht, dass Kent Anführungszeichen in die Luft macht, als er das Wort ›Bauernhof‹ ausspricht. Nur Leute mit einem unzureichenden Wortschatz machen Anführungszeichen in die Luft.

»Mit wem telefonierst du denn?«, fragt sie.

»Mit Klaus, einem Geschäftsmann in Deutschland«, antwortet Kent, so wie man das sagt, wenn es überhaupt nicht stimmt.

»Sure«, entgegnet Elsa.

Kents Augenbrauen sinken nach unten, als ob sie ein Leck hätten.

»Willst du damit sagen, du glaubst mir nicht?«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Kann ich mal mit ›Klaus‹ sprechen?«, fragt sie forsch und zeigt auf das Handy, während sie ironische Anführungszeichen in die Luft macht. Was ganz normale Anführungszeichen sind, aber von jemandem, der über einen besseren Wortschatz verfügt.

»Ich finde, du solltest zu deiner Mama nach Hause gehen«, wiederholt Kent jetzt eine Spur verärgert.

Elsa bewegt sich nicht vom Fleck. Zeigt auf die Schalen.

»Ist da Gift drin?«

Kent ballt die Faust jetzt sehr selbstbewusst um Klaus.

»Nun hör mir mal zu, du Gör: Freilaufende Hunde sind Schädlinge! Und Schädlinge tö…«

Er holt verärgert Luft und korrigiert seine Wortwahl:

»So was *handhabt* man mit Gift. Wir können hier im Haus keine Schädlinge gebrauchen und in der Garage Schrottkisten stehen haben und all solchen Mist. Jemand muss hier schließlich für Ordnung sorgen, damit dieser Mist nicht den Wert des Hauses senkt!«, behauptet er, als ob er das in Wirklichkeit nur tun würde, damit alle etwas davon haben.

Aber Elsa hört beim Wort »Schrottkisten« etwas Unheilverkündendes in seiner Stimme, also zwängt sie sich an ihm vorbei, voll schlimmster Befürchtungen. Springt die Kellertreppe hinab. Reißt die Tür zur Tiefgarage auf und steht da, das Herz in der Hose. Als sie die Treppe wieder hinaufrennt, schlägt sie sich an jeder Stufe die Knie an.

»WO IST RENAULT? WAS HAST DU VERDAMMT NOCHMAL MIT RENAULT GEMACHT?«, brüllt sie Kent an und wedelt mit ihren Fäusten, trifft aber nur Klaus, so dass Klaus die Kellertreppe hinunterfliegt und das Display und die Plastikhülle springen und eine Miniaturelektrolawine auslösen.

»Bist du jetzt völl… verdammt nochm… bist du jetzt völlig *übergeschnappt*, du kleines Biest? Hast du eine Ahnung, wie viel dieses Telefon *gekostet* hat?«, schreit Kent und erklärt dann, dass es verfluchte achttausend Kronen waren.

Elsa teilt ihm mit, dass es ihr scheißegal ist, wie viel das Handy gekostet hat. Und dann teilt Kent ihr mit einem sadistischen Funkeln in den Augen ganz genau mit, was er mit Renault gemacht hat. Weil Renault »ein wertmindernder Haufen Schrott!« war.

Elsa weiß das. Denn auf Wikipedia gibt es einen Artikel über Sadismus.

Sie rast die Treppe hinauf, um Papa zu holen, macht aber plötzlich auf der vorletzten Etage Halt. Britt-Marie steht in der Tür zu ihrer Wohnung. Verunsichert faltet sie die Hände vor den Hüften, und Elsa fällt auf, dass sie schwitzt. Aus der Küche duftet es nach Weihnachtsessen, und Britt-Marie trägt ihren geblümten Blazer mit der großen Brosche. Der rosa Fleck vom Paintballgewehr ist fast gar nicht mehr zu sehen.

»Liebe Britt-Marie, du darfst nicht zulassen, dass Kent ihn tötet, er ist mein Freund …«, flüstert sie.

Britt-Marie sieht sie an, und für einen kurzen Augenblick flackert etwas wie Mitgefühl in ihren Augen auf. Elsa merkt es. Doch dann erklingt Kents Stimme von unten, sie solle noch mehr Gift holen, und da kneift Britt-Marie kurz die Augen zu, und schon ist die alte, blöde Britt-Marie wieder da.

»Morgen kommen Kents Kinder zu Besuch. Sie haben Angst vor Hunden«, erklärt sie entschlossen.

Sie streicht eine Falte glatt, die auf ihrem Rock nicht zu sehen ist, und bürstet etwas Unsichtbares von ihrem geblümten Blazer.

»Morgen werden wir hier traditionell Weihnachten feiern. Mit einem Weihnachtsessen, so wie es üblich ist. Eben wie eine zivilisierte Familie. Wir sind schließlich keine Barbaren wie manch andere«, fährt sie nüchtern fort, so dass es sehr deutlich zu verstehen ist, dass sie mit »manch andere« eigentlich »deine Familie« meint.

Dann knallt sie die Tür wieder zu. Elsa bleibt stehen, und ihr wird klar, dass Papa dieses Problem nicht lösen können wird, denn Zögerlichkeit ist keine besonders brauchbare Superkraft in solch einer Notsituation. Sie braucht Verstärkung.

Länger als eine Minute lang klopft sie an die Tür, bis endlich Alfs schlurfende Schritte zu hören sind. Er öffnet und hält eine Tasse Kaffee in der Hand, der so stark riecht, dass Elsa sich sicher ist, dass da der Löffel drin stehen könnte.

»Ich schlafe«, brummt Alf.

»Er will Renault töten!«, schluchzt Elsa.

»Töten! Da gibt es doch verdammt nochmal nichts zu töten. Wir haben es doch nur mit einem Auto zu tun«, sagt Alf, nimmt einen Schluck Kaffee und gähnt.

»Das ist kein doofes Auto! Das ist RENAULT!«, schreit Elsa völlig außer sich.

Alf nimmt wieder einen Schluck Kaffee. Doch dann zuckt ganz vorsichtig etwas in seinem Augenwinkel. Seine Schläfen schaukeln.

»Wer zum Teufel hat dir erzählt, er würde Renault töten?«, fragt er bedächtig.

»Kent!«

Elsa hat ihm noch nicht einmal sagen können, was sich auf Renaults Rücksitzbank befindet, da hat Alf schon die Kaffeetasse abgestellt, sich die Schuhe angezogen und ist auf dem Weg die Treppe hinunter. Sie hört, wie sich Alf und Kent so fürchterlich anschreien, dass Elsa sich mit den ganzen Unterarmen die Ohren zuhalten muss. Sie kann nicht verstehen, was sie schreien, außer dass immer wieder Schimpfworte fallen und dass Kent etwas von Wohnungspreisen brüllt und dass man keine »rostigen Schrottkarren« in der Tiefgarage stehen lassen könne, denn dann glaubten die Leute, alle im Haus seien Sozialisten. Das ist Kents Art, »dämlicher Idiot« zu sagen, so viel ist Elsa klar. Und dann schreit Alf »dämlicher Idiot« zurück, was seine Art ist, genau das auszudrücken, denn Alf ist nicht so fürs Verkünsteln.

Und dann kommt Alf wieder die Treppe hinaufgestampft, mit wildem Blick und murmelt:

»Der Idiot hat das Auto von irgendeinem Idioten abschleppen lassen.«

»Ich weiß! Und der Wors liegt auf dem Rücksitz!«, antwortet Elsa und keucht vor Verzweiflung.

Alfs Augenbrauen verschwinden in zwei Falten, die Krater in seine Stirn schlagen.

»Ist dein Vater noch da? Ich hab seine Audikiste gesehen, als ich aus dem Fenster geschaut hab.«

Elsa nickt. Ohne ein Wort stürmt Alf die Treppe hinauf, und kurz darauf sitzen Elsa und Papa in Taxi, obwohl Papa eigentlich gar nicht will.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das will«, sagt Papa.

»Jemand muss schließlich die Renaultkiste wieder zurückfahren«, brummt Alf.

»Und wie kriegen wir raus, wo Kent den Wagen hingebracht hat?«, fragt Elsa, während Papa sich alle Mühe gibt, nicht durch und durch skeptisch auszusehen.

»Ich fahre verdammt nochmal seit dreißig Jahren Taxi«, sagt Alf.

»Und?«, zischt Elsa.

»Na, da weiß ich schließlich, wie man einen abgeschleppten Renault wiederfindet!«, meckert Alf zurück.

Und dann ruft er alle an, die er kennt und die Taxi fahren. Und Alf kennt alle, die Taxi fahren.

Zwanzig Minuten später stehen sie auf einem Schrottplatz vor der Stadt. Elsa umarmt die Motorhaube von Renault genau so, wie man Wolkentiere umarmen kann. Mit dem ganzen Körper nämlich. Sie nimmt Notiz davon, dass sich der Fernseher auf dem Rücksitz ziemlich unzufrieden hin- und

herbewegt, um dagegen zu protestieren, dass sie nicht ihn zuerst umarmt, aber wenn man fast acht ist und einen Wors in einem Renault vergisst, dann hat man wirklich nicht so große Angst um den Wors, sondern eher um den armen Arbeiter auf dem Schrottplatz, der ihn zufällig entdeckt.

Alf und der ziemlich dicke Mann auf dem Schrottplatz streiten sich kurz, was es kosten wird, Renault auszulösen. Und dann streiten Alf und Elsa ziemlich lange darüber, warum sie nicht gleich gesagt hat, dass sie gar keinen Schlüssel für Renault hat. Währenddessen geht der dicke Mann umher, kratzt sich am Kopf und murmelt: »Watzumteufel, sehnse hier nich irjendwo en Moped? Könnte schwörn, hier hat am Morgn nen Moped jestandn!« Danach verhandeln Alf und der dicke Mann, wie viel es kostet, Renault nach Hause transportieren zu lassen. Und dann darf Papa alles bezahlen.

Das ist das beste Weihnachtsgeschenk, das Elsa je von Papa bekommen hat. Sogar besser als der rote Filzstift. Und als sie ihm das sagt, sieht er auch schon gar nicht mehr so skeptisch aus.

Alf sorgt dafür, dass Renault auf Omas Parkplatz in der Tiefgarage abgestellt wird und nicht auf Britt-Maries. Papa starrt den Wors an wie jemand, der sich innerlich auf eine Wurzelbehandlung vorbereitet, als Elsa die beiden einander vorstellt. Der Wors schaut ganz schön selbstherrlich zurück. Etwas zu selbstherrlich, findet Elsa, also verlangt sie von ihm eine Antwort darauf, ob er derjenige gewesen ist, der das Moped des Schrottplatzbesitzers aufgefressen hat. Da sieht der Wors plötzlich nicht mehr so selbstherrlich aus, verkriecht sich unter den Decken und zieht ein Gesicht, als wolle er sagen, wenn die Leute wollten, dass er keine Mopeds verspeist, dann müssten sie schon ein paar mehr Zimtschnecken rausrücken. Elsa teilt ihm mit, dass es tatsächlich Diebstahl sei, wenn er Mopeds fresse. Oder zumindest »unerlaubte Entwendung von Beförderungsmitteln«, erklärt

sie ihm, nachdem sie Papas iPhone geliehen und den Begriff gegoogelt hat. Aber da stellt der Wors sich schlafend. »Feigling«, brummt Elsa ihm zu.

Sie sagt zu Papa, dass er sich schon in Audi setzen und auf sie warten kann, woraufhin er ungemein erleichtert ist. Dann sammeln Elsa und Alf alle roten Essensschalen mit Gift aus dem Treppenhaus ein und werfen sie in einen großen schwarzen Müllsack.

»Der Müll muss getrennt werden!«, fordert Alf unwirsch, als Kent und Britt-Marie die Tür öffnen und Elsa den Sack so schnell auf den Flurteppich hievt, dass ein Stoß von Britt-Maries Kreuzworträtselheften von einem Schemel kippt.

Elsa faltet die Hände vor den Hüften und lächelt sie an.

»In dieser Eigentümergemeinschaft gibt es schließlich Regeln fürs Mülltrennen, und diese Regeln gelten für *alle*, Britt-Marie!«, sagt Elsa.

Wohlwollend.

Kent schreit ihnen hinterher, dass dieses Gift verfluchte sechshundert Kronen gekostet habe. Britt-Marie sagt kein Wort.

Und dann fährt Elsa mit Papa los, um einen Plastikweihnachtsbaum zu kaufen. Denn Britt-Marie liegt falsch, Elsas Familie gehört nicht zu den Barbaren.

»Sie bekommen dreihundert«, sagt Elsa zu dem Mann im Geschäft.

»Hör mal gut zu, mein kleines Fräulein, in diesem Laden wird nicht gefeilscht«, sagt der Mann im Geschäft mit genau diesem Tonfall, den man von Verkäufern kennt.

»Sure!«, antwortet Elsa.

»Der kostet vierhundertfünfundneunzig Kronen«, sagt der Mann im Geschäft.

»Sie bekommen zweihundertfünfzig«, meint Elsa.

Der Mann im Geschäft grinst hämisch.

»Wie ich schon sagte, k-l-e-i-n-e-s Fräulein: In diesem Laden wird nicht gefeil…«, setzt er an.

»Jetzt kriegen Sie nur noch zweihundert«, teilt Elsa mit.

Der Mann im Geschäft starrt Elsas Vater an. Elsas Vater schaut auf seine Schuhe. Elsa sieht den Mann im Geschäft an und schüttelt ernst den Kopf.

»Mein Vater wird Ihnen nicht helfen. Sie bekommen zweihundert!«

Der Mann im Geschäft zieht seine Lippen zu einer Miene zusammen, wie man sie für Kinder aufsetzt, die ganz süß sind, aber strohdoof.

»So wird das nichts, kleines Fräulein.«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Ich habe vor einer Woche angerufen und diesen Baum bestellt.«

»Ich weiß. Aber in diesem Geschäft wird nicht gefeilscht, kleines Fräul…«

»Wann schließen Sie heute?«, fragt Elsa gechillt.

»In fünf Minuten«, seufzt der Mann.

»Und sie verfügen über ein großes Lager?«, fragt Elsa.

»Was hat das damit zu tun?«, fragt der Mann.

»Ach, ich dachte nur«, antwortet Elsa.

»Nein. Wir haben überhaupt kein Lager«, erwidert der Mann.

Er sieht Elsa an. Sie sieht ihn an.

»Und Sie haben bis zum Weihnachtsabend geöffnet?«

»Nein.«

Elsa verzieht den Mund und tut überrascht.

»Sie haben also einen Weihnachtsbaum hier. Und kein Lager. Und was für einen Tag haben wir morgen, mein Freund?«

Elsa bekommt den Weihnachtsbaum für zweihundert. Und eine Schachtel mit Baumbeleuchtung und einen voll großen Plastikelch noch dazu.

»Du darfst NICHT wieder reingehen und ihm das Geld geben!«, sagt Elsa und hebt warnend den Zeigefinger vor Papas Nase, als er alles in Audi verstaut.

Papa seufzt.

»Das habe ich nur ein einziges Mal gemacht, Elsa. Ein einziges. Und dieses Mal warst du zu dem Verkäufer wirklich außerordentlich unfreundlich.«

»Man wird doch schließlich verhandeln dürfen!«, entgegnet Elsa.

Das hat Oma Elsa beigebracht. Deshalb hat Papa es auch gehasst, mit ihr einen Laden zu betreten.

Audi hält vor dem Haus. Papa hat wie immer die Stereoanlage leise gestellt, damit Elsa seine Musik nicht hören muss. Alf kommt heraus, um Papa zu helfen, die Kiste zu schleppen, doch Papa besteht darauf, sie selbst zu tragen. Denn das hat schließlich Tradition, dass er den Tannenbaum für seine Tochter nach Hause trägt. Bevor er geht, will Elsa ihm sagen, dass sie gern häufiger bei ihm wäre, wenn das Halbe auf die Welt kommt. Aber sie will ihn nicht traurig machen, also hält sie den Mund. Sie flüstert nur: »Danke für den Weihnachtsbaum, Papa«, und dann freut er sich und fährt nach Hause zu Lisette und ihren Kindern. Und Elsa steht da und sieht ihm hinterher.

Denn keiner wird traurig, wenn man nichts sagt. Alle fast Achtjährigen wissen das.

26
Pizza

In Miamas feiert man nicht an Heiligabend, sondern in der Nacht davor, denn da erzählt man sich alle Weihnachtsmärchen. Selbstverständlich werden alle Märchen in Miamas wie kleine Schätze verwahrt, doch mit den Weihnachtsmärchen hat es etwas ganz Besonderes auf sich. Eine ganz normale Geschichte kann ja entweder lustig oder traurig oder spannend oder gruselig oder dramatisch oder sentimental sein, aber ein Weihnachtsmärchen muss das alles haben. »Ein Weihnachtsmärchen schreibt man mit allen Stiften«, sagte Oma immer. Und die Geschichten müssen auf jeden Fall gut ausgehen, das hat Elsa beschlossen. Sonst können ihr wirklich alle gestohlen bleiben.

Denn Elsa ist schließlich nicht blöd. Sie weiß, wenn zu Beginn des Märchens ein Drache auftaucht, dann wird er auch wiederkommen, ehe das Märchen zu Ende ist. Sie weiß, dass alles immer finsterer und schrecklicher werden muss, bevor am Ende alles gut werden kann. Denn die allerbesten Märchen funktionieren genau so.

Sie weiß, dass sie den Kampf aufnehmen muss, obwohl sie es leid ist. Doch die Geschichte muss ein gutes Ende nehmen.

Muss sie einfach.

Sie vermisst den Duft nach Pizza, als sie die Treppe hinuntergeht. Oma hat immer gesagt, dass es in Miamas Gesetz sei, dass man zu Weihnachten Pizza essen muss. Natürlich war das ein riesiger Unfug, aber Elsa hat

einfach so getan, als sei sie derselben Ansicht, denn sie liebt Pizza, und das schwedische Weihnachtsbüffet ist wirklich gar nichts, wenn man Vegetarier ist.

Die Pizza hatte zudem den Vorteil, dass ihr Duft im Treppenhaus Britt-Marie jedes Jahr in den Wahnsinn trieb. Britt-Marie hängt nämlich immer am Tag vor Heiligabend Weihnachtsschmuck an ihre Wohnungstür, weil an Heiligabend Kents Kinder zu Besuch kommen, und Britt-Marie will es »im Treppenhaus einfach ein bisschen hübsch haben, damit es allen gefällt!«, erklärt sie Mama und George jedes Jahr wohlwollend. Und hinterher roch der Weihnachtsschmuck noch das ganze Jahr nach Pizza, beklagte sich Britt-Marie und beschimpfte Oma als »unzivilisiert«.

»Gerade DIE Alte nimmt das Wort ›unzivilisiert‹ in den Mund! Dabei ist wirklich keiner so zivilisiert wie ICH!«, schnaubte Oma jedes Jahr, während sie traditionell in der Nacht hinausschlich und winzige Stückchen Calzone in Britt-Maries Weihnachtsschmuck steckte. Und wenn Britt-Marie am Morgen von Heiligabend zu Mama und George hinaufeilte und so wütend war, dass sie jedes Wort zweimal sagte, verteidigte sich Oma mit dem Argument, dass es sich um »Pizzaweihnachtsschmuck« handele und dass sie es schließlich »im Treppenhaus einfach ein bisschen hübsch« haben wolle, »so dass es allen gefällt!«. Einmal fiel ihr aus Versehen die ganze Calzone durch Britt-Maries und Kents Briefschlitz, und da regte sich Britt-Marie am Morgen von Heiligabend derart auf, dass sie die Brosche vergaß, als sie den geblümten Blazer anzog.

Ehrlich gesagt hat auch nie jemand begriffen, wie es passieren kann, dass man zufällig eine ganze Calzone fallen lässt.

Noch dazu durch einen Briefschlitz.

Elsa versucht sich zu beherrschen und holt mehrmals tief Luft, denn das hat Mama ihr gesagt, dass sie das tun soll, wenn sie merkt, dass sie wütend wird. Mama tut wirklich all das, was Oma nie getan hat. So bittet sie Elsa zum Beispiel, Britt-Marie und Kent mit allen anderen Nachbarn zum Weihnachtsessen einzuladen. Das hätte Oma nie getan. »Nur über meine Leiche!«, hätte Oma gebrüllt, wenn Mama den Vorschlag gemacht hätte. Worüber sie jetzt schon aus Prinzip nicht mehr streiten könnten, da Omas Körper ja tot ist, sieht Elsa ein, aber trotzdem. Hier geht es irgendwie ums Prinzip. Das würde Oma jedenfalls sagen, wenn sie hier wäre. Obwohl Oma Prinzipien hasste. Besonders die Prinzipien von anderen.

Aber Elsa kann Mama das gerade jetzt nicht abschlagen, weil Mama nach langer Diskussion doch erlaubt hat, dass der Wors sich über die Weihnachtstage in Omas Wohnung versteckt halten darf. Es ist ziemlich schwer, einer Mutter etwas abzuschlagen, die einem erlaubt, einen Wors mit nach Hause zu bringen. Auch wenn Mama immer noch seufzt, Elsa übertreibe, wenn sie sagt, dass Kent ihn umzubringen versuche.

Elsa hingegen freut sich, dass der Wors sofort klargestellt hat, dass er George nicht besonders mag. Nicht dass Elsa nun unbedingt findet, dass jemand George nicht mögen soll, aber das ist schließlich noch nie passiert, da ist ein bisschen Abwechslung doch ganz angenehm.

Der Junge mit Syndrom und seine Mutter sind dabei, in Omas Wohnung umzuziehen. Elsa weiß das, denn sie hat den ganzen Nachmittag mit dem Jungen Topfschlagen gespielt, während Mama, George, Alf, Lennart und Maud und die Mutter des Jungen in der Küche gesessen und geheime Dinge besprochen haben. Sie leugnen das natürlich, aber Elsa weiß genau, wie Geheimnisstimmen klingen. Das weiß man, wenn man fast acht ist. Sie findet es abscheulich, dass Mama vor ihr Geheimnisse hat. Wenn man weiß,

dass jemand Geheimnisse vor einem hat, dann fühlt man sich wie ein Idiot, und niemand fühlt sich gern wie ein Idiot.

Und Mama sollte das eigentlich wissen. Wenn überhaupt jemand, dann Mama.

Elsa weiß, dass sie sich darüber unterhalten, dass Omas Wohnung leichter zu verteidigen ist, falls Sam auftaucht. Nicht dass einer von ihnen seinen Namen in den Mund nimmt, aber Elsa ist schließlich nicht blöd, sie ist immerhin fast acht. Sie weiß, dass Sam früher oder später hier auftauchen wird und dass Mama Omas ganze Armee in der obersten Etage versammeln will, auch wenn Mama die Armee niemals Armee nennen würde. Elsa war mit dem Wors in Lennarts und Mauds Wohnung, als Mama zu Maud gesagt hat, sie solle »nur das Wichtigste einpacken«, und sich dabei Mühe gab, so zu klingen, als sei die ganze Sache nicht ernst. Und da haben Maud und der Wors alle Keksdosen, die sie finden konnten, in große Koffer gepackt, und als Mama das gesehen hat, hat sie geseufzt und gesagt: »Meine liebe Maud, ich habe doch gesagt, nur das Wichtigste!« Und da hat Maud Mama völlig verständnislos angesehen und geantwortet: »Aber Kekse sind doch das Wichtigste.«

Der Wors hat in trauter Einigkeit dazu gegrunzt, Mama angeschaut, als sei er nicht böse, sondern enttäuscht, und demonstrativ noch eine Dose Schokoladen- und Erdnusskekse mit der Nase in eine Reisetasche gestoßen. Dann haben sie alles hinauf in Omas Wohnung getragen, und George hat allen Glühwein angeboten. Der Wors hat am meisten davon getrunken. Und jetzt sitzen alle in Mamas und Georges Küche und brüten Geheimnisse aus.

Elsa weiß das. Sie ist fast acht.

Britt-Maries und Kents Tür ist voller Weihnachtsschmuck, aber niemand macht auf, als Elsa klingelt. Sie findet Britt-Marie ganz unten im Haus,

direkt an der Haustür. Sie steht da, die Hände auf Hüfthöhe gefaltet, und starrt resigniert auf den Kinderwagen, der dort noch immer am Treppengeländer angekettet ist. Sie trägt den geblümten Blazer mit der Brosche. Und an der Wand hängt ein neuer Zettel.

Der erste Zettel war der, auf dem stand, dass es untersagt ist, hier Kinderwagen abzustellen. Und den hat dann jemand abgemacht. Und jetzt hat jemand einen neuen Zettel aufgehängt. Und der Kinderwagen steht immer noch da. Und als Elsa näher herantritt, sieht sie, dass es gar kein Zettel mit einer Mitteilung ist. Sondern ein Kreuzworträtsel.

Britt-Marie zuckt zusammen, als sie Elsa bemerkt.

»Ja, ja, das ist natürlich wie immer mal wieder eine Idee von deiner Familie, ganz klar! Das ist ganz klar!«

Elsa schüttelt beleidigt den Kopf.

»Das ist es vielleicht g-a-r nicht.«

Britt-Marie streicht unsichtbare Krümel von ihrem Revers und lächelt wohlwollend, ohne dabei auch nur eine Spur wohlwollend zu sein, was offenbar ihre primäre Kompetenz zu sein scheint.

»Ihr findet die Sache natürlich lustig. Das kann ich verstehen. Du und deine Familie. Uns andere hier im Haus lächerlich zu machen. Aber ich werde der Sache auf den Grund gehen und den Verantwortlichen finden, das kann ich euch sagen. Es ist schließlich ein Brandrisiko, hier im Treppenhaus einen Kinderwagen stehen zu haben und immer wieder Zettel an die Wände zu kleistern! Papier kann schließlich auch anfangen zu brennen!«

Sie streicht eine unsichtbare Falte in ihrem Rock glatt und reibt einen Fleck von ihrer Brosche, der gar nicht existiert.

»Ich bin schließlich nicht blöd, das bin ich nicht. Ich weiß, dass ihr in dieser Eigentümergemeinschaft hinter meinem Rücken über mich redet, das

weiß ich wohl!«

Elsa kann nicht genau sagen, was nun passiert, genau in diesem Moment, aber es muss wohl die Kombination aus »nicht blöd« und »hinter meinem Rücken« sein. Sie spült etwas ganz Unangenehmes und Ätzendes und Ekliges in Elsas Hals hoch, und es dauert ziemlich lange, bevor Elsa sich angewidert eingestehen muss, dass es Sympathie ist.

Sympathie für Britt-Marie.

Denn keiner fühlt sich gern blöd.

Also verkneift Elsa sich zu sagen, dass Britt-Marie doch mal versuchen könnte, sich nicht immer wie ein Dummkopf zu benehmen, wenn sie gern hätte, dass sich die Leute mehr mit ihr unterhalten. Sie weist sie nicht einmal darauf hin, dass sie doch gar keine Eigentümergemeinschaft sind. Sie schluckt einfach ihren ganzen Stolz, mit dem sie kämpft, herunter und murmelt:

»Mama und George möchten dich und Kent gern morgen zum Weihnachtsessen bei uns einladen. Alle anderen aus dem Haus werden auch kommen. Oder ziemlich alle jedenfalls.«

Britt-Maries Blick flackert auf, nur für einen Augenblick. Elsa hat eine flüchtige Ahnung dessen, was sie heute schon an der Tür gesehen hat, als Britt-Marie einen Moment lang gar nicht so aussah, als wolle sie, dass Kent den Wors vergiftet. Doch dann zwinkert Britt-Marie und antwortet:

»Ach so, aber ich kann jetzt nicht einfach so über Weihnachtseinladungen entscheiden, Kent ist ja noch im Büro, denn einige in diesem Haus haben auch noch eine *Arbeit* zu erledigen. Das kannst du deiner Mama ausrichten. Nicht jeder hat über Weihnachten *Urlaub*. Und morgen kommen Kents Kinder zu Besuch, und die mögen es nicht gerade,

bei anderen Leuten zu feiern, sie möchten gern mit Kent und mir feiern. Und bei uns gibt es das übliche Weihnachtsessen wie in etwas zivilisierteren Familien. So ist das. Das kannst du deiner Mama bestellen!«

Und dann bürstet Britt-Marie so viele unsichtbare Brösel von ihrem Blazer, dass man daraus ein ganzes unsichtbares Brot backen könnte, und prompt marschiert sie die Treppe hinauf, ohne auch nur Elsas Antwort abzuwarten.

Elsa steht da und schüttelt den Kopf und murmelt »Blödmann, Blödmann, Blödmann«. Sie schaut auf das Kreuzworträtsel, das über dem Kinderwagen an der Wand hängt. Sie weiß nicht, wer es aufgehängt hat, aber sie wünschte, sie selbst wäre es gewesen, denn offenbar treibt es Britt-Marie komplett in den Wahnsinn.

Elsa steigt wieder die Treppen hinauf. Klingelt an der Tür, wo die Frau mit dem schwarzen Rock wohnt. Sie trägt Jeans. Sieht auf die gute Art müde aus.

»Morgen gibt es bei uns Weihnachtsessen. Sie können gern dazukommen«, sagt Elsa und fügt hinzu: »Das wird bestimmt sehr nett, denn Britt-Marie und Kent werden nicht kommen!«

Die Frau in der Jeans fährt sich mit der Hand durchs Haar und sieht aus, als würde sie frieren.

»Nein … nein, ich … ich kann das nicht so gut, mit vielen Leuten.«

Elsa nickt.

»Ich weiß. Aber es scheint, als könnten Sie das mit dem Alleinsein auch nicht so besonders.«

Die Frau sieht ihr lange ins Gesicht. Elsa schaut entschlossen zurück. Die Mundwinkel der Frau kommen in Bewegung.

»Ich … vielleicht kann ich ja kommen. Nur … ganz kurz.«

»Wir können auch Pizza holen! Falls Sie kein, Sie wissen schon, Weihnachtsessen mögen«, sagt Elsa hoffnungsvoll.

Die Frau muss lächeln. Elsa lächelt auch.

Alf tritt gerade aus Omas Wohnung, als Elsa die Treppe hinaufkommt. Der Junge mit Syndrom springt glücklich im Kreis um ihn herum. Alf trägt einen riesigen Werkzeugkoffer, den er versucht, vor Elsa zu verstecken.

»Was macht ihr da?«, fragt Elsa.

»Nichts«, antwortet Alf ausweichend.

Der Junge mit Syndrom hüpft mit beiden Füßen gleichzeitig in Mamas und Georges Wohnung hinein und bewegt sich auf eine große Schale mit Schaumweihnachtsmännern zu. Alf versucht, in Richtung Treppe an Elsa vorbeizugehen, doch sie stellt sich ihm in den Weg.

»Was ist das?«, fragt sie und zeigt auf den Werkzeugkasten.

»Nichts!«, wiederholt Alf und versucht, ihn hinter seinem Rücken zu verstecken.

Er riecht nach Sägespänen, das kann Elsa deutlich riechen.

»Sure, dass es nichts ist!«, erwidert sie beleidigt.

Sie versucht wirklich, sich nicht wie ein Blödmann vorzukommen. Das funktioniert nicht so supergut.

Elsa schaut hinein in die Wohnung zu dem Jungen mit Syndrom. Er sieht so froh aus, wie ein fast Siebenjähriger vor einer ganzen Schale Schaumweihnachtsmänner nur aussehen kann. Elsa fragt sich, ob er auf den richtigen Weihnachtsmann wartet, auf den, der nicht aus Fruchtgummi ist. Sie geht davon aus. Elsa glaubt natürlich nicht an den Weihnachtsmann, aber sie glaubt inständig an Leute, die an ihn glauben. Als sie klein war, hat sie ihm jedes Jahr einen Brief geschrieben. Nicht nur einen Wunschzettel,

sondern richtige Briefe. Darin ging es allerdings eher weniger um das eigentliche Weihnachtsfest, sondern vielmehr um politische Fragen. Elsa war nämlich der Ansicht, dass sich der Weihnachtsmann herzlich wenig für aktuelle gesellschaftliche Belange engagiere, und sie fand, darüber sollte man ihn mal informieren in der Flut der gierigen Bettelbriefe, die er natürlich von allen anderen Kindern bekam, das war ihr klar. Irgendjemand musste schließlich auch ein bisschen Verantwortung übernehmen, fand Elsa. In einem Jahr hatte sie die Coca-Cola-Werbung gesehen, und daraufhin handelte ihr Brief in weiten Teilen davon, dass der Weihnachtsmann sich für »miesen Kommerz« hergebe. Ein anderes Jahr hatte sie im Fernsehen einen Dokumentarfilm über Kinderarbeit gesehen und direkt danach ziemlich viele amerikanische Weihnachtskomödien. Und da sie sich unsicher war, ob der »Weihnachtself« unter jene Elfen und Elben fiel, die in der altnordischen Mythologie vorkamen und bei Tolkien in den Wäldern wohnten, oder eher unter die allgemeingültige Definition von »Troll« und wie das alles mit dem Weihnachtsmann zusammenhing, verlangte sie von ihm, dass er diese Fragen umgehend klärte.

Das tat der Weihnachtsmann nicht, also schrieb Elsa noch einen Brief, der ziemlich lang war und ziemlich verärgert klang und den man in etwa zusammenfassen konnte unter dem Wort »Feigling!«. Und im Jahr darauf lernte Elsa, mit Google umzugehen, und da erfuhr sie, dass der Weihnachtsmann deshalb nicht antwortete, weil es ihn nicht gab. Danach schrieb sie keine Briefe mehr.

Zufällig erzählte sie Oma und Mama davon, dass es den Weihnachtsmann gar nicht gab, und da regte sich Mama derart auf, dass sie sich am Glühwein verschluckte. Oma drehte sich theatralisch zu Elsa um, tat noch wütender und schrie: »Das SAGT man wirklich nicht, Elsa! Das heißt: ›Der Weihnachtsmann ist ein bisschen realitätsbehindert‹!«

Mama konnte darüber gar nicht lachen, doch das machte Oma nichts aus, und Elsa lachte so, dass es für Mama auch noch reichte. Und in diesem Jahr bekam Elsa einen Tag vor Weihnachten einen Brief vom Weihnachtsmann, in dem er sie wegen ihrer »negativen Einstellung« beschimpfte, gefolgt von ellenlangem Geschwafel, sie sei ein »undankbares Gör«, und dann lamentierte er, nur weil Elsa aufgehört habe, an den Weihnachtsmann zu glauben, hätten die Elfen jetzt keinen Tarifvertrag mehr bekommen.

»Ich weiß, dass *du* den Brief geschrieben hat«, meckerte Elsa Oma an.

»Woher das denn?«, fragte Oma spöttisch zurück.

»Weil nicht einmal der Weihnachtsmann so dumm sein kann, das Wort ›Tariffertrag‹ mit Doppel-F zu schreiben!«, erläuterte Elsa.

Und da schaute Oma nicht mehr spöttisch, sondern bat sie um Entschuldigung. Und dann versuchte sie, Elsa dazu zu bringen, für sie in den Laden zu laufen und ein Feuerzeug zu kaufen, während sie als Gegenleistung »die Zeit stoppte«. Doch darauf fiel Elsa kein zweites Mal rein.

Und dann zog Oma griesgrämig das Weihnachtsmannkostüm an, und sie fuhren zum Kinderkrankenhaus, wo Omas Freund arbeitete. Da ging Oma durch die Stationen und erzählte Kindern mit schrecklichen Krankheiten den ganzen Tag lang Märchen, und Elsa lief hinterher und verteilte Spielsachen. Das war das beste Weihnachten, das Elsa je erlebt hatte. Oma versprach ihr, dass es zur Tradition werden sollte, doch es wurde überhaupt keine Tradition, weil sie das nur einmal machen konnten, bevor Oma krank wurde und starb.

Elsa betrachtet den Jungen mit Syndrom. Dann betrachtet sie Alf und mustert ihn von oben bis unten. Als der Junge mit Syndrom tiefer in der

Wohnung verschwindet, weil er eine Schale mit Schokoladenhasen entdeckt hat, schlüpft Elsa in Omas Flur, öffnet die Kiste, die dort steht, und zieht das Weihnachtsmannkostüm heraus. Damit geht sie zurück ins Treppenhaus und drückt es Alf in den Arm.

Alf sieht es an, als hätte es gerade versucht, ihn zu kitzeln.

»Was ist das denn?«

»Was meinst du, wie sieht es aus?«, fragt Elsa.

»Vergiss es!«, wettert Alf und drückt Elsa das Kostüm wieder in ihren Arm.

»Vergiss es, dass ich es vergesse!«, sagt Elsa und gibt ihm das Kostüm mit Vehemenz zurück.

»Deine Oma hat doch verdammt nochmal gesagt, dass du nicht mal mehr an den Weihnachtsmann glaubst«, brummt Alf.

Elsa verdreht die Augen.

»Nee, aber es dreht sich doch nicht alles auf der Welt um mich, oder?«

Sie zeigt in die Wohnung hinein. Der Junge mit Syndrom sitzt auf dem Boden und sieht fern. Alf sieht ihn und grunzt.

»Und warum kann Lennart nicht Weihnachtsmann spielen?«

»Weil Lennart es nicht fertigbringt, irgendetwas vor Maud geheim zu halten«, antwortet Elsa ungeduldig.

»Und wofür soll das wichtig sein?«

»Das ist wichtig, weil Maud nichts für sich behalten kann!«

Alf blinzelt Elsa zu. Dann brummt er widerwillig ein »nein, stimmt, da hast du recht«. Denn Maud kann wirklich kein Geheimnis für sich behalten, selbst wenn man es ihr an die Handflächen leimen würde. Als George vorhin mit Elsa und dem Jungen mit Syndrom Topfschlagen gespielt hat, ist Maud ihnen hinterhergelaufen und hat immer wieder geflüstert: »Vielleicht ein bisschen nach links?«, und als Elsas Mama zu Maud sagte, es sei ja

gerade der Witz an dem Spiel, dass man nicht wisse, wo der Topf versteckt ist, da hat Maud ganz betrübt ausgesehen und hat gesagt: »Die Kinder wirken immer so traurig, wenn sie suchen müssen, und ich will nicht, dass sie traurig sind.«

»Also musst du den Weihnachtsmann spielen«, fasst Elsa zusammen.

»Und was ist mit George?«, schlägt Alf vor.

»Er ist zu groß. Außerdem würde man gleich sehen, dass er es ist, weil er unter dem Weihnachtsmannkostüm seine Jogging-Tights anhätte«, erklärt Elsa.

Alf sieht nicht so aus, als fände er das problematisch. Unzufrieden wandert er zwischen Treppenhaus und Wohnungsflur hin und her und schielt dann unter den Kistendeckel, als hätte er die Hoffnung, noch eine Alternative zu finden. Doch da liegt nichts außer Bettzeug und Elsas Spider-Man-Kostüm.

»Was ist das denn?«, fragt Alf und piekst in den Stoff, als würde der ihn zurückpieksen können.

»Mein Spider-Man-Kostüm«, brummt Elsa und versucht, den Deckel zu schließen.

»Und wann trägt man das?«, fragt Alf, als würde er jetzt ein genaues Datum des jährlichen Spider-Man-Tages erwarten.

»Ich brauche es, wenn die Schule wieder anfängt. Das war eine Hausaufgabe«, versucht Elsa, die Sache abzutun, und lässt den Deckel mit einem Knall hinunterkrachen.

Alf steht da mit dem Weihnachtsmannkostüm in der Hand und sieht aus, als sei ihm alles egal. Elsa stöhnt auf.

»Wenn du es g-e-n-a-u wissen willst, ich werde *nicht* Spider-Man sein, weil Mädchen anscheinend nicht Spider-Man sein dürfen!«

Alf sieht ganz ehrlich nicht so aus, als wolle er es genau wissen. Elsa zischt trotzdem:

»Also lasse ich es einfach, weil ich es nicht aushalte, mich ständig mit allen Leuten auseinanderzusetzen!«

Alf ist bereits auf dem Weg zurück ins Treppenhaus. Elsa versucht ihr Weinen zu unterdrücken, damit er es nicht hört. Vermutlich bemerkt er es trotzdem. Denn er bleibt am Treppengeländer stehen. Knautscht das Kostüm in der Faust zusammen. Seufzt. Sagt etwas, was Elsa nicht versteht.

»Was?«, fragt Elsa ärgerlich.

Alf seufzt wieder, diesmal lauter.

»Ich habe gesagt, ich glaube, deine Oma hätte gesagt, du solltest das anziehen, worauf du Lust hast«, wiederholt er raubeinig, ohne sich dabei umzudrehen.

Elsa steckt die Hände in die Hosentaschen und starrt auf den Boden.

»Die anderen in der Schule sagen, dass Mädchen nicht Spider-Man sein können …«

Alf macht zwei Schlurfschritte die Treppe hinab. Stoppt. Schaut sich zu ihr um.

»Glaubst du, das hätte deine Oma nicht zu hören gekriegt?«

Elsa schielt ihn an.

»Hat sie sich als Spider-Man verkleidet?«

»Nein.«

»Wovon sprichst du dann?«

»Sie hat sich als Arzt verkleidet.«

Elsa blickt auf.

»Haben sie zu ihr gesagt, dass sie nicht Ärztin werden darf? Nur weil sie eine Frau war?«

Alf zupft etwas am Werkzeugkasten in der einen Hand zurecht und drückt mit der anderen das Weihnachtsmannkostüm hinein.

»Sie haben ihr vermutlich massenhaft Dinge gesagt, die sie nicht tun darf, und hatten massenhaft Gründe dafür. Aber sie hat trotzdem gemacht, was sie wollte. Nur ein paar Jahre, bevor sie zur Welt kam, hieß es noch, dass Frauenzimmer nicht wählen dürfen, aber jetzt tun Frauenzimmer das trotzdem. Genau das macht man, wenn man sich gegen miese Typen wehren muss, die einem sagen, was man tun und lassen soll. Man tut es trotzdem.«

Elsa betrachtet ihre Schuhe. Alf betrachtet seine Werkzeugkiste. Dann geht Elsa in den Flur und nimmt sich zwei Schaumweihnachtsmänner, isst den einen selbst und wirft den zweiten Alf zu. Er fängt ihn mit seiner freien Hand auf. Zuckt kurz mit den Schultern.

»Ich glaube, deine Oma hätte gewollt, dass du genau das anziehst, was du willst.«

Elsa nickt. Alf grummelt etwas und geht. Als sie hört, wie seine Wohnungstür ins Schloss fällt und dann das Opernitalienisch durchsickert, geht sie in den Flur und holt die ganze Schale mit den Schaumweihnachtsmännern. Dann nimmt sie den Jungen mit Syndrom an der Hand und ruft den Wors. Sie gehen zu dritt hinüber in Omas Wohnung und kriechen gemeinsam in den magischen Kleiderschrank, der aufgehört hat zu wachsen, als Oma starb. Er riecht nach Sägespänen. Und magischerweise ist er jetzt so groß geworden, dass darin gerade Platz ist für zwei Kinder und einen Wors.

Der Junge mit Syndrom schließt die Augen fast ganz, und Elsa nimmt ihn mit ins Land-Fast-Noch-Wach. Sie fliegen über alle sechs Königreiche, und als sie auf die Straße nach Mimovas abbiegen, ist es, als kenne sich der

Junge plötzlich aus. Er hüpft von den Wolkentieren hinunter und fängt an zu rennen. Als er am Stadttor angekommen ist, wo die Musik von Mimovas ihn überspült, fängt er an zu tanzen. Ganz wundervoll zu tanzen. Und Elsa tanzt mit ihm.

Denn es macht gar nichts, dass Jungen nicht sprechen können, wenn sie ganz wundervoll tanzen können.

27
Glühwein

Der Wors weckt Elsa mitten in der Nacht, denn er muss pieseln. Oder, na gut, es ist vielleicht nicht wirklich mitten in der Nacht. Aber es fühlt sich so an, und es ist auch noch dunkel draußen, deshalb brummt Elsa dem Wors schläfrig zu, dass es vielleicht besser gewesen wäre, nicht so verdammt viel Glühwein vor dem Ins-Bett-Gehen zu trinken, und versucht, wieder einzuschlafen. Leider sieht der Wors da ein bisschen so aus wie ein Wors, der vorhat, auf einen Gryffindor-Schal zu pieseln, woraufhin Elsa den Schal an sich reißt und nachgibt, trotz allem.

Elsas Mutter und die Mutter des Jungen mit Syndrom machen in Omas Gästezimmer die Betten, als sie aus dem Kleiderschrank steigen.

»Er muss mal«, erklärt Elsa müde, als ihre Mutter sie bemerkt.

Mama nickt wenig begeistert.

»Dann nimm bitte Alf mit«, sagt sie zu ihr.

Elsa nickt. Die Mutter des Jungen mit Syndrom lächelt sie an und lässt das Kopfkissen aus dem Bezug fallen, den sie gerade überstreifen will. Als sie sich hinunterbeugt, um das Kissen aufzuheben, fällt ihr der Bezug auf den Boden. Und ihre Brille. Dann richtet sie sich auf, alle Gegenstände in der Hand, und lächelt Elsa wieder an.

»Ich habe von Maud gehört, dass du wohl diejenige warst, die uns gestern den Brief deiner Oma eingeworfen hat.«

Elsa haftet ihren Blick an ihre Strümpfe.

»Eigentlich wollte ich klingeln, aber dann … Du weißt schon. Na ja. Ich wollte nicht stören.«

Die Mutter des Jungen lächelt. Verliert den Kissenbezug erneut.

»Sie hat gesagt, es tut ihr leid. Deine Oma.«

»Ich weiß, das schreibt sie jedem«, bestätigt Elsa.

Die Mutter des Jungen hebt den Bezug wieder auf.

»Sie hat sich dafür entschuldigt, dass sie uns jetzt nicht mehr beschützen kann. Und geschrieben, ich solle Vertrauen zu dir haben. Immer. Und dann bat sie mich, dich dazu zu bringen, dass du mir vertraust. Es wenigstens zu versuchen.«

Sie lässt das Kissen fallen. Elsa steigt über die Türschwelle und hebt es auf. Sieht sie an.

»Darf ich etwas fragen, das vielleicht ein bisschen unhöflich ist?«, fragt sie.

»Selbstverständlich«, antwortet die Mutter des Jungen und lässt die Brille in den Kissenbezug fallen.

Elsa piekst sich selbst in die Handflächen.

»Wie schafft man es, die ganze Zeit mit dieser Angst zu leben? Ich meine, wenn man weiß, dass einer wie Sam da draußen ist und einen verfolgt, wie kann man damit leben?«

»Aber Elsa …«, flüstert Mama und lächelt der Mutter des Jungen entschuldigend zu, aber die Mutter des Jungen macht nur eine abwiegelnde Handbewegung, um anzudeuten, dass ihr die Frage nichts ausmacht.

Was leider dazu führt, dass sie den Kopfkissenbezug mit der Brille aus Versehen quer durch den Raum katapultiert und dieser auf dem Wors landet, der auf der Türschwelle sitzt und versucht, die Pfoten über seiner Pieselblase zu falten. Elsa hebt den Kissenbezug auf. Die Mutter des Jungen lächelt dankbar und setzt die Brille wieder auf.

»Deine Oma hat immer gesagt, dass man manchmal Dinge tun muss, die gefährlich sind, denn sonst ist man kein Mensch, sondern nur ein Häuflein Dreck.«

»Das hat sie von den Brüdern Löwenherz geklaut«, antwortet Elsa.

»Weiß ich«, lächelt die Mutter des Jungen.

Elsa nickt.

Die Mutter des Jungen lächelt wieder und dreht sich zu Elsas Mutter um und sieht aus, als wolle sie das Thema wechseln. Vielleicht am ehesten wegen Elsa.

»Wisst ihr schon, was es wird?«, fragt sie mit einer sanften Bewegung in Richtung von Mamas Bauch, bevor sie die Brille verliert.

Mama lächelt verlegen und schüttelt den Kopf.

»Wir wollen uns überraschen lassen.«

»Es wird ein *es*«, erklärt Elsa, die in der Tür steht.

Geniert fährt ihre Mama fort:

»Ja. Wir haben uns das Geschlecht nicht sagen lassen. George will nicht … also … du weißt schon. Für uns ist es egal, wir freuen uns so oder so!«

Die Mutter des Jungen schüttelt energisch den Kopf.

»Bevor er auf die Welt kam, wollte ich auch gar nichts wissen, aber ab dieser Sekunde alles!«

Elsas Mama seufzt erleichtert, so wie man es tut, wenn man ein Kind erwartet und es gewohnt ist, dass allerhand nicht-schwangere Individuen sich aufgefordert fühlen, einem, sobald man sie lässt, Fragen über die bevorstehende Geburt zu stellen, und dies in einem Ton, der üblicherweise nur bei Verhören der Drogenfahndung angewandt wird. Sie lächelt von einem Ohr zum anderen.

»Ja, genau, so empfinde ich es auch. Es spielt überhaupt keine Rolle, was es wird, Hauptsache, gesund!«

In derselben Sekunde, in der das letzte Wort über den Rand ihrer Unterlippe hüpft, flammen in Mamas Gesicht die Schuldgefühle auf. Sie schielt an Elsa vorbei zum Kleiderschrank, wo der Junge mit Syndrom liegt und schläft.

»Entschuldigung. Ich wollte nicht …«, bringt sie heraus, doch die Mutter des Jungen fällt ihr direkt ins Wort.

»Ach was, du musst dich nicht entschuldigen. Kein Problem. Ich weiß, was die Leute reden. Aber er ist gesund. Er ist ja quasi ›mit Extra-Topping‹.«

»Ich mag ›mit Extra-Topping‹!«, ruft Elsa fröhlich, doch dann wird sie ein bisschen verlegen und räuspert sich und murmelt:

»Außer bei den Veggie-Burgern. Da mache ich die Tomaten runter.«

Und da müssen beide Mütter lachen, so dass es in Omas Wohnung bebt. Und beide sehen tatsächlich so aus, als bräuchten sie genau das. Und auch wenn es nicht ganz ihre Absicht war, beschließt Elsa, dass es ihr Verdienst ist.

Alf wartet im Treppenhaus auf sie und den Wors. Sie hat keine Ahnung, woher er weiß, dass sie sich gerade auf den Weg nach draußen machen. Die Dunkelheit vor dem Haus ist so kompakt – würde man einen Schneeball werfen, wäre er schon außer Sichtweite, bevor er den Handschuh verlassen hätte. Sie schleichen unter Britt-Maries Balkon durch, damit niemand den Wors entdeckt, und bleiben weiter dicht an der Hauswand, als sie schon um die Ecke gebogen sind, wo die Fingerspitzen der Dunkelheit nicht ganz hinreichen. Der Wors trottet rückwärts in einen Busch und sieht aus, als hätte er irgendeine Art Zeitung entdeckt. Elsa und Alf wenden sich rücksichtsvoll ab.

Elsa räuspert sich.

»Danke, dass du mir geholfen hast, Renault zurückzuholen.«

Alf grunzt. Elsa steckt die Hände in die Jackentaschen.

»Kent ist ein Blödmann. Jemand sollte i-h-n vergiften.«

Alfs Kopf dreht sich langsam um.

»Sag so was nicht.«

»Was?«, ruft Elsa aus.

»Hör auf, solches Zeug zu reden«, sagt Alf verbittert.

»Wieso? Er ist doch ein Dummkopf!«, wiederholt Elsa hartnäckig.

»Schon möglich. Aber du lässt das trotzdem, wenn ich dabei bin.«

Elsa schnaubt.

»Du sagst doch andauernd ›Blödmann‹ zu ihm!«

Alf nickt.

»Ja. Ich darf das auch. Du nicht.«

Elsa schlägt mit den Armen in die Luft und spuckt indigniert auf den Boden. Wenigstens meint sie, dass es indigniert sei.

»Und warum nicht?«

Alfs Lederjacke raschelt.

»Weil ich über meinen kleinen Bruder schimpfen darf. Aber du nicht.«

Es dauert viele verschiedene Ewigkeiten, bis Elsa diese Information verdaut hat.

»Das wusste ich nicht«, bringt sie schließlich hervor.

Alf grunzt. Elsa räuspert sich.

»Warum seid ihr dann so gemein zueinander, wenn ihr Brüder seid?«

»Man kann sich seine Geschwister nicht aussuchen«, murmelt Alf.

Elsa weiß nicht recht, was sie darauf sagen soll. Sie muss an das Halbe denken. Doch eigentlich will sie das gar nicht, deshalb versucht sie, das

Thema zu wechseln.

»Warum hast du keine Freundin?«, fragt sie mit ehrlicher Neugierde.

»Das geht dich einen Dreck an«, antwortet Alf mit ehrlicher Unfreundlichkeit.

»Bist du denn mal verliebt gewesen?«, fragt Elsa.

Alfs Lederjacke knirscht, und er starrt sie enttäuscht an.

»Ich bin doch ein erwachsener Mensch. Logisch, dass ich da schon mal verliebt war. Alle sind doch mal verliebt gewesen.«

»Wie alt warst du da?«, fragt Elsa.

»Beim ersten Mal?«, murmelt Alf.

»Ja.«

»Zehn.«

»Und beim zweiten Mal?«

Alfs Lederjacke knirscht. Er sieht auf die Uhr und geht langsam zurück zum Haus. »Es gab kein zweites Mal.«

Elsa will noch mehr wissen. Doch da hören sie es. Eigentlich hört der Wors es zuerst. Das Geschrei. Der Wors rast aus dem Busch und schleudert sich in die Dunkelheit wie ein schwarzer Speer. Da hört Elsa ihn zum ersten Mal bellen. Sie dachte, sie hätte ihn schon bellen gehört, doch da hat sie sich getäuscht. Alles, was sie vorher von ihm gehört hat, war nur Kläffen und Winseln im Vergleich zu dem hier. Dieses Bellen bringt ihr Herz zum Klappern und den Beton der Hauswände zum Vibrieren. Der Wors bellt, als sei es ein Kampfgeschrei.

Elsa ist als Erste da. Sie kann besser rennen als Alf.

Britt-Marie steht ein paar Meter entfernt von der Haustür, bleich im Gesicht. Im Schnee liegt eine Einkaufstüte, die heruntergefallen ist. Lutscher und Comics sind herausgefallen. Ein paar Armlängen entfernt

steht Sam. Elsa kann sein Gesicht nicht sehen, aber sie weiß, dass er es sein muss, denn ein lähmender Schrecken ergreift ihren Körper.

Und sie sieht das Messer in seiner Hand.

Der Wors steht zwischen ihnen, den Schwanz steil in der Luft wie eine Peitsche zu Britt-Maries Verteidigung. Die Vorderpfoten sind wie Betonpflöcke in den Schnee gebohrt, die Zähne vor Sam gefletscht. Sam rührt sich nicht, aber Elsa sieht ihm an, dass er zögert. Er dreht sich langsam um und sieht sie. Sein Blick zerbröselt ihr Rückgrat. Ihre Knie wollen nachgeben, in den Schnee sinken und verschwinden. Das Messer glitzert in den zerstreuten Lichtkegeln der Straßenlaternen. Sams Hand hängt ruhig in der Luft, er wirkt angespannt und feindselig. Seine Augen fressen sich in sie hinein, kalt, kriegerisch. Doch das Messer ist nicht auf sie gerichtet, das kann sie sehen.

Britt-Maries Atmen dringt durch die Dunkelheit. Elsa hört, dass sie schluchzt. Und Elsa weiß nicht, woher diese instinktive Handlung kommt oder der Mut dazu, aber vielleicht ist es auch einfach reine Tollkühnheit. Oma hat immer gesagt, dass Elsa und sie beide im Kopf ein bisschen verrückt seien und dass ihnen das früher oder später einen Strick drehen würde.

Also rennt Elsa los. Direkt auf Sam zu. Sie sieht, dass das Messer selbstsicher ein paar Zentimeter nach unten sinkt, dass die andere Hand sich hebt wie eine Klaue, um sie aufzufangen. Aber sie kommt nie an.

Sie schafft es nicht, die Bewegung zu begreifen, da kollidiert sie schon mit etwas Trockenem und Schwarzem. Ihr Gesicht wird nach hinten geworfen. Sie nimmt den Geruch von trockenem Leder wahr. Hört das Rascheln von Alfs Jacke.

Und dann steht Alf vor Sam, mit derselben unglückseligen Körpersprache. Elsa nimmt die noch so kleinste Bewegung seiner rechten Hand wahr. Sieht, wie der Hammer aus seinem Ärmel in seine Handfläche gleitet. Alf schwingt ihn ruhig von der einen Seite zur anderen. Sams Messer bewegt sich nicht. Sie lassen den Blick nicht voneinander.

Elsa weiß nicht, wie lange sie dort stehen. Wie viele Märchenewigkeiten. Es fühlt sich an, als seien es alle. Es fühlt sich an, als könne sie in der Zwischenzeit sterben. Als würde die Angst ihr Herz auseinandersprengen.

»Die Polizei ist auf dem Weg«, sagt Alf schließlich ganz ruhig.

Er sagt das, als tue es ihm selbst leid. Dass sie die Sache nicht hier und jetzt zu Ende bringen können.

Sams Augen wandern ruhig von Alf zum Wors. Dessen Fell ist gesträubt. Das Knurren rollt wie Donner aus seinen Lungen. Ein fades Lächeln huscht über Sams Lippen, unerträglich lange. Dann macht er einen einzigen Schritt zurück, und die Dunkelheit verschluckt ihn.

Das Polizeiauto fährt mit quietschenden Reifen in die Straße, doch da ist Sam längst verschwunden. Elsa bricht im Schnee zusammen, als ob man den Inhalt aus ihren Kleidern kippen würde. Sie spürt, wie Alfs große Hand sie auffängt, und sie hört, wie er dem Wors zuruft, dass er ins Treppenhaus rennen soll, bevor die Polizisten ihn zu Gesicht bekommen. Sie hört Britt-Maries Schluchzen und die Schuhe der Beamten, wie sie durch den Schnee stapfen. Doch ihr Bewusstsein ist längst woanders.

Sie schämt sich dafür, dass sie solche Angst hat, dass sie einfach die Augen schließt und in ihren Kopf hineinflieht. Kein Ritter aus Miamas wäre vor Furcht gelähmt. Ein echter Ritter würde aufrecht dastehen und sich nicht im Schlaf verstecken. Aber sie kann nichts dagegen tun. Das ist für

eine fast Achtjährige zu viel an Wirklichkeit. Zu viel für fast jeden, der was auch immer ist.

Sie erwacht im Bett in Omas Schlafzimmer. Es ist warm. Sie spürt die Nase des Wors in der Kerbe an ihrem Schlüsselbein und streichelt ihm den Kopf.

»Du warst sehr mutig«, flüstert sie.

Der Wors sieht ein klein wenig so aus, als sei er der Ansicht, dass er dafür einen Kuchen verdient hat. Elsa rutscht aus dem verschwitzten Bettzeug hinunter auf den Boden. Durch den Türspalt sieht sie Mama im Flur stehen, ganz fahl im Gesicht. Sie schimpft mit Alf. Alf steht schweigend da und hört ihr zu. Elsa zieht die Tür auf und wirft sich in Mamas Arme, spürt an Mamas Händen, dass sie so wütend ist, dass sie weint.

»Sie hatten keine Schuld, sie wollten mich nur beschützen!«, prustet Elsa.

Britt-Maries Stimme fällt ihr ins Wort.

»Es war meine Schuld! Meine Schuld war es. Alles war natürlich meine Schuld, Ulricka!«

Elsa dreht sich zu Britt-Marie um. Und bemerkt, dass Maud und Lennart und die Mutter von dem Jungen mit Syndrom auch im Flur stehen. Alle schauen auf Britt-Marie. Britt-Marie faltet die Hände auf Hüfthöhe.

»Er stand draußen vor der Haustür und versteckte sich, aber ich habe den Rauch seiner Zigaretten bemerkt, jawohl. Also habe ich zu ihm gesagt, dass wir in dieser Eigentümergemeinschaft hier im Eingangsbereich nicht rauchen, das tun wir schließlich nicht! Und da zog er dann dieses …«

Britt-Marie bringt das Wort »Messer« nicht heraus, ohne dass ihre Stimme kippt. Sie sieht beleidigt aus. Wie man eben aussieht, wenn alle

anderen Geheimnisse vor einem haben und man sich richtig blöd vorkommt.

»Ihr wisst natürlich alle, wer er ist. Ja, ihr wisst das! Aber natürlich hält es niemand für nötig, mich zu warnen, das tut keiner. Und das, obwohl ich in dieser Eigentümergemeinschaft für die Kommunikation zuständig bin!«

Sie begradigt eine Falte auf ihrem Rock. Dieses Mal ist da wirklich eine. Die Tüte mit den Lutschern und den Comics liegt neben ihren Füßen. Maud versucht, ihre Hand sanft auf Britt-Maries Arm zu legen, doch sie stößt sie fort. Maud lächelt wehmütig.

»Wo ist denn Kent?«, fragt sie sanft.

»Er hat einen geschäftlichen Termin!«, antwortet Britt-Marie verhärtet.

Alf sieht sie an, dann auf die Einkaufstüte und dann wieder zu ihr.

»Was hast du denn so spät abends draußen gemacht?«, will er wissen.

Britt-Marie starrt ihn an.

»Kents Kinder bekommen immer Lutscher und Comics, wenn sie uns zu Weihnachten besuchen! Die bekommen sie jedes Jahr! Ich war im Laden! Und in Wirklichkeit muss doch nicht *ich* mich rechtfertigen, denn ich schleppe keine Drogenabhängigen mit Messern hierher, ich tue das nicht!«

Maud versucht noch einmal, die Hand auf ihren Arm zu legen, aber Britt-Marie schiebt sie weg. Maud tastet hartnäckig mit den Fingern nach ihr.

»Entschuldige, Britt-Marie. Wir wussten einfach nicht, wie wir es dir sagen sollten. Liebe Britt-Marie. Kannst du nicht wenigstens heute Nacht bei uns bleiben? Es ist doch vielleicht sicherer, wenn wir alle beisammen sind.«

Britt-Marie verkrampft die Hände, die sie vor dem Körper gefaltet hat, noch mehr ineinander und sieht über ihre Nasenspitze auf die anderen hinab.

»Ich schlafe zu Hause. Kent kommt heute Abend zurück, und da bin ich zu Hause. Ich bin immer zu Hause, wenn Kent kommt. So ist das. Immer!«

Die Polizistin mit den grünen Augen kommt hinter ihr die Treppe herauf. Britt-Marie fährt herum. Die grünen Augen beobachten sie sehr genau.

»Na, so was, tauchen Sie auch endlich mal auf!«, merkt Britt-Marie an und lächelt wohlwollend, obwohl sie es überhaupt nicht meint, doch dann schaut sie in die grünen Augen und macht instinktiv einen Schritt zurück.

Die grünen Augen sagen kein Wort. Ein anderer Polizist taucht hinter ihr auf, und Elsa sieht, dass er ziemlich verloren dasteht, denn er hat gerade Elsa und Mama erkannt. Man sieht ihm an, dass er sich noch sehr gut daran erinnern kann, wie er die beiden zum Krankenhaus eskortiert hat und dann auf dem Parkplatz abgehängt worden ist.

»Wir werden die Gegend mit Hunden durchkämmen«, sagt der Sommerferienjobpolizist hinunter auf den Boden.

Lennart macht einen Versuch, ihn und die grünen Augen auf einen Kaffee einzuladen, und der Sommerferienjobpolizist macht den Eindruck, als sei ihm das wesentlich lieber, als die Gegend mit Hunden zu durchkämmen, doch dann schielt er zu den grünen Augen hinüber und schüttelt, den Blick auf den Boden gerichtet, den Kopf. Die grünen Augen sprechen mit einer Stimme, die einen ganzen Raum füllen kann, ohne sich überhaupt anzustrengen.

»Wir werden ihn finden«, sagen sie, den Blick noch immer auf Britt-Marie geheftet.

Britt-Marie sieht aus, als wolle sie etwas antworten, vermutlich sehr wütend sagen, dass alle anderen außer ihr offenbar wüssten, wer der Mann mit dem Messer ist, und vielleicht noch wütender, dass in diesem Haus wirklich keinerlei Ordnung mehr herrsche. Überall Kinderwagen und Zettel

und Kreuzworträtsel und Raucher mit Messer. Totale Anarchie. Aber sie sagt nichts, denn die grünen Augen scheinen an ihrer Selbstsicherheit zu kratzen.

Die Augen heben die Augenbrauen und fragen Britt-Marie:

»Und der Kampfhund, wegen dem Kent gestern angerufen hat, Britt-Marie. Er hat gesagt, ihr hättet Hundehaare im Treppenhaus gefunden. Hast du ihn heute Abend irgendwo gesehen?«

Elsa hält die Luft an. So sehr, dass sie ganz vergisst, sich zu fragen, warum die grünen Augen Kent und Britt-Marie mit dem Vornamen anspricht. Als würden sie sich kennen.

Britt-Marie schielt durch den Raum, zu Elsa und Mama und Maud und Lennart und zur Mutter des Jungen mit Syndrom. Ganz am Ende zu Alf. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos. Die grünen Augen schweben durch den Flur. Elsas Handflächen sind schweißbedeckt, als sie sie öffnen und wieder schließen will, damit sie endlich aufhören, so zu zittern. Sie weiß, dass sich der Wors nur ein paar Meter hinter ihr in Omas Schlafzimmer befindet. Sie weiß, dass alles verloren ist, und sie weiß nicht, was sie noch dagegen tun kann. Niemals wird es ihr gelingen, mit ihm durch die Schar von Polizisten, die sie unten im Treppenhaus hört, zu entkommen, nicht einmal ein Wors könnte das. Sie werden ihn töten. Ihn erschießen. Sie fragt sich, ob das von Anfang an der Plan des Schattens gewesen ist. Weil er es nicht gewagt hat, selbst den Kampf mit dem Wors aufzunehmen. Ohne den Wors und ohne Wolfsherz ist das Schloss nicht zu verteidigen.

Britt-Marie schürzt die Lippen, als sie sieht, wie Elsa sie anstarrt. Wechselt die Hände vor den Hüften herum und schnaubt plötzlich mit neuerwachter Überlegenheit zu den grünen Augen hinüber.

»Wir haben uns gestern vielleicht getäuscht, das ist uns möglicherweise passiert. Vielleicht waren es gar keine Hundehaare, das war wohl

irgendetwas anderes, wahrscheinlich war es so. Das wäre auch nichts Besonderes bei den sonderbaren Leuten, die heutzutage hier durchs Treppenhaus rennen«, sagt sie halb entschuldigend und halb anklagend und zupft ihre Brosche an ihrem geblümten Blazer zurecht.

Die grünen Augen werfen rasch einen Blick zu Elsa. Dann nickt die Polizistin kurz, als sei die Sache damit aus der Welt.

»Das Haus steht heute Nacht unter Polizeischutz.«

Sie ist bereits auf dem Weg die Treppe hinunter, gefolgt vom Sommerferienjobpolizisten, bevor jemand etwas sagen kann. Mama amtet schwer und reicht Britt-Marie die Hand, aber Britt-Marie weicht aus.

»Ihr findet es natürlich lustig, vor mir Geheimnisse zu haben. Lustig, mich wie eine Idiotin bloßzustellen, das denkt ihr!«

»Liebe Britt-Marie«, setzt Maud an, doch Britt-Marie schüttelt den Kopf und greift nach ihrer Tüte, die auf dem Boden steht.

»Ich gehe jetzt nach Hause, Maud! Denn heute Abend kommt Kent nach Hause, und dann bin ich da! Und morgen kommen Kents Kinder, und dann werden wir unser Weihnachtsessen machen wie jede etwas zivilisierte Familie in einer etwas zivilisierten Eigentümergemeinschaft!«

Mit diesen Worten stapft sie aus der Tür. Immerhin wohlwollend.

Aber Elsa bemerkt, wie Alf ihr hinterhersieht, als sie geht. Der Wors steht mit demselben Blick in der Tür zum Schlafzimmer. Und jetzt weiß Elsa endlich, wer Britt-Marie ist.

Mama geht auch die Treppen hinunter. Elsa hat keine Ahnung, warum. Lennart setzt Kaffee auf. George holt Eier aus dem Kühlschrank und macht außerdem neuen Glühwein. Maud stellt Kekse auf den Tisch. Die Mutter des Jungen mit Syndrom kriecht zu ihrem Sohn in den Kleiderschrank, und

Elsa hört, wie sie ihn zum Lachen bringt. Es ist toll, wenn man diese Superkraft besitzt.

Alf geht hinaus auf den Balkon, und Elsa folgt ihm. Steht zögernd eine ganze Weile hinter ihm, bis sie einen Schritt neben ihn macht und übers Geländer schaut. Die grünen Augen stehen im Schnee und sprechen mit Elsas Mama. Die grünen Augen lächeln ein wenig, so wie sie damals Oma angelächelt haben, als sie auf dem Polizeirevier waren.

»Kennen die beiden sich?«, fragt Elsa erstaunt.

Alf nickt.

»Sie kannten sich zumindest. Als sie so alt waren wie du, waren sie die besten Freundinnen.«

Elsa sieht zu Mama hinunter, sieht, dass sie noch immer wütend ist. Dann schielt sie auf den Hammer, den Alf in einer Ecke des Balkons abgelegt hat.

»Wolltest du Sam töten?«, fragt sie ihn.

Alfs Augen spiegeln sein Bedauern, doch er ist ehrlich.

»Nein.«

»Warum war Mama dann so böse auf dich?«, fragt Elsa.

Alfs Lederjacke federt leicht.

»Sie war böse, weil sie nicht selbst mit dem Hammer in der Hand vor Ort war.«

Elsas Schultern sinken nach unten, sie umschlingt sich selbst mit den Armen, so kalt ist es. Alf legt ihr die knirschende Lederjacke um. Elsa kriecht ganz in sie hinein.

»Manchmal glaube ich, dass ich mir wünsche, dass jemand Sam tötet.«

Alf gibt keine Antwort. Elsa betrachtet den Hammer.

»Also … ich meine, irgendwie tötet. Ich weiß ja, dass es nicht recht ist, wenn man meint, dass Menschen es verdienen zu sterben. Aber manchmal

bin ich mir auch nicht sicher, ob solche Typen wie er es verdient haben zu leben …«

Alf lehnt sich an das Balkongeländer.

»Das ist menschlich.«

»Ist es menschlich zu wollen, dass jemand stirbt?«

Alf schüttelt langsam den Kopf.

»Es ist menschlich, sich nicht sicher zu sein.«

Elsa verkriecht sich noch mehr unter seiner Jacke. Versucht, ganz mutig zu sein.

»Ich habe Angst«, flüstert sie.

»Ich auch«, sagt Alf.

Und dann sprechen sie nicht mehr darüber.

Als alle eingeschlafen sind, schleichen sie mit dem Wors hinaus, aber Elsa weiß, dass ihre Mama sie trotzdem sieht. Ebenso wie die Polizistin mit den grünen Augen, das glaubt sie fest. Dass sie irgendwo im Dunkeln über sie wacht, so wie Wolfsherz es tun würde, wenn er hier wäre. Und Elsa versucht, es ihm nicht vorzuwerfen, dass er nicht da ist. Dass er sie im Stich gelassen hat, obwohl er versprochen hat, sie zu beschützen. Das klappt nicht so supergut.

Sie spricht Alf nicht an. Er sagt auch kein Wort. Es ist die Nacht vor Heiligabend, aber alles ist irgendwie so sonderbar.

›Das ist ein sehr merkwürdiges Weihnachtsmärchen‹, denkt Elsa.

Als sie wieder zurück im Treppenhaus sind, bleibt Alf kurz vor Britt-Maries Tür stehen. Elsa merkt, wie er die Tür anstarrt. So schaut, als hätte es ein erstes Mal gegeben, aber kein zweites. Elsa sieht den Weihnachtsschmuck an, der zum ersten Mal seit wer weiß wie vielen Jahren nicht nach Pizza riecht.

»Wie alt sind Kents Kinder?«, fragt sie.

»Sie sind erwachsen«, antwortet Alf verbittert.

»Und warum hat Britt-Marie dann gemeint, dass sie Comics und Lutscher haben wollen?«, fragt Elsa.

»Britt-Marie lädt sie jedes Jahr zu Weihnachten zum Essen ein. Aber sie kommen nie. Als sie zuletzt hier waren, waren sie noch Kinder. Damals mochten sie Comics und Lutscher«, antwortet Alf mit leerer Stimme.

Und während er mit schlurfenden Schritten die Treppen hinaufsteigt, Elsa dicht hinter ihm, bleibt der Wors stehen. Dafür dass Elsa so pfiffig ist, braucht sie wirklich eine enorm lange Zeit, bis sie begreift, warum.

Die Prinzessin von Miploris war so beliebt, dass zwei Prinzen um ihre Liebe kämpften, bis sie einander hassten. Die Prinzessin von Miploris, die einen Schatz hatte, der von einer Hexe gestohlen wurde, und die im Königreich der Trauer zu Hause ist.

Der Wors bewacht das Eingangstor an ihrem Schloss. Denn das ist die Aufgabe, die Worse in Märchen haben.

28
Kartoffeln

Elsa hat nicht gelauscht. So etwas tut sie nicht.

Sie stand wirklich ganz zufällig am nächsten Morgen im Treppenhaus, als sie Britt-Marie und Kent miteinander reden hörte. Es war überhaupt keine Absicht. Sie war nämlich eigentlich auf der Suche nach dem Wors. Und nach ihrem Gryffindor-Schal. Und die Tür zu Kents und Britt-Maries Wohnung stand offen. Von innen kam ein kalter Luftzug ins Treppenhaus, denn Britt-Marie lüftete Kents Anzug im Durchzug. Und sie wollte wirklich nicht lauschen. Aber nachdem Elsa eine Weile dagestanden und zugehört hatte, war ihr klar, wenn sie jetzt an der Tür vorbeiginge, dann würden Kent und Britt-Marie sie zwangsläufig sehen, und dann würde es natürlich so aussehen, als hätte sie auf der Treppe gestanden und gelauscht. Also konnte sie genauso gut stehen bleiben.

Das ist per definitionem kein Belauschen, wirklich nicht.

»Britt-Marie!«, schrie Kent von drinnen, dem Echo nach zu urteilen vermutlich aus dem Badezimmer.

»Britt-Marie!«, schrie er direkt danach noch einmal, als wäre Britt-Marie sehr weit weg.

»Ja?«, antwortete Britt-Marie, als stände sie ganz dicht vor ihm, zum Beispiel genau in der Tür zum Badezimmer.

»Wohin zum Teufel ist mein Rasierapparat?«, schrie Kent, ohne sich dafür zu entschuldigen, dass er sie anschrie.

Elsa nahm ihm das sehr, sehr übel. Denn richtigerweise heißt es »wo zum Teufel«.

»Zweite Schublade«, antwortete Britt-Marie.

»Warum hast du ihn dahin gelegt? Er liegt sonst immer in der ersten Schublade!«, behauptete Kent.

»Er hat schon immer in der zweiten Schublade gelegen«, entgegnete Britt-Marie.

Dann erklang das Geräusch, wie er die zweite Schublade öffnete, danach das Summen des Rasierapparates. Aber nicht der allerkleinste Laut von einem Kent, der sich bedankte. Britt-Marie ging in den Flur und lehnte sich zur Wohnungstür hinaus. Sie hielt Kents Anzug in der Hand. Bürstete vorsichtig unsichtbare Fussel von dem einen Ärmel. Sie bemerkte Elsa nicht, zumindest meinte Elsa das. Und als Elsa feststellte, dass sie sich nicht ganz sicher war, dachte sie, dass sie jetzt erst recht stehen bleiben und den Anschein erwecken musste, dass es einen Sinn hatte, dass sie sich dort aufhielt. Als wäre sie zum Beispiel unterwegs und untersuchte den Zustand des Treppengeländers oder so. Keineswegs wollte sie jemanden belauschen. Die ganze Sache wurde langsam kompliziert.

Britt-Marie verschwand wieder in der Wohnung.

»Hast du mit David und Pernilla gesprochen?«, fragte sie freundlich ins Badezimmer hinein.

»Ja, ja«, antwortete Kent ihr in unfreundlichem Tonfall.

»Und wann werden sie kommen?«, wollte Britt-Marie wissen.

»Keine Ahnung«, antwortete Kent.

»Aber ich muss doch das Essen planen können, Kent«, bat Britt-Marie.

»Das ist doch ganz egal, wir essen, wenn sie kommen«, fertigte Kent sie ab.

»Es ist doch wohl angebracht, um sechs Uhr zu essen, finde ich«, sagte Britt-Marie, und ihre Stimme klang, als ob sie etwas von Kents Hemdsärmel abbürstete.

»Ja, ja, sie kommen bestimmt um sechs, halb sieben«, sagte Kent so, als sei es ihm völlig egal.

»Was denn nun? Sechs oder halb sieben?«, fragte Britt-Marie, der es ganz und gar nicht egal war.

»Meine Güte, Britt-Marie, das spielt doch nun wirklich überhaupt keine Rolle«, antwortete Kent eine Spur zu laut.

»Wenn es überhaupt keine Rolle spielt, dann ist doch sechs Uhr vielleicht ganz passend?«, fragte Britt-Marie eine Spur zu leise.

»Ja, ja, ungefähr dann werden sie schon kommen«, stöhnte Kent.

»Hast du ihnen gesagt, dass es um sechs Uhr Essen gibt?«, fragte Britt-Marie.

»Wir essen immer um sechs.«

»Aber hast du es David und Pernilla auch gesagt?«

»Wir haben seit Anbeginn der Zeit jeden Abend um sechs Uhr gegessen, also können sie sich das schon ausrechnen«, seufzte Kent.

»Ach so. Und passt dir daran jetzt plötzlich etwas nicht?«, wollte Britt-Marie dann wissen.

»Nein, nein. Wir sagen einfach sechs Uhr. Wenn sie dann nicht da sind, sind sie eben nicht da«, antwortete Kent, und er klang so, als sei er sich ziemlich sicher, dass sie nicht da sein würden.

»Ich versuche doch nur, ein schönes Weihnachtsfest für die ganze Familie zu organisieren, Kent«, sagte Britt-Marie barsch und klang, als würde sie etwas von etwas herunterbürsten, was auch immer das war.

»Ich muss jetzt los, ich habe noch eine Telcom mit Deutschland«, sagte Kent und verließ das Badezimmer.

»Aber wann soll ich denn dann die Kartoffeln aufsetzen?«, rief Britt-Marie ihm hinterher.

»Wann du willst«, war Kents Antwort.

»Die Kinder können doch keine kalten Kartoffeln essen, Kent. Das geht doch nun wirklich nicht«, antwortete Britt-Marie beharrlich.

»Neieiein!«, schnaufte Kent.

»Sollen wir dann also unser Weihnachtsessen ohne David und Pernilla machen? Hast du das so gemeint?«, fragte Britt-Marie.

»Aber sie können doch verdammt nochmal das Essen auch aufwärmen, wenn sie dann kommen!«, erwiderte Kent.

»Wenn mir jemand sagt, wann sie kommen, dann kann ich es wohl einrichten, dass die Kartoffeln dann auch warm sind«, sagte Britt-Marie.

»Nein, nein, nein! Dann essen wir eben, wenn wir alle da sind, wenn das so schrecklich wichtig ist!«, brüllte Kent.

»Und wann sind alle da?«, fragte Britt-Marie.

»Verdammt nochmal, Britt-Marie! Du weißt doch, wie die Kinder sind. Sie können um sechs kommen, sie können aber auch um halb neun kommen!«

Verbissen stand Britt-Marie ein paar Sekunden lang völlig ruhig da. Dann holte sie einmal tief Luft und versuchte, ihre Stimme zu kontrollieren, so wie man es macht, wenn keiner merken soll, dass man innerlich schreit.

»Kent, wir können nicht erst um halb neun essen.«

»Das weiß ich wohl! Die Kinder müssen eben dann essen, wenn sie kommen!«, antwortete Kent.

»Und wann soll das sein?«, fragte Britt-Marie nach.

»Ich *weiß* es nicht. Sie haben von sechs Uhr gesprochen. Vielleicht kommt Pernilla dann wenigstens um sechs. Sie ist in der Regal ja pünktlich. Oder vielleicht auch um Viertel nach sechs, falls viel Verkehr auf der Autobahn ist. Da sind ja ständig diese Baustellen«, sagte Kent und klang etwas abgewürgt wie Männer, die konsequent ihren Halsumfang unterschätzen, wenn sie eine Krawatte umbinden.

»Wenn wir um sechs essen, dann sind wir um Viertel nach sechs gerade beim Essen, dann platzt Pernilla mitten hinein«, machte ihm Britt-Marie klar und klang, als würde sie ihm nun freundlich den Schlips binden.

»Das ist mir schon klar!«, schrie Kent sehr unfreundlich zurück, so wie Männer wie Kent es tun, wenn Frauen wie Britt-Marie ihnen die Krawatte binden.

»Du musst gar nicht so barsch sein«, sagte Britt-Marie mit einem deutlich barschen Unterton.

»Wo sind denn nun wieder meine Manschettenknöpfe?«, fragte Kent und begann, mit halbfertig flatterndem Schlips nervös durch die Wohnung zu hetzen.

»In der zweiten Schublade der Kommode«, antwortete Britt-Marie.

»Liegen sie nicht sonst immer in der ersten?«, sagte Kent.

»Sie haben schon immer in der zweiten gelegen«, antwortete Britt-Marie.

Und jetzt steht Elsa da. Natürlich ohne dass sie lauscht. Aber im Flur von Kent und Britt-Maries Wohnung hängt ein großer Spiegel direkt vor der Tür, so dass Elsa Kent von der Treppe aus darin sehen kann. Britt-Marie faltet seinen Hemdkragen ordentlich über die Krawatte. Wischt vorsichtig über den Kragen seines Sakkos.

»Wann kommst du nach Hause?«, fragt sie leise.

»Woher soll ich das wissen, du weißt, wie das ist mit den Deutschen. Bleib nicht auf und warte nicht auf mich«, antwortet Kent ausweichend und bewegt sich in Richtung Tür.

»Bitte sei so gut und leg dein Oberhemd gleich in die Waschmaschine, wenn du nach Hause kommst«, sagt Britt-Marie bittend und bewegt sich tastend hinter ihm her, um etwas von seinem Hosenbein abzubürsten, wie es Frauen tun, die dennoch wach bleiben und warten.

Kent wirft einen Blick auf seine Uhr, wie Männer mit sehr kostspieligen Uhren das tun. Elsa weiß, dass seine Uhr teuer war, denn Kent hat Mama einmal erzählt, dass seine Uhr mehr wert sei als der ganze Kia.

»Bitte Kent, direkt in die Waschmaschine damit! Gleich wenn du heimkommst!«, ruft Britt-Marie.

Kent macht einen Schritt ins Treppenhaus, ohne ihr zu antworten. Da bemerkt er Elsa. Er scheint nicht zu denken, dass sie gelauscht hat, aber auf der anderen Seite wirkt er auch kein bisschen erfreut, sie zu sehen.

»Yo!«, sagt er und grinst, genauso, wie erwachsene Männer zu Kindern »yo« sagen, weil sie glauben, dass Kinder so sprechen.

Elsa gibt keine Antwort. Weil sie nicht so spricht. Kents Handy klingelt. Elsa bemerkt, dass es neu ist. Kent macht ein Gesicht, als wolle er gleich mitteilen, wie viel es gekostet hat.

»Deutschland ruft an!«, sagt er zu Elsa und sieht aus, als würde ihm erst jetzt wieder einfallen, dass er ja hochgradig von dem Kellertreppenvorfall gestern betroffen war, bei dem sein voriges Telefon zu Bruch gegangen ist. Und als würde er sich nun auch an das Gift erinnern und daran, was er dafür bezahlen musste. Elsa zuckt mit den Schultern, als würde sie ihn zum Kampf herausfordern. Kent fängt nun an, »Yez, Klaus!« in sein neues Handy zu schreien, und verschwindet die Treppe hinunter, die Augenbrauen abgesunken, als wären sie in Beton gegossen.

Elsa macht ein paar Schritte die Treppe hinunter, bleibt jedoch in der Türöffnung zu Kents und Britt-Maries Wohnung stehen. Im Flurspiegel kann sie das Badezimmer sehen. Britt-Marie steht da und wickelt sorgsam das Kabel von Kents Rasierapparat auf und legt es in die dritte Schublade. Dann tritt sie hinaus in den Flur. Ihr Blick fällt auf Elsa. Sie faltet die Hände auf Hüfthöhe.

»So, so«, merkt sie an.

»Ich habe nicht gelauscht!«, sagt Elsa sofort.

Britt-Marie zupft die Jacken zurecht, die auf den Kleiderbügeln im Flur hängen, und fährt fürsorglich mit der Rückseite ihrer Hand über alle Mäntel und Jacken von Kent.

Elsa steckt ihre Fingerspitzen in die Taschen ihrer Jeans und murmelt:

»Danke.«

Erstaunt dreht Britt-Marie sich um.

»Wofür?«

Elsa stöhnt, so wie es fast Achtjährige tun, wenn sie zweimal »danke« sagen müssen.

»Ich habe ›danke‹ gesagt. Dafür, dass du der Polizei nichts gesagt hast vom …«, sie hält inne, bevor sie das Wort »Wors« aussprechen kann.

Britt-Marie scheint trotzdem zu verstehen, was sie meint. Sie faltet die Hände auf Hüfthöhe.

»Es muss schließlich Regeln geben, das musst du verstehen, Elsa. Und ich bin schließlich für die Information zuständig. Es ist einfach Usus, dass man mich informiert, wenn sich ein Kampfhund im Haus befindet!«

»Er ist kein Kampfhund!«, sagt Elsa, und ihre Stimme verrät, dass sie richtig sauer wird.

Britt-Marie bürstet ihren Rock ab. Faltet die Hände.

»Nein, klar, das sagt man immer. Bis er einen beißt.«

»Er wird keinen beißen! Und er hat dich vor Sam gerettet!«, zischt Elsa.

Britt-Marie sieht aus, als habe sie vor, etwas zu entgegnen. Doch sie lässt es. Denn sie weiß, dass es stimmt. Und Elsa will auch etwas sagen, doch sie lässt es auch. Weil sie weiß, dass sie mit Britt-Marie längst quitt ist.

Sie sieht durch den Spiegel in die Wohnung hinein.

»Warum hast du den Rasierapparat in die falsche Schublade gelegt?«, fragt Elsa.

Britt-Marie bürstet ein-, zwei-, dreimal über ihren Rock. Faltet die Hände.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, antwortet sie, obwohl Elsa ihr ansieht, dass sie es sehr wohl weiß.

»Kent hat gesagt, dass er immer in der ersten Schublade liegt. Aber du hast gemeint, er läge immer in der zweiten. Und als er eben gegangen ist, hast du ihn in die dritte Schublade gelegt«, erklärt Elsa.

Und da sieht Britt-Marie einen Moment lang etwas zerstreut aus. Dann wechselt ihr Ausdruck. Sie wirkt einsam. Und dann murmelt sie:

»Ach so, ja, das stimmt wohl. Das habe ich wohl gemacht.«

Elsa legt den Kopf etwas schief.

»Und warum?«

Und dann tritt unzählige Märchenewigkeiten lang Schweigen ein. Danach flüstert Britt-Marie, als hätte sie verdrängt, dass Elsa direkt vor ihr steht:

»Weil ich es mag, wenn er meinen Namen brüllt.«

Und dann schließt Britt-Marie die Tür.

Und Elsa steht draußen und versucht, sie nicht zu mögen.

Das gelingt ihr nicht so supergut.

29
Baiser

Man muss glauben. Das hat Oma immer gesagt. An irgendetwas muss man glauben, um Märchen zu verstehen. »Es kommt gar nicht so darauf an, woran genau man eigentlich glaubt, aber an irgendetwas muss man glauben, denn sonst kann man auf alles pfeifen.«

Und vielleicht geht es bei allem einfach nur darum.

Elsa findet den Gryffindor-Schal draußen vor dem Haus. Er liegt im Schnee. Da hat sie ihn verloren, als sie auf Sam losgegangen ist. Die grünen Augen stehen nur ein paar Meter entfernt. Die Sonne ist kaum aufgegangen. Der Schnee klingt unter ihren Füßen wie Popcorn.

»Hallo«, sagt Elsa.

Die grünen Augen nicken still.

»Sie sprechen nicht gerade viel, oder?«, fragt Elsa.

Die grünen Augen lächeln, aber nicht mit dem Mund.

»Nicht besonders.«

Elsa bindet sich den Schal um.

»Haben Sie meine Oma gekannt?«

Die grünen Augen verfolgen die Hauswand und schauen die kleine Straße entlang.

»Alle kannten deine Oma.«

Elsa zieht die Hände in die Jackenärmel hinein.

»Und meine Mama?«

Wieder nicken die grünen Augen. Elsa blinzelt ihr zu.

»Alf sagt, Sie waren die besten Freundinnen.«

Die grünen Augen schauen von einer Seite zu andern, was hinter Elsa passiert. Dann sehen sie sie direkt an. Nicken. Elsa fragt sich, wie das wohl ist. Einen besten Freund zu haben, der genau so alt ist wie man selbst. Dann bleibt sie schweigend neben den grünen Augen stehen und sieht zu, wie die Sonne aufgeht. Es wird ein schöner Heiligabend. Trotz allem.

Sie räuspert sich und geht wieder auf die Haustür zu, bleibt aber stehen, als sie mit der Hand schon den Türgriff fasst.

»Haben Sie hier die ganze Nacht lang gestanden und aufgepasst?«, fragt Elsa.

Die grünen Augen beobachten die Straße. Nicken.

Elsa ruckelt ziellos am Türgriff.

»Werden Sie Sam töten, wenn er zurückkommt?«

Die grünen Augen trippeln über den Schnee und bleiben dicht vor Elsa stehen. Sehen ganz ernst aus.

»Das will ich nicht hoffen.«

»Warum nicht?«, fragt Elsa.

»Weil es nicht meine Aufgabe ist zu töten«, antworten die grünen Augen.

»Was ist dann Ihr Job?«

»Zu beschützen.«

»Ihn oder uns?«, fragt Elsa vorwurfsvoll.

»Beide«, bekommt sie zur Antwort.

Elsas Augenbrauen ziehen sich zu einer Linie zusammen.

»Er ist doch gefährlich. Wir nicht.«

Die grünen Augen lächeln, ohne dabei froh auszusehen.

»Deine Oma hat früher, als ich klein war, immer gesagt, dass man sich als Polizist nicht aussuchen kann, wen man beschützt. Man muss versuchen, alle zu beschützen.«

»Wusste sie, dass Sie Polizistin werden wollen?«, fragt Elsa.

»Sie hat mich erst auf die Idee gebracht.«

»Warum?«

Die grünen Augen lächeln. Diesmal richtig.

»Weil ich Angst vor allem hatte, als ich klein war. Und sie hat mir geraten, dass ich all das tun solle, wovor ich am meisten Angst hatte. Dass ich meine Ängste einfach auslachen solle.«

Elsa nickt, als würde sie damit bestätigen, was sie bereits wusste.

»Sie und Mama waren es.«

Die blonden Augenbrauen der grünen Augen rutschen kaum sichtbar nach oben. Elsa zeigt auf den Horizont zwischen den Häusern.

»Die goldenen Ritter, die den Geschichtenberg vor dem Jetzter und den Ängsten gerettet haben. Die Miaudacas errichtet haben. Das waren Sie und Mama.«

Die grünen Augen bewegen sich hinweg über den Schnee und die Straße und die Hausfassade.

»Ich glaube, wir waren sehr vieles in den Märchen deiner Oma.«

Elsa öffnet die Haustür, setzt einen Fuß auf die Schwelle, bleibt stehen.

»Haben Sie erst meine Mutter oder meine Oma gekannt?«

»Erst deine Oma.«

»Dann sind Sie auch so ein Kind von der Schlafzimmerdecke?«

Die grünen Augen sehen ihr direkt ins Gesicht. Lächeln so, wie man nur lächeln kann.

»Du bist pfiffig. Sie hat immer gesagt, du seist das pfiffigste Mädchen, das ihr je über den Weg gelaufen ist.«

Elsa nickt. Die Haustür fällt hinter ihr wieder ins Schloss. Und es wird ein schöner Heiligabend. Trotz allem.

Sie sucht in den Kellerräumen und in Renault nach dem Wors, aber alles ist leer. Sie weiß, dass der Kleiderschrank in Omas Wohnung auch leer ist, und der Wors ist definitiv auch nicht in Mamas und Georges Wohnung, denn kein vernünftiges Lebewesen hält es dort am Morgen von Heiligabend aus. Mama ist dann immer noch effizienter als sonst. Weihnachtseffizienz ist eine von Mamas Lieblingseffizienzen, und man muss wissen, dass Mama wirklich a-l-l-e Formen von Effizienz liebt.

Das ist auch der Grund, warum Mama jedes Jahr im Mai das Thema Weihnachtsgeschenke auf den Tisch bringt. Sie sagt, das tue sie, weil sie »organisiert« sei. Oma hielt dann immer dagegen, dass sie das eher tue, weil sie »anal veranlagt« sei, und dann musste Elsa immer für eine ziemlich lange Zeit die Kopfhörer aufsetzen. Aber in diesem Jahr entschied Mama, dass sie ein bisschen liberal und verrückt sein wollte, und deshalb wartete sie ab bis zum 1. August, bevor sie wissen wollte, was Elsa sich zu Weihnachten wünschte. Sie wurde sehr wütend, als Elsa sich weigerte, es ihr zu sagen, obwohl Elsa sie ausdrücklich fragte, ob ihr denn klar sei, wie sehr man sich in einem halben Jahr verändere, wenn man fast acht ist. Also tat Mama das, was Mama immer tut: Sie marschierte los und kaufte eben auf eigene Faust ein Geschenk. Und das ging, wie es eben immer ging: in die Hose. Elsa weiß das, denn sie kennt Mamas Versteck für die Weihnachtsgeschenke, schließlich hat man ganz schön viel Zeit, das herauszufinden, wenn man fast acht ist und die Weihnachtsgeschenke schon im August im Haus sind.

Dieses Jahr bekommt Elsa nun stattdessen drei Bücher, die von unterschiedlichen Dingen handeln, aber auf die eine oder andere Art und Weise von Figuren in den Harry-Potter-Bänden erwähnt werden. Sie sind in Papier verpackt, das Elsa sehr schön findet. Elsa weiß das, weil sie Mama im Oktober gesagt hat, dass ihr erstes Geschenk danebengegangen sei. Dann hatten sie ungefähr einen Monat lang darüber Streit, und dann hat Mama es aufgegeben und Elsa einen Schein hingehalten, und Elsa sollte losziehen und kaufen »was sie wollte!«. Das tat Elsa. Und packte die Sachen in Papier, das sie sehr schön fand. Und dann legte sie das Päckchen in Mamas nicht ganz so heimliches Versteck, und dann lobte sie Mama, weil sie so unheimlich fürsorglich und aufmerksam war, dass sie genau wusste, was Elsa sich dieses Jahr wünschte. Und dann nannte Mama Elsa »Grinch«.

Elsa hängt mittlerweile sehr an diesem Ritual.

Sie klingelt ein halbes Dutzend Mal an Alfs Tür, bis er endlich öffnet. Er trägt einen Morgenmantel und seinen verärgerten Gesichtsausdruck. Dazu die Kaffeetasse, auf der *Juventus* steht, in der Hand.

»Was ist los?«, fragt er, ohne überhaupt erst einmal »Hallo« zu sagen.

»Hallo!«, sagt Elsa, ohne auf seine Frage zu antworten.

»Ich schlafe«, brummt er.

»Es ist Heiligabend«, klärt Elsa ihn auf.

»Weiß ich«, antwortet er.

»Warum schläfst du dann?«, fragt Elsa.

»Ich war heute Nacht lange wach.«

»Und was hast du gemacht?«

Alf nimmt einen großem Schluck Kaffee.

»Was tust du hier?«, ist seine Gegenfrage.

»Ich hab zuerst gefragt«, antwortet Elsa hartnäckig.

»Stehe ich vielleicht mitten in der Nacht vor deiner Tür und klingele?«, grummelt Alf.

»Es ist nicht mitten in der Nacht. Und es ist Heiligabend!«, erklärt Elsa.

»Aha«, sagt Alf.

»Ja!«, sagt Elsa.

Er trinkt noch mehr Kaffee. Sie tritt verärgert gegen seine Fußmatte.

»Ich kann den Wors nicht finden.«

»Das kann ich verstehen«, nickt Alf ganz ruhig.

»Was heißt, du verstehst das?«, fragt Elsa überhaupt nicht ruhig.

»Dass du ihn nicht finden kannst.«

»Warum?«

»Weil er hier ist.«

Elsas Augenbrauen zucken nach oben, als hätten sie sich in feuchte Malerfarbe gesetzt.

»Der Wors ist hier?«

»Ja.«

»Warum hast du das nicht gesagt?«

»Aber das habe ich doch gerade.«

»Warum ist er hier?«

»Weil Kent heute früh um fünf nach Hause kam, und da konnte er wohl kaum im Treppenhaus hocken. Kent hätte verdammt nochmal die Polizei gerufen, wenn er gemerkt hätte, dass das Tier noch immer im Haus ist.«

Elsa wirft einen Blick in Alfs Wohnung hinein. Der Wors sitzt auf dem Boden und schlürft etwas aus einer großen Metallschale. Auf ihr steht auch *Juventus*.

»Woher wusstest du, wann Kent nach Hause gekommen ist?«, fragt sie Alf.

»Weil ich in der Garage war, als er mit seiner BMW-Kiste ankam«, sagt Alf ungeduldig.

»Und warum warst du um diese Uhrzeit in der Garage?«, fragt Elsa geduldig.

Alf sieht aus, als sei das eine unglaublich dumme Frage.

»Weil ich auf ihn gewartet habe.«

Elsa sieht Alf lange an.

»Wie lange hast du denn gewartet?«

»Die ganze Nacht lang, bis fünf Uhr, habe ich doch verdammt nochmal gesagt«, brummt er.

Elsa überlegt, ob sie ihn umarmen soll. Doch sie lässt es. Der Wors sitzt in der Wohnung und blickt von seiner Metallschale auf. Er sieht wahnsinnig zufrieden aus. Von seiner Nase tropft etwas Schwarzes. Elsa dreht sich zu Alf um.

»Alf … hast du dem Wors … *Kaffee* gegeben?«

»Ja«, sagt Alf und macht ein Gesicht, als wisse er überhaupt nicht, was daran eigentlich falsch sein könnte.

»Er ist ein TIER! Warum hast du ihm Kaffee gegeben?«, ruft Elsa.

Alf kratzt sich am Kopf. Dann zieht er seinen Morgenmantel zurecht. Elsa sieht, dass er eine breite Narbe auf der Brust hat. Er sieht, dass sie es sieht, und wirkt sauer.

»Ich wollte eben nicht unhöflich sein«, sagt er und nickt in Richtung Kaffee und in Richtung Wors.

Der Wors nickt zustimmend zurück.

Elsa massiert sich die Schläfen.

Alf geht in sein Schlafzimmer und schließt die Tür, und als er wieder herauskommt, hat er die Lederjacke mit dem Logo des Taxiunternehmens an. Obwohl Heiligabend ist. Sie müssen den Wors leider in der Garage

pieseln lassen, denn jetzt sind draußen noch mehr Polizisten, und nicht einmal ein Wors kann sich besonders lange beherrschen, wenn er eine Schüssel Kaffee getrunken hat.

Oma hätte das gefallen. Pisse in der Garage. Das wird Britt-Marie in den Wahnsinn treiben.

Mamas und Georges Wohnung duftet nach Baiser mit Eis und Banane und nach Nudelauflauf mit Bernaisesoße, als sie hinaufkommen, weil Mama beschlossen hat, dass in diesem Jahr alle im Haus gemeinsam Weihnachten feiern. Und keiner hat Widerspruch eingelegt. Zum einen, weil es eine schöne Idee ist, und zum anderen, weil nie jemand etwas gegen Mamas Ideen vorbringt. Und dann schlug George vor, dass jeder sein Lieblingsessen kocht und sie ein großes Weihnachtsbüffet zusammentragen. Das kann George einfach unheimlich gut, was Elsa unerträglich ärgert.

Das Lieblingsessen des Jungen mit Syndrom ist ein Baiserdessert mit Eis und Banane, also hat seine Mutter es für ihn gemacht. Das heißt, na ja, seine Mutter besorgte alle Zutaten, und Lennart hob die Baisers vom Boden auf, und den Nachtisch selbst bereitete dann eigentlich Maud zu, während der Junge mit Syndrom und seine Mama um sie herumtanzten.

Lennart und Maud fanden es wichtig, dass sich die Frau im schwarzen Rock auch zugehörig fühlt, denn so was können Maud und Lennart gut, also fragten sie sie, ob sie vielleicht auch Lust hätte, etwas Besonderes zu kochen. Und die Frau im schwarzen Rock saß ganz versteckt in ihrer Wohnung auf einem Stuhl und sah ganz verlegen aus und murmelte, dass sie schon seit Jahren nichts mehr gekocht habe. »Man kocht nicht so viel, wenn man allein ist«, erklärte sie. Und da sah Maud ganz traurig aus und bat um Entschuldigung, dass sie so taktlos gewesen sei. Und da tat der Frau im schwarzen Rock Maud so leid, dass sie einen Nudelauflauf mit

Bernaisesoße kochte. Denn das war das Lieblingsessen ihrer Jungen gewesen.

Also essen sie alle zusammen Nudelauflauf mit Bernaisesoße und Baiserdessert mit Eis und Banane. Denn immerhin ist ja Weihnachten. Trotz allem.

Der Wors bekommt von Maud zwei Eimer voller Zimtschnecken, und George holt die Babybadewanne aus Elsas Kinderzeit und füllt sie mit Glühwein. Und damit lässt sich der Wors bestechen, sich für eine Stunde im Kleiderschrank in Omas Wohnung zu verstecken, und dann geht Mama nach unten und lädt die Polizisten ein, die vor dem Haus stehen. Die grünen Augen sitzen neben Mama. Der Sommerferienjobpolizist ist auch dabei, er isst am meisten von dem Baiser mit Eis und Banane und schläft auf dem Sofa ein.

Samantha, die ja ein Bichon Frisé und deshalb gewohnt ist, Dinge in einer äußerst zivilisierten Geschwindigkeit zu genießen, wartet ab, bis sie ganz sicher sein kann, dass sie niemand beobachtet. Dann schleicht sie in Omas Wohnung und dort hinein in den Kleiderschrank. Aber nicht nur deshalb, weil sie gemerkt hat, dass ihr der Glühwein schmeckt.

Die Frau im schwarzen Rock sitzt schweigend am Tisch, ganz hinten in einer Ecke. Als George nach dem Essen abwäscht, Maud den Tisch abwischt und Lennart mit einer Tasse Wartekaffee vor der Kaffeemaschine auf einem Hocker sitzt und sie bewacht, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommt, geht der Junge mit Syndrom aus der Wohnung ins Treppenhaus und hinüber in Omas Wohnung. Als er zurückkommt, kleben Zimtschneckenkrümel an seinem Mund, und auf seinem Pullover sind so viele Worshaare verteilt, dass es aussieht, als hätte er beschlossen, beim Verkleiden-Spielen als Teppich zu gehen. Er holt eine Decke aus Elsas

Zimmer und geht zur Frau im schwarzen Rock. Betrachtet sie lange. Dann stellt er sich auf die Zehenspitzen und zwickt sie in die Nase. Sie macht völlig erschreckt einen Satz, worauf die Mutter des Jungen so einen Schrei loslässt, wie es Mütter tun, wenn ihre Kinder fremde Leute in die Nase zwicken. Aber Maud fängt ihren Arm behutsam ab und hält sie auf, und als der Junge seinen Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger steckt und die Frau im schwarzen Rock anschaut, da erklärt Maud freundlich:

»Das ist ein Spiel. Er spielt, dass er deine Nase gemopst hat.«

Die Frau im schwarzen Rock starrt auf Maud. Starrt auf den Jungen mit Syndrom. Starrt auf seine Nase. Und dann klaut sie ihm seine Nase. Und er muss so laut lachen, dass die Fensterscheiben singen.

Er schläft auf ihrem Schoß ein, in die Decke gehüllt. Als seine Mutter ihn mit einem entschuldigenden Lächeln hochzuheben versucht und zur Frau im schwarzen Rock sagt, dass »das eigentlich gar nicht seine Art ist, so aufdringlich zu sein«, da greift die Frau im schwarzen Rock vorsichtig nach ihrer Hand und flüstert: »Wenn … wenn es dir nichts ausmacht, dann … dann würde ich … würde ich ihn gern noch eine Weile so halten dürfen …«

Die Mutter des Jungen legt ihre beiden Hände um die Hand der Frau im schwarzen Rock und nickt. Die Frau lehnt ihre Stirn an den Kopf des Jungen, an seine Haare, und flüstert: »Danke.«

Und dann macht George noch mehr Glühwein, und da scheint alles ganz normal zu sein und gar nicht mehr unheimlich. Als die Polizisten sich für das Essen bedanken und die Treppe hinuntergehen, schaut Maud ganz unglücklich zu Elsa hinüber und sagt, dass sie verstehen kann, dass es für ein Kind ganz schön gruselig sein muss, mit den Polizisten hier im Haus und das am Heiligen Abend.

Aber Elsa nimmt sie an der Hand und sagt:

»Mach dir keine Sorgen, Maud. Das ist ein Weihnachtsmärchen, das Ganze. Die enden immer gut.«

Und Maud ist anzusehen, dass sie daran glaubt.

Denn glauben muss man.

30
Parfüm

Nur eine Person bricht am Heiligen Abend mit einem Herzanfall zusammen. Dabei sind es zwei Herzen, die brechen. Und das Haus wird nie mehr dasselbe sein.

Es beginnt damit, dass der Junge mit Syndrom spät am Nachmittag aufwacht und Hunger hat. Der Wors und Samantha kommen aus dem Kleiderschrank getrottet, weil der Glühwein alle ist. Elsa springt im Kreis um Alf herum, nickt bedeutungsvoll zum Jungen mit Syndrom und deklariert: »Jetzt ist es vielleicht langsam an der Zeit loszufahren und die ZEITUNG zu kaufen, Alf!« Alf murrt und setzt sich in Bewegung, um das Weihnachtsmannkostüm zu holen. Elsa und der Wors folgen ihm in die Garage. Alf steigt in Taxi ein. Als Elsa die Beifahrertür öffnet und den Kopf hineinsteckt und fragt, was er da mache, startet er den Motor und grunzt:

»Wenn ich nun schon Weihnachtsmann spielen soll, dann hole ich mir wenigstens erst eine Zeitung.«

»Ich glaube nicht, dass meine Mama es gut findet, wenn ich jetzt irgendwohin fahre«, gibt Elsa zu bedenken.

»Keiner hat dich gebeten mitzufahren, lass die blöde Tür los!«, sagt Alf und legt den Rückwärtsgang ein.

Und da springt Elsa hinein. Und der Wors auch. Elsa sieht, dass er das mit einer gewissen Trägheit tut, als hätte er Muskelkater, aber sie sagt nichts. So wie man es sich auch nicht anmerken lässt, wenn ältere

Menschen nicht mehr hören, was man sagt. Zum einen, weil man ihnen nicht zu verstehen geben will, dass sie alt sind, und zum anderen, weil man es sich selbst nicht eingestehen will.

Als Alf sie anfährt, dass man wirklich nicht einfach zu Leuten ins Auto springen könne, wie man gerade lustig sei, sagt Elsa, dass das hier doch schließlich Taxi sei, und genau das tue man doch mit einem Taxi. Und als Alf dann mürrisch auf sein Taxameter klopft und darauf hinweist, dass Taxifahren Geld koste, da sagt Elsa, dass sie sich diese Taxifahrt von ihm zu Weihnachten wünsche. Und dann sieht Alf ziemlich lange ziemlich sauer aus, und dann fahren sie los auf Elsas Weihnachtsgeschenk.

Alf kennt einen Kiosk, der an Heiligabend geöffnet hat. Er kauft eine Zeitung. Elsa kauft zwei Eistüten. Der Wors frisst seine ganz und Elsas halb. Was man, wenn man bedenkt, wie sehr Worse Eis lieben, sehr rücksichtsvoll nennen muss. Er tropft ein bisschen auf den Rücksitz von Taxi, aber Alf schimpft keine zehn Minuten lang. Was man, wenn man bedenkt, wie sehr Alf Worse hasst, die Eis auf den Rücksitz von Taxi tropfen lassen, sehr rücksichtsvoll nennen muss.

»Darf ich dich mal was fragen?«, fragt Elsa, auch wenn ihr klar ist, dass schon das allein eine Frage darstellt.

Alf setzt sich im Fahrersitz zurecht. Ein bisschen so wie ein Wal es sich auf einem Kinositz bequem machen würde. Er gibt keine Antwort.

»Warum hat Britt-Marie der Polizei nichts gesagt?«, fragt Elsa, ohne sich nennenswerte Gedanken über das Ausbleiben seiner Antwort zu machen.

Alf brummelt etwas, was Elsa nicht verstehen kann, und lässt Taxi auf eine Kreuzung rollen.

»Was?«, fragt Elsa.

»Ich habe gesagt, dass sie manchmal eine blöde Kuh sein kann. Aber sie ist verdammt nochmal nicht bösartig«, erklärt Alf.

»Aber sie hasst Hunde«, meint Elsa hartnäckig.

»Ach, sie hat eigentlich nur Angst vor ihnen. Deine Oma hat eine Menge herrenloser Hunde in dieses Haus geschleppt, als sie eingezogen ist. Da waren wir noch kleine Bälger, Britt-Marie und Kent und ich. Eine der Tölen hat Britt-Marie gebissen, und da hat sich ihre Mutter wahnsinnig aufregt«, erklärt Alf daraufhin – eine wirklich schockierend ausführliche Darlegung dafür, dass es sich um Alf handelt.

Taxi biegt auf die Straße hinaus. Elsa denkt an Omas Geschichten über die Prinzessin von Miploris.

»Dann warst du in Britt-Marie verliebt, seit du zehn warst?«, fragt sie.

»Ja«, antwortet Alf mit völliger Selbstverständlichkeit, und Elsa schaut ihn an und wartet, denn ihr ist klar, dass nur dieses Warten ihn dazu bringen wird, ihr die ganze Geschichte zu erzählen.

So was weiß man, wenn man fast acht ist.

Sie wartet so lange wie nötig.

Nach zwei roten Ampeln seufzt Alf also entnervt, wie man es tut, wenn man sich darauf einstellt, eine Geschichte zu erzählen, obwohl man das überhaupt nicht mag. Und dann erzählt er Britt-Maries Geschichte. Und dann seine eigene. Auch wenn er gar nicht vorhatte, über sich selbst zu sprechen.

Es kommen ziemlich viele Schimpfworte darin vor, und Elsa muss sich ziemlich zusammenreißen, um nicht die fehlerhafte Grammatik zu korrigieren. Aber nach ziemlich vielen Wenn und Aber und ziemlich vielen »Verdammt« hat Alf erzählt, dass er und Kent mit ihrer Mutter in der Wohnung groß wurden, in der Alf heute noch lebt. Und als Alf zehn war, zog eine andere Familie über ihnen ein, und die hatten zwei Töchter in Alfs

und Kents Alter. Die Mutter war eine ganz hervorragende Sängerin, und der Vater trug immer einen Anzug und war immer bei der Arbeit. Die älteste Schwester, Ingrid, hatte offenbar ein unglaubliches Gesangstalent geerbt, so viel wussten Alf und Kent. Sie sollte ein Star werden, erklärte ihre Mutter Kents und Alfs Mutter. Nie verlor sie ein Wort über die zweite Tochter, Britt-Marie. Alf und Kent fiel sie trotzdem auf. Daran führte kein Weg vorbei.

Keiner kann sich mehr genau daran erinnern, wann die junge Medizinstudentin im Haus auftauchte. Eines Tages war sie einfach da und belegte die damals riesige Wohnung ganz oben im Haus, und als Kent und Alfs Mutter sich erkundigten, warum sie allein in einer so großen Wohnung wohnte, da antwortete die junge Medizinstudentin, weil sie die »in einer Partie Poker gewonnen habe«. Sie war natürlich nicht so viel zu Hause, und wenn sie es dann war, hatte sie immer eigentümliche Freunde dabei und von Zeit zu Zeit auch heimatlose Hunde. Eines Abends brachte sie einen großen, schwarzen Köter mit, den sie offenbar auch beim Pokern gewonnen hatte, erzählt Alf. Alf und Kent und die Töchter der Nachbarsfamilie wollten einfach nur mit ihm spielen, übersahen aber, dass er gerade schlief. Alf war sich ziemlich sicher, dass der Hund Britt-Marie gar nicht hatte beißen wollen, er hatte sich vermutlich nur erschreckt. Sie auch.

Danach verschwand der Hund. Aber Britt-Maries Mutter hatte seitdem trotzdem einen Hass auf die junge Medizinstudentin, und nichts und niemand konnte sie jemals davon abbringen. Und dann geschah der Autounfall. Auf der Straße vor dem Haus. Britt-Maries Mutter hatte den Laster nicht gesehen. Von der Erschütterung bebte das ganze Gebäude. Die Mutter wand sich benommen mit kaum mehr als Schürfwunden aus dem Vordersitz, doch vom Rücksitz kam niemand zum Vorschein. Die Mutter schrie den furchtbarsten Schrei, den man sich denken konnte, als sie das

ganze Blut sah. Die junge Medizinstudentin kam im Nachthemd aus dem Haus gerannt, noch Zimtschneckenkrümel im Gesicht, und sah die zwei Mädchen auf dem Rücksitz. Sie brach eine Tür auf und sah, dass eines noch atmete, das andere nicht, also nahm sie das, welches atmete, und rannte los. Rannte den ganzen Weg bis zum Krankenhaus.

Alf verstummt. Elsa fragt, was mit der Schwester passiert sei. Alf schweigt drei rote Ampeln lang. Dann sagt er voller Bitterkeit:

»Es ist verdammt schlimm, wenn Eltern ein Kind verlieren. Diese Familie wurde niemals mehr richtig heil. Das lag nicht an der Mutter. Das war ein verfluchter Verkehrsunfall, daran hat keiner Schuld. Aber sie ist nie richtig darüber hinweggekommen. Und sie verzieh es deiner Oma nie.«

»Was?«, fragt Elsa.

»Dass deine Oma ihrer Meinung nach die falsche Tochter gerettet hat.«

Elsas Schweigen fühlt sich an wie hundert rote Ampeln.

»War Kent auch in Britt-Marie verliebt?«, fragt sie schließlich.

»Wir sind Brüder. Und Brüder stehen im Wettbewerb«, antwortet Alf.

»Und Kent hat gewonnen?«

Aus Alfs Hals kommt ein Geräusch, das Elsa nicht sicher als Lachen oder Husten einordnen kann.

»Ach was. Ich hab gewonnen.«

»Was ist passiert?«

»Kent ist ausgezogen. Hat geheiratet, viel zu jung. Hat mit einem üblen Frauenzimmer Kinder gekriegt. Zwillinge, David und Pernilla. Er liebt diese Kinder, aber das Weibsstück hat ihn nur unglücklich gemacht.«

»Und was war mit dir und Britt-Marie?«

Eine rote Ampel. Wieder eine.

»Wir waren unheimlich jung. Wenn man jung ist, ist man so blöd. Ich bin fortgegangen. Sie blieb hier.«

»Und wohin bist du gegangen?«

»In einen Krieg.«

Elsa starrt ihn an.

»Warst du auch Soldat?«

Alf fährt sich mit der Hand durch die fehlenden Haare.

»Elsa, ich bin alt. Ich bin schon vieles gewesen in meinem Leben.«

»Und was ist aus Britt-Marie geworden?«

Rote Ampel.

»Ich war auf dem Weg nach Hause. Sie kam und wollte mich überraschen. Und ertappte mich mit einer anderen Frau.«

»Du hattest eine Affäre?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil man so blöd ist, wenn man jung ist.«

Rote Ampel.

»Und was hast du dann gemacht?«, fragt Elsa.

»Bin wieder weggegangen.«

»Und wie lange?«

»Furchtbar lange.«

»Und Kent?«

»Er hat sich scheiden lassen. Ist wieder nach Hause zu Mutter gezogen. Britt-Marie war noch da. Ja, verdammt, er hatte sie ja immer geliebt. Als ihre Eltern starben, sind sie also in deren Wohnung gezogen. Kent hatte ja

gehört, dass die Eigentümer die ganze Bude zu Eigentumswohnungen machen wollten. Also blieben sie und warteten darauf, den Reibach zu machen. Sie heirateten, und Britt-Marie wollte gern Kinder, aber Kent meinte, die zwei, die schon da waren, müssten reichen. Und jetzt ist es so, wie es ist.«

Elsa öffnet und schließt Taxis Handschuhfach.

»Warum bist du aus dem Krieg nach Hause gekommen?«

»Manche Kriege gehen zu Ende. Und Mutter wurde krank. Jemand musste sich doch um sie kümmern.«

»Und Kent?«

Alfs Fingernägel wandern über seine Stirn, als würden sie in den Erinnerungen kramen und Türen öffnen, die aus gutem Grund geschlossen sind.

»Kent hat sich um Mutter gekümmert, während sie lebte. Er ist ein Idiot, aber er war immer ein guter Sohn, das kann man diesem Mistkerl nicht absprechen. Mutter hat es an nichts gefehlt, während sie lebte. Und ich habe mich um sie gekümmert, als sie starb.«

»Und dann?«, fragt Elsa.

Alf kratzt sich am Kopf. Hält an einer roten Ampel. Macht nicht ganz den Eindruck, als wüsste er selbst eine Antwort.

»Dann bin ich wohl … übrig geblieben.«

Elsa sieht ihn ernst an. Holt abschließend einmal tief Luft, demonstrativ, sozusagen als Zeichen, und sagt:

»Ich hab dich wirklich gern, Alf. Aber du bist ein bisschen ein Mistkerl gewesen.«

Alf hustet oder lacht noch einmal.

Nach der nächsten roten Ampel murmelt er:

»Britt-Marie hat sich um deine Mama gekümmert, als dein Opa starb. Als deine Oma noch so viel unterwegs war, weißt du. Sie war nicht immer so eine fürchterliche Zimtzicke wie jetzt.«

»Ich weiß«, sagt Elsa.

»Hat deine Oma davon erzählt?«

Elsa grinst. So wie man grinst, wenn man nicht genau weiß, wie man es anstellt, nicht zu grinsen.

»Auf gewisse Weise schon. Sie hat ein Märchen von einer Prinzessin in einem Königreich der Trauer und von zwei Prinzen erzählt, die sie so sehr liebten, dass sie anfingen, sich zu hassen. Und von den Worsen, die die Eltern der Prinzessin aus dem Königreich verbannten, die die Prinzessin aber zurückholte, als der Krieg begann. Und von der Hexe, die der Prinzessin einen Schatz stahl.«

Sie verstummt. Legt die Arme über Kreuz. Dreht sich zu Alf um.

»War ich der Schatz?«

Alf seufzt.

»Ich bin nicht so sehr für Märchen zu haben.«

»Du kannst dich doch wenigstens ein bisschen anstrengen!«, fordert Elsa ihn auf.

Noch tieferes Seufzen von Alf.

»Britt-Marie hat ihr ganzes Leben damit verbracht, für einen Mann da zu sein, der nie zu Hause war, und zu versuchen, Kinder zu lieben, die nicht ihre sind. Als dein Opa starb und sie für deine Mutter da sein durfte, war es für sie wohl das erste Mal, dass sie …«

Er sucht offenbar nach dem richtigen Wort. Elsa nennt es ihm.

»Sich gebraucht fühlte.«

»Ja.«

»Und dann wurde Mama groß?«

»Sie zog weg. Ging auf die Universität. Im Haus wurde es sehr ruhig, eine schrecklich lange Zeit. Und dann kam sie zurück mit deinem Papa und war schwanger.«

»Und ich sollte für Britt-Marie die zweite Chance sein«, nickt Elsa leise.

»Und dann kam deine Oma zurück«, sagt Alf und hält an einem Stoppschild an.

Und dann sprechen sie nicht mehr darüber. So wie man es macht, wenn es nicht mehr so viel zu sagen gibt. Alf fährt sich mit einer Hand ganz plötzlich an die Brust, als würde ihn unter seiner Jacke etwas jucken. Elsa schaut auf den Reißverschluss.

»Hast du diese Narbe aus einem Krieg?«

Alfs Blick wechselt zu einem defensiven Ausdruck. Sie zuckt mit den Schultern.

»Du hast eine megagroße Narbe auf der Brust. Ich habe sie gesehen, als du nur den Morgenmantel anhattest. Du musst dir wirklich mal einen neuen Morgenmantel kaufen.«

Alf lacht oder hustet.

»Ich war nie in so einem Krieg. Auf mich hat noch nie einer geschossen.«

»Dann ist das der Grund, warum du nicht so kaputt bist?«

»Kaputt wie wer?«

»Wie Sam. Oder Wolfsherz.«

Alf seufzt durch die Nase. Kratzt sich am Haaransatz.

»Sam war schon kaputt, bevor er Soldat wurde. Und nicht jeder Soldat ist so. Aber wenn man so viel Elend zu sehen bekommt wie diese beiden Jungs, dann braucht man verdammt nochmal Hilfe, wenn man wieder nach

Hause kommt. Dieses Land ist sofort bereit, Milliarden in Waffen und Kriegsflugzeuge zu stecken, aber wenn die Jungs nach Hause kommen und so viel Leid gesehen haben, findet man keinen, der es sich leisten kann, ihnen auch nur fünf Minuten zuzuhören.«

Er sieht Elsa traurig an.

»Die Menschen müssen ihre Geschichten erzählen können, Elsa. Sonst ersticken sie.«

Kreisel.

»Woher hast du dann die Narbe?«, fragt Elsa.

»Von einem Herzschrittmacher.«

»Oh!«, ruft Elsa enthusiastisch.

»Weißt du, was das ist?«, fragt Alf ungläubig.

Elsa sieht ein bisschen beleidigt aus.

»Ich habe viel freie Zeit.«

Alf nickt.

»Du bist wirklich kein gewöhnliches Gör.«

»Es ist gut, wenn man anders ist.«

»Ich weiß.«

Sie fahren nun auf die Autobahn, und Elsa erzählt Alf, dass Iron Man, so eine Art Superheld, auch eine Art Herzschrittmacher hat. Obwohl es eher so was wie ein Elektromagnet ist, denn Iron Man hat Granatensplitter im Herz, und ohne den Magneten würden die Splitter Löcher hineinschneiden, und dann wäre er tot. Alf macht nicht den Eindruck, als würde er die Feinheiten der Geschichte komplett verstehen, aber er hört Elsa zu, ohne sie zu unterbrechen.

»Obwohl sie am Ende des dritten Films den Magneten rausoperieren!«, erzählt Elsa aufgedreht, und dann räuspert sie sich und fügt verlegen hinzu: »Spoiler. Sorry.«

Alf sieht nicht so aus, als würde ihm das etwas ausmachen. Um ehrlich zu sein, macht er nicht den Eindruck, als wisse er so genau, was »Spoiler« eigentlich bedeuten soll, wenn es sich nicht um ein Autoteil handelt.

Es hat wieder angefangen zu schneien, und Elsa beschließt, dass sie Menschen, die sie eigentlich mag, die aber früher mal Mistkerle gewesen sind, trotzdem wieder versuchen sollte zu mögen. Es bleiben nämlich nicht sehr viele übrig, wenn man jeden disqualifiziert, der irgendwann einmal ein Mistkerl gewesen ist. Sie denkt sich, dass das vielleicht die Moral dieses Märchens ist. Weihnachtsmärchen sollten schon eine Moral haben.

Alfs Handy klingt aus dem Fach zwischen den Sitzen. Er schaut auf das Display und sieht, dass es Kents Nummer ist. Er geht nicht ran. Es klingelt noch einmal.

»Willst du nicht rangehen?«, fragt Elsa.

»Das ist Kent. Der kommt nur mit solchem Mist über diesen Wirtschaftsprüfer und die Eigentumswohnungssachen, er hat ja nichts anderes im Kopf. Damit kann er auch bis morgen warten«, brummt Alf.

Das Telefon klingelt wieder. Alf geht wieder nicht ran. Es klingelt wieder. Elsa nimmt es verärgert hoch und geht ran, obwohl Alf laut flucht. Am anderen Ende der Leitung ist eine Frau. Sie weint. Elsa reicht Alf das Handy. Es zittert an seinem Ohr. Seine Gesichtshaut wird durchsichtig.

Es ist der Weihnachtsabend. Taxi macht einen U-Turn. Sie fahren zum Krankenhaus.

Alf hält an keiner roten Ampel mehr.

Elsa sitzt auf einer Bank in einem Flur und telefoniert mit Mama, während Alf in einem Raum mit dem Arzt spricht. Die Krankenschwestern glauben, Elsa sei ein Enkelkind, deshalb erzählen sie ihr, dass es ein Herzinfarkt war, aber dass alles gut werden wird. Dass Kent es überleben wird.

Vor der Tür steht eine junge Frau. Sie ist hübsch und weint. Duftet enorm nach Parfüm. Sie lächelt Elsa zaghaft zu, und Elsa lächelt zurück. Alf kommt aus dem Raum und nickt, ohne die Frau anzulächeln. Die Frau verschwindet durch die Tür, ohne ihn anzusehen.

Alf sagt kein einziges Wort, als er durch die Flure läuft und in den Aufzug steigt. Schweigend wandert er durch den Haupteingang und über den Parkplatz, Elsa immer im Schlepptau. Und erst da sieht sie Britt-Marie. Sie sitzt regungslos auf einer Bank, trägt nur den geblümten Blazer, obwohl die Temperatur unter null liegt. Die Brosche hat sie vergessen. Der Fleck vom Paintballgeschoss leuchtet. Britt-Maries Wangen sind bläulich, und sie dreht an ihrem Ehering, den sie am Finger trägt. Sie hat eins von Kents weißen Oberhemden auf dem Schoß, es riecht frisch gewaschen und ist perfekt gebügelt.

»Britt-Marie?«, kratzt Alfs Stimme durch das Abenddunkel, und er bleibt einen Meter vor ihr stehen.

Sie antwortet nicht. Lässt die Hand nur bedächtig über den Hemdskragen auf ihrem Schoß gleiten. Wischt vorsichtig etwas Unsichtbares von der Kante. Steckt sorgfältig die Manschette des einen Ärmels unter die andere. Streicht eine Falte glatt, die gar nicht vorhanden ist.

Dann hebt sie das Kinn. Sieht alt aus. Die Worte scheinen in ihrem Gesicht kleine Abdrücke zu hinterlassen.

»Ich bin immer schon außerordentlich gut darin gewesen, mir etwas vorzumachen, Alf!«, flüstert sie mit fester Stimme.

Alf antwortet nicht. Britt-Marie lässt ihren Blick zum Schnee hinuntersinken und dreht an ihrem Ehering.

»Als David und Pernilla noch klein waren, haben sie immer gesagt, ich sei nicht gut im Geschichten-Ausdenken. Ich wollte lieber Geschichten aus Büchern vorlesen. Sie haben immer gesagt: ›Erfinde eine für uns!‹, aber ich verstehe wirklich nicht, warum man sich etwas ausdenken soll, wenn es Bücher gibt, in denen alles von Anfang bis Ende ordentlich geschrieben steht. Das kann man doch nicht machen. Das ist nicht zivilisiert.«

Jetzt hat sie die Stimme angehoben. Als müsste sie jemanden überzeugen. Alf atmet schwerer.

»Britt-Marie …«, sagt er leise, doch sie fällt ihm barsch ins Wort.

»Kent hat zu den Kindern gesagt, ich könnte mir keine Geschichten ausdenken, weil ich keine Phantasie hätte. Aber das ist nicht wahr. Daran liegt es nicht. Ich habe eine ausgesprochen lebhafte Phantasie. Ich bin sehr gut darin, mir etwas vorzumachen!«

Alf fährt sich mit den Fingern über den Kopf und blinzelt lange. Britt-Marie streichelt über das Hemd auf ihrem Schoß, als wäre es ein Baby, das einschlafen soll.

»Ich habe ihm ein frisches Oberhemd mitgebracht. Ich nehme immer ein frisches Oberhemd mit, wenn ich ihn sehe. Denn ich benutze kein Parfüm. Nie. Davon bekomme ich Ausschlag.«

Ihre Stimme versinkt in ihr. Ertrinkt.

»David und Pernilla sind nicht zum Weihnachtsessen gekommen. Sie hatten keine Zeit, haben sie gesagt. Ich kann sehr gut verstehen, dass sie keine Zeit haben, so war das schon viele Jahre, das verstehe ich wirklich sehr gut. Also hat Kent angerufen und gesagt, dass er noch ein paar Stunden länger im Büro bleibt. Nur ein paar Stunden, er hätte noch eine Telefonkonferenz mit Deutschland, das hat er gesagt. Obwohl auch in

Deutschland Heiligabend ist, das weiß man doch. Aber er kam nicht nach Hause. Also habe ich ihn angerufen, denn ich musste doch wissen, wann ich die Kartoffeln aufsetzen sollte. Doch er ging nicht ran. Und ich habe es wieder und wieder und wieder versucht, denn ich musste doch wissen, wann ich die Kartoffeln aufsetzen sollte!«

Sie blinzelt Alf anklagend an. Alf sagt kein Wort. Britt-Marie fährt mit der Rückseite ihrer Hand zärtlich über den Hemdkragen auf ihrem Schoß.

»Man kann doch keine kalten Kartoffeln essen. Wir sind doch schließlich keine Barbaren!«

Ihre Handflächen sinken flach auf das Oberhemd.

»Und irgendwann klingelte das Telefon, und dann war es gar nicht Kent.«

Ihre Unterlippe bebt.

»Ich benutze kein Parfüm, aber sie. Deshalb achte ich immer darauf, dass er frische Oberhemden anhat. Das ist das Einzige, worum ich ihn bitte, dass er seine Hemden direkt in die Waschmaschine legt, wenn er nach Hause kommt. Ist das zu viel verlangt?«

»Liebe Britt-Marie …«, sagt Alf bittend.

Britt-Marie schluckt krampfartig und dreht an ihrem Ehering.

»Es war ein Herzinfarkt. Ich weiß es, weil sie angerufen und es erzählt hat, Alf. Sie hat mich angerufen. Weil sie es nicht ausgehalten hat, so war das. Sie sagte, sie könne nicht hier im Krankenhaus sitzen und wissen, dass Kent vielleicht stirbt, und ich weiß es nicht. Sie hat es einfach nicht ausgehalten. Deshalb rief sie an, damit ich Bescheid weiß. Das hat sie gemacht.«

Britt-Marie legt die eine Hand über die andere und schließt die Augen und fügt mit zitternder Stimme hinzu:

»Ich habe tatsächlich eine lebhafte Phantasie. Sie ist außerordentlich bunt. Kent hat immer erzählt, er hätte Geschäftsessen mit Deutschland oder das Flugzeug hätte Verspätung wegen Schnee oder er müsse noch mal kurz ins Büro. Und dann habe ich mir vorgemacht, dass ich das glaube. Ich habe es mir so gut vorgemacht, dass ich es wirklich geglaubt habe.«

Sie steht von der Bank auf. Steht aufgerichtet im Schnee, Kents Hemd in der Hand. Noch immer ist es perfekt gebügelt. Nirgends geknittert, keine Falte zu sehen. Sie dreht sich um und hängt es vorsichtig über die Lehne der Bank. Als würde sie es nicht einmal jetzt fertigbringen, ihre Gefühle an etwas frisch Gebügeltem auszulassen.

»Ich bin unheimlich gut darin, mir etwas vorzumachen«, flüstert sie.

»Ich weiß«, flüstert Alf.

Und dann lassen sie das Hemd hängen und fahren heim.

Es hat aufgehört zu schneien. Taxi hält an der roten Ampel. Sie fahren schweigend. Mama kommt an die Tür, um sie zu begrüßen. Sie umarmt Elsa. Versucht, Britt-Marie zu umarmen. Britt-Marie hält sie fern. Nicht mit Gewalt, aber bestimmt.

»Ich habe sie nicht gehasst, Ulrica«, sagt sie.

»Ich weiß«, nickt Mama leise.

»Ich habe sie nicht gehasst, und ich hasse den Hund nicht, und ich hasse auch ihr Auto nicht«, sagt Britt-Marie.

Mama nickt und greift nach ihrer Hand. Britt-Marie schließt die Augen.

»Ich hasse nicht, Ulrica. Das tue ich wirklich nicht. Ich wollte einfach nur, dass ihr mir zuhört. Ist das zu viel verlangt? Ich wollte nur nicht, dass ihr das Auto auf meinem Parkplatz stehen lasst. Ich wollte nur nicht, dass man mir nach einem ganzen Leben einfach meinen Platz wegnimmt.«

Sie dreht an ihrem Ehering. Flüstert.

»Das ist wirklich nicht gerecht, Ulrica. Es ist mein Platz. Man kann doch nicht einfach meinen Platz einnehmen …«

Mama führt sie die Treppe hinauf, den Arm fest, aber liebevoll um den geblümten Blazer gelegt.

Alf taucht nie in der Wohnung auf, der Weihnachtsmann schon. Die Augen des Jungen mit Syndrom leuchten wie Kinderaugen, wenn jemand von Eis und Feuerwerk und Kletterbäumen und Wasserpfützen erzählt, in die man mit zu großen Gummistiefeln hüpft.

Maud bringt ein Gedeck mehr und holt noch eine Schüssel Auflauf. Lennart setzt neuen Kaffee auf. George wäscht ab. Der Junge mit Syndrom und die Frau im schwarzen Rock sitzen nach der Bescherung auf dem Boden und schauen sich Aschenbrödel an.

Britt-Marie sitzt auf dem Sofa neben Elsa, und es scheint ihr ein klein wenig unangenehm zu sein. Die beiden schielen nach einander. Sie sagen kein Wort, aber das scheint ihre Friedenserklärung zu sein. Als Elsas Mama zu Elsa sagt, sie solle jetzt aufhören, noch mehr Schaumweihnachtsmänner zu essen, sonst bekomme sie Bauchschmerzen, und Elsa es trotzdem tut, da sagt Britt-Marie keinen Pieps.

Und als bei Aschenbrödel die böse Stiefmutter auftaucht und Britt-Marie diskret aufsteht und eine Falte in ihrem Rock glattstreicht und hinausgeht und weinen muss, da folgt Elsa ihr in den Flur.

Und dann sitzen sie zusammen auf der Truhe und essen Schaumweihnachtsmänner.

Man kann zwar schon traurig sein, wenn man Schaumweihnachtsmänner isst. Aber es ist viel, viel schwieriger.

31
Erdnusskuchen

Der fünfte Brief flattert Elsa auf den Schoß. Buchstäblich.

Sie erwacht im Kleiderschrank in Omas Wohnung. Der Junge mit Syndrom schläft umgeben von Traumkeksen mit dem Mewehr im Arm. Der Wors hat ein bisschen auf Elsas Pulli gesabbert, und das fühlt sich jetzt an wie getrockneter Zement.

Eine ganze Weile liegt sie da in der Dunkelheit. Atmet Sägespanduft ein. Denkt an das Harry-Potter-Zitat, das Oma für eins ihrer Märchen vom Land-Fast-Noch-Wach geklaut hat. Es stammt aus »Harry Potter und der Orden des Phoenix«. Was natürlich ironisch gemeint ist, und um das zu verstehen, muss man natürlich die Unterschiede zwischen den Harry-Potter-Büchern und den Harry-Potter-Filmen kennen und zudem genau wissen, was »ironisch« bedeutet. Denn »Harry Potter und der Orden des Phoenix« ist der Film, den Elsa am wenigsten mag, obwohl in ihm das Harry-Potter-Zitat fällt, das Elsa am besten findet. Nämlich als Harry Potter sagt, dass seine Freunde und er einen Vorteil im Kampf gegen Voldemort hätten, denn sie hätten eines, was er nicht hat: »Etwas, wofür sich das Kämpfen lohnt.«

Es ist ironisch, denn das Zitat steht nicht im Buch, das Elsa viel lieber mag als den Film, obwohl das Buch gar nicht zu ihren Lieblingsbüchern der Harry-Potter-Reihe gehört. Jetzt, wo sie darüber nachdenkt, ist es vielleicht trotz allem gar nicht ironisch. Es ist gut möglich, dass es eher »komplex« ist. Sie muss das mal genau auf Wikipedia nachsehen, denkt sie und setzt

sich auf. Und da passiert es, dass der Brief ihr buchstäblich in den Schoß fällt. Er war nämlich im Kleiderschrank festgeklebt. Sie hat keine Ahnung, wie lange schon.

Aber so was ist in Märchen ganz logisch.

Eine Minute später steht Alf in seiner Tür. Er trinkt Kaffee. Sieht nicht aus, als hätte er in der Nacht ein Auge zugetan. Er schaut auf den Umschlag. Auf dem einfach *ALF* steht, mit in jeder Hinsicht viel zu großen Buchstaben.

»Den habe ich im Kleiderschrank gefunden. Er ist von Oma. Ich glaube, sie will sich für etwas entschuldigen. Sie schickt Unmengen von Briefen an Leute, bei denen sie sich entschuldigen will«, informiert ihn Elsa.

Alf sagt »Schsch« zu Elsa und zeigt auf das Radio, das hinter ihm steht. Elsa weist ihn daraufhin, dass sie es nicht wirklich schätzt, wenn man »Schsch« zu ihr sagt, und dann sagt er wieder »Schsch«. Was sie nicht wirklich schätzt.

Im Radio kommt gerade der Verkehrsfunk. Alf hört zu, bis die Meldungen zu Ende sind, dann erst hört er auf, »Schsch« zu Elsa zu sagen.

»Auf der Autobahn ist ein schlimmer Unfall passiert. Der ganze verfluchte Verkehr stadteinwärts hat stundenlang lahmgelegen«, sagt er, als sei das etwas, was Elsa interessieren könnte.

Das tut es nicht.

Nach einigem Quengeln liest Alf nun also den Brief. Oder, na ja. Okay. Nach ziemlich massivem Quengeln eigentlich.

»Und was schreibt sie?«, will Elsa sofort wissen, als er fertig gelesen zu haben scheint.

»Da steht, es tut ihr leid«, sagt Alf.

»Ja, aber w-a-s?«, fragt Elsa.

Alf seufzt so, wie er ganz generell in letzter Zeit seufzt, wenn Elsa ihn nervt.

»Das ist doch wohl verdammt nochmal mein Brief?«

»Schreibt sie, es tut ihr leid, dass sie immer gesagt hat, dass du die Füße beim Laufen nicht hebst und dass du deshalb so abgewetzte Schuhe hast?«, fragt Elsa neugierig.

Alf sieht nicht so aus, als hätte das in dem Brief gestanden. Elsa räuspert sich.

»Oh. Also … ach was. Vergiss es.«

Alf sieht nicht ganz so aus, als würde er es vergessen.

»Was ist an meinen Schuhen auszusetzen?«

»Nichts. An deinen Schuhen ist gar nichts auszusetzen«, murmelt Elsa.

Alf begutachtet seine Schuhe.

»Mit meinen Schuhen ist wirklich alles in Ordnung. Ich habe sie schon über fünf Jahre!«

»Es sind wirklich schöne Schuhe«, lügt Elsa.

Alf macht ein Gesicht, als würde er ihr nicht glauben. Skeptisch schaut er wieder hinunter auf den Brief. Und seufzt auf seine ganz eigene Art.

»Deine Oma und ich hatten einen heftigen Streit, bevor sie starb. Direkt bevor sie ins Krankenhaus kam. Sie hatte sich meinen Schraubenzieher geliehen und ihn verdammt nochmal nicht zurückgegeben, und sie hat verdammt nochmal gemeint, sie hätte ihn ganz sicher zurückgegeben, aber ich wusste genau, dass das nicht stimmte.«

Elsa seufzt so, wie sie es in letzter Zeit häufig tut, wenn Alf sie nervt.

»Hast du schon mal von dem Mann gehört, der sich totgeflucht hat?«

»Nein«, antwortet Alf, als sei die Frage ernst gemeint gewesen.

Elsa verdreht die Augen. »O M-a-n-n. Was schreibt Oma dann über den Schraubenzieher?«

»Sie schreibt verdammt nochmal einfach Entschuldigung. Dass sie ihn verschlampt hat.«

Er faltet den Brief zusammen und steckt ihn wieder in den Umschlag. Elsa bleibt hartnäckig stehen.

»Und sonst? Ich habe doch gesehen, dass da noch viel mehr steht. Ich bin doch schließlich nicht blöd!«

Alf legt den Brief auf die Hutablage.

»Sie hat sich für eine Menge anderes Zeug entschuldigt.«

»Ist es kompliziert?«, fragt Elsa.

»Es gab im Leben deiner Oma nicht eine Sache, die unkompliziert war«, antwortet Alf.

Elsa schiebt ihre Hände tiefer in die Taschen. Schielt an ihrem Kinn hinunter auf das Gryffindor-Emblem auf dem Schal. Auf die Stiche, wo Mama ihn geflickt hat, nachdem die Mädchen in der Schule ihn kaputtgerissen hatten. Mama glaubt immer noch, dass er kaputtgegangen ist, als Oma über den Zaun vom Zoo geklettert ist.

»Glaubst du an ein Leben nach dem Tod?«, fragt sie Alf, ohne ihn dabei anzusehen.

»Weiß der Teufel«, antwortet Alf, nicht unfreundlich, aber auch nicht nett, einfach sehr alfisch.

»Ach, du weißt schon, glaubst du ans … Paradies … irgendwie?«, murmelt Elsa.

Alf trinkt seinen Kaffee und denkt nach.

»Das wäre schon furchtbar kompliziert. Rein logisch. Das Paradies müsste ja ein Ort sein, an dem ziemlich viele Leute nicht sind«, murmelt er schließlich.

Elsa überlegt. Versteht das Problem. Für Elsa wäre das Paradies ja ein Ort, an dem Oma wäre, doch für Britt-Marie hinge das Paradies mit großer Wahrscheinlichkeit davon ab, dass Oma da nicht wäre.

»Du bist manchmal ganz schön tiefsinnig«, sagt sie zu Alf.

Er trinkt seinen Kaffee und macht ein Gesicht, als fände er es ganz bemerkenswert, was jemand, der fast acht ist, zu sagen hat.

Elsa will von ihm eigentlich noch mehr über den Tod wissen, aber daraus wird nichts. Und im Nachhinein denkt sie, dass dieser Tag vielleicht nicht so schlimm geworden wäre, wie er es dann wirklich wurde, wenn sie sich gleich anders entschieden hätte. Doch dann war es zu spät.

Hinter ihr taucht Papa auf der Treppe auf. Völlig außer Atem. Was für Papa gar nicht typisch ist.

Elsas Augen springen auf, als sie ihn sehen, dann schauen sie hinüber in Alfs Wohnung. In Richtung Radio. So wie Augen es tun, wenn sie fast acht sind und begreifen, dass eine Sache wie die Meldung im Radio in einem Märchen nicht ohne Grund passiert. Denn in Märchen gibt es keinen Zufall. Und ein russischer Dramatiker hat einmal gesagt, wenn im ersten Akt ein Gewehr an der Wand hängt, dann muss es im letzten Akt auch abgefeuert werden. Elsa weiß das. Und diejenigen, die nicht kapieren, woher Elsa so etwas weiß, sind einfach Dummköpfe. Und so begreift Elsa, dass die Sache mit dem Radio und dem Autounfall auf der Autobahn etwas mit dem Märchen zu tun haben muss, in dem sie sich allesamt befinden.

»Ist es … Mama?«, stottert sie leise.

Papa nickt und wirft Alf einen besorgten Blick zu. Elsas Gesicht zittert.

»Ist sie im Krankenhaus?«

»Ja, sie hat heute Morgen einen Anruf bekommen, dass sie zu einem Meeting kommen soll. Irgendeine Art Kri…«, fängt Papa an, doch Elsa fällt ihm ins Wort:

»Sie hatte diesen Autounfall, stimmt's? Auf der Autobahn?«

Papa sieht spektakulär ahnungslos aus.

»Welcher Autounfall?«

»Der Autounfall!«, wiederholt Elsa, völlig außer sich.

Papa schüttelt heftig mit dem Kopf. Und dann sieht er auch gleich wieder verwirrt aus.

»Nein … nein.«

Und dann lächelt er.

»Du bist jetzt die große Schwester von jemandem. Sie war in dem Meeting, als die Fruchtblase geplatzt ist!«

Bei Elsa kommt diese Nachricht noch nicht richtig an. Oder offensichtlich gar nicht. Auch wenn sie sehr gut darüber Bescheid weiß, was passiert, wenn die Fruchtblase platzt.

»Aber … was ist mit dem Autounfall? Was hat das mit dem Autounfall zu tun?«, murmelt sie.

Papa sieht völlig total verwirrt aus.

»Nichts, glaube ich. Oder, ich meine, wie meinst du das?«

Elsa sieht Alf an. Dann Papa. Denkt nach, dass es sogar in den Nebenhöhlen weh tut.

»Wo ist George?«, fragt sie.

»Im Krankenhaus«, antwortet Papa.

»Und wie ist er da hingekommen? Sie haben im Radio gesagt, dass der gesamte Verkehr in diese Richtung zusammengebrochen ist!«, ruft Elsa aus.

»Er ist gejoggt«, antwortet Papa mit einem kleinen Stich, den es den Papas gibt, wenn sie über die neuen Männer der Mamas etwas Positives zu

sagen haben.

Und nun ist Elsa die, die lächelt.

»Das kann George gut«, flüstert sie.

»Ja«, muss Papa zugeben.

Und so hat das Radio vielleicht doch irgendwie seinen Sinn in diesem Märchen, denkt sie. Bevor sie besorgt losruft:

»Aber wie kommen wir denn dann ins Krankenhaus, wenn die Autobahn dicht ist?«

Papa sieht ratlos aus. Alf steht neben ihm und trinkt ganz in Ruhe seinen Kaffee, die ganze Tasse mit einem Schluck.

»Verdammt, dann nehmt doch einfach die alte Landstraße«, sagt er schließlich, als ihm klar wird, dass Papa nicht darauf kommen wird.

Papa und Elsa starren ihn an, als würde er phantasieren. Alf seufzt.

»Mein Gott, die alte Landstraße. Am alten Schlachthof vorbei. Da, wo die Fabrik war, in der sie die Wärmetauscher produziert haben, bevor diese Lumpen alles nach Asien verlegt haben. So kommt ihr auch zum Krankenhaus!«

Papa räuspert sich. Elsa fummelt mit irgendwas unter ihrem Daumennagel herum. Alf macht dem Inhalt seiner Kaffeetasse resigniert ein Ende.

»Junge Leute mal wieder, glauben, die ganze Welt wäre eine verfluchte Autobahn«, murmelt er, und dann macht er sich auf und holt die Autoschlüssel für Taxi.

Und dann kommt ein Moment, in dem Elsa mit dem Gedanken spielt, mit dem Wors zusammen in Taxi mitzufahren. Aber dann überlegt sie es sich

anders und beschließt, dass sie lieber in Audi fahren, damit Papa nicht traurig ist. Und wenn sie das nicht getan hätte, wäre es durchaus möglich, dass dieser Tag nicht so fürchterlich und schrecklich geworden wäre, wie er nun ganz bald werden wird. Denn wenn furchtbare Dinge passieren, muss man hinterher immer denken: ›Hätte ich doch nur …‹ Und hinterher wird das so ein Augenblick gewesen sein.

Maud und Lennart kommen auch mit ins Krankenhaus. Maud hat Kekse dabei, und Lennart beschließt noch an der Haustür, seine Kaffeemaschine mitzunehmen, denn er hat Angst, dass sie so etwas im Krankenhaus nicht haben. Und selbst wenn sie so etwas haben, hat Lennart sich in den Kopf gesetzt, dass das bestimmt so moderne Apparate sind mit Unmengen von Knöpfen. Lennarts Kaffeemaschine hat nur einen einzigen Knopf. Lennart mag diesen Knopf ganz besonders.

Wenn Papa nicht angeboten hätte, hinaufzulaufen und sie für Lennart zu holen, dann wäre wahrscheinlich das, was dann passiert ist, nicht passiert. Auch das wird im Nachhinein so ein Augenblick sein. So ein »Hätte ich doch nicht«-Augenblick.

Der Junge mit Syndrom und seine Mutter kommen auch mit. Und die Frau in der Jeans. Denn die sind jetzt irgendwie ein Team geworden, und Elsa gefällt das richtig gut. Mama hat gestern zu ihr gesagt, dass man jetzt, wo so viele Leute in Omas Wohnung wohnen, das Gefühl hat, das ganze Haus sei ein bisschen wie das, in dem die X-Men wohnten, wovon Elsa die ganze Zeit erzählt.

»Jean Grey School für Higher Learning«, korrigierte Elsa sie, verdrehte die Augen und ärgerte sich. Ein bisschen, weil Mama denkt, Elsa sei so einfach gestrickt, dass sie es gleich total cool findet, wenn Mama etwas mit den X-Men vergleicht, und ein bisschen, weil Mama damit tatsächlich recht hat.

Sie klingelt auch an Britt-Maries Tür. Doch niemand öffnet. Im Nachhinein wird Elsa sich daran erinnern, dass sie noch ganz kurz an dem festgeketteten Kinderwagen im Treppenhaus stehen geblieben ist. Der Zettel mit dem Kreuzworträtsel hängt noch immer an der Wand darüber. Und jemand hat es gelöst. Alle Kästchen sind ausgefüllt. Mit Bleistift.

Wenn Elsa da noch eine Weile stehen geblieben wäre und darüber nachgedacht hätte, dann wäre vielleicht alles anders gekommen. Aber sie tut es nicht. Also kommt es, wie es kommt.

Es ist möglich, dass der Wors einen Moment lang vor Britt-Maries Tür zögert. Elsa würde es verstehen, wenn er es täte, so wie sie vermutet, dass es Worse manchmal tun, wenn sie verunsichert sind, wer in diesem Märchen eigentlich derjenige ist, der beschützt werden soll. Worse bewachen schließlich Prinzessinnen in normalen, ehrlichen Märchen, und sogar im Land-Fast-Noch-Wach war Elsa nie mehr als ein Ritter. Aber auch wenn der Wors unsicher ist, wird er sich das nicht anmerken lassen. Er geht mit Elsa. Denn er ist eben ein Freund.

Und wäre er nicht mit Elsa gegangen, dann wäre vielleicht auch alles anders gekommen. Aber er tut es. Also kommt es, wie es kommt.

Es ist Alf, der die Polizisten überredet, eine Runde um den Block zu drehen, um »zu kontrollieren, dass alles in Ordnung ist«. Elsa wird nie erfahren, was er genau zu ihnen sagt, aber Alf kann sehr überzeugend sein, wenn er will. Vielleicht hat er gesagt, er habe Spuren im Schnee gesehen. Oder gehört, wie jemand aus dem Haus auf der anderen Straßenseite etwas gesagt hat. Elsa weiß es nicht, aber sie beobachtet, wie der Ferienjobpolizist ins Auto steigt und die Polizistin mit den grünen Augen auch, wenn auch zögernd. Einen Atemzug lang sieht Elsa ihr ins Gesicht, und wenn sie den grünen Augen einfach die Wahrheit über den Wors gesagt hätte, dann wäre

vielleicht auch alles anders gekommen. Aber das tut sie nicht. Denn sie will den Wors beschützen. Denn sie ist eben seine Freundin.

Alf geht zurück ins Haus und läuft hinunter in die Garage, um Taxi zu holen. Als das Polizeiauto um die Ecke verschwunden ist, rennen Elsa und der Wors und der Junge mit Syndrom durch die Haustür, quer über die Straße und hinein in Audi, der dort parkt. Die Kinder springen zuerst hinein.

Der Wors hält inne. Mit gesträubtem Fell.

Es vergehen bestimmt einige Sekunden, aber sie fühlen sich an wie eine Ewigkeit. In Nachhinein wird Elsa sich daran erinnern, dass sie zum einen das Gefühl hatte, als hätte sie noch eine Milliarde Gedanken denken können, und zum anderen, als hätte sie gar nichts mehr denken können.

In Audi riecht es nach irgendwas, was sie überraschend beruhigend findet. Sie weiß nicht recht, was es ist. Sie betrachtet durch die geöffnete Tür den Wors, und bevor sie noch begreift, was gleich passieren wird, kann sie noch denken, dass er vielleicht nicht einsteigen will, weil ihm etwas weh tut. Sie weiß, dass er Schmerzen hat, solche Schmerzen, wie Oma sie am Ende im ganzen Körper hatte.

Elsa macht sich daran, einen Keks aus der Tasche zu ziehen. Denn niemand, der mit einem Wors befreundet ist, würde heutzutage das Haus verlassen, ohne einen Keks für Notfälle dabeizuhaben. Aber sie kommt nicht dazu, denn jetzt begreift sie, wonach es in Audi riecht. Es ist Rauch.

Danach vergehen keine Ewigkeiten, nicht einmal Sekunden. Aus der Deckung des Rücksitzes schießt Sam empor. Elsa spürt die Kälte an ihren Lippen, als seine Hand sich über ihrem Mund schließt. Ihre Muskeln in Rücken und Hals spannen sich krampfhaft gegen die Rückenlehne, sie spürt

die Haare auf ihrer Haut, die wie scharfe Steine in den Spalt zwischen Gryffindor-Schal und Hals schneiden, wie wenn man sich im Sommer die Fußsohlen auf den Felsen aufschlitzt. Sie kann noch einiges über diese Kälte an ihren Lippen denken – als würde durch Sams Arme gar kein Blut fließen –, und gleichzeitig ist sie zu keinem richtigen Gedanken imstande.

Sie sieht noch die kurze Irritation in Sams Augen, als er den Jungen mit Syndrom erblickt. Als ihm klar wird, dass er hinter dem falschen Kind her war. Sie versteht noch, dass die Schatten in den Märchen den Auserwählten gar nicht töten wollten. Sie wollten ihn nur stehlen. Ihn sich zu eigen machen. Und nur die töten, die sich ihnen in den Weg stellten.

Dann haut der Wors mit seinem Kiefer auf Sams anderes Handgelenk, gerade als er den Jungen packen will. Sam brüllt. Elsa hat den Bruchteil eines Augenblicks Zeit zu reagieren, als er sie loslässt. Im Rückspiegel sieht sie das Messer.

Und danach wird alles schwarz.

Elsa nimmt wahr, dass sie rennt, sie spürt die Hand des Jungen in ihrer Hand, und sie weiß, dass sie denkt, dass sie nur bis zur Haustür kommen müssen. Dass sie nur schreien müssen und Papa und Alf sie hören werden.

Elsa sieht, wie ihre Füße sich bewegen, aber die Bewegung geht nicht von ihr aus. Ihr Körper läuft instinktiv auf Hochtouren. Sie glaubt, dass sie und der Junge ein halbes Dutzend Schritte weit gekommen sind, als sie den Wors ganz furchtbar aufjaulen hört, und sie weiß nicht, ob es der Junge ist, der da ihre Hand loslässt, oder ob sie seine Hand fallen lässt. Ihr Puls hämmert so laut in den Ohren, dass sie es in den Augen spürt. Der Junge stolpert und fällt zu Boden. Elsa hört, wie die hintere Tür von Audi

aufgestoßen wird, und sieht das Messer in Sams Hand. Sieht das ganze Blut daran.

Vielleicht vergeht eine ganze Märchenewigkeit, vielleicht auch nur ein kurzes »Für immer«. Sie weiß es nicht. Sie weiß, dass sie nie entkommen werden, dass alles verloren ist. Aber sie tut das, was man tut. Das Einzige, was man tun kann. Sie nimmt so viele Kinder, wie sie kann, und rennt, so schnell es geht.

Sie ist gut im Rennen. Sie weiß, dass es nicht reichen wird. Sie hört Sams Schnaufen, als er sich auf den Jungen wirft, sie fühlt den Ruck am Arm bis hoch in die Schulter und tiefer hinein ins Herz, als ihr der Junge aus dem Arm gerissen wird, sie macht die Augen zu, und das Nächste, was sie spürt, ist der Schmerz auf ihrer Stirn. Und Mauds Schrei. Und Papas Hände. Den harten Boden im Treppenhaus. Die Welt dreht sich, bis sie auf- und niederschaukelnd vor ihr landet, und sie denkt, so muss es wohl sein, wenn man stirbt. Als falle man nach innen, ohne zu wissen, wohin.

Sie hört den Knall, ohne zu verstehen, woher er kommt. Dann das Echo. ›Echo‹ kann sie noch denken und dass sie im Haus sein muss. Ihre Pupillen brennen, als wären ihre Augenlider von innen mit Kies bedeckt. Sie hört den Jungen mit Syndrom, wie er leichtfüßig die Treppen hinaufrennt, so wie nur die Füße eines Jungen rennen können, wenn sie seit Jahren wissen, dass genau das passieren wird. Sie hört die aufgeschreckte Stimme der Mutter des Jungen, wie sie sich bemüht, ruhig und geordnet zu klingen, als sie hinterherrennt, wie eine Mutter, die sich daran gewöhnt hat, dass Angst ein Normalzustand in ihrem Leben ist.

Die Tür zu Omas Wohnung wird hinter ihnen geschlossen und verriegelt. Elsa spürt, dass Papas Hände sie nicht tröstend festhalten, sie halten sie zurück. Sie weiß nicht, wovon. Bis sie durch die Glasscheibe der Haustür den Schatten sieht. Sam auf der anderen Seite sieht. Er steht still. Und durch

sein Gesicht zieht sich etwas, was für ihn so untypisch ist, dass Elsa zuerst das Gefühl nicht abschütteln kann, sie bilde sich das alles nur ein.

Sam hat Angst.

Einen Augenblick später senkt sich ein anderer Schatten über ihn, so riesig, dass Sams eigener Schatten sich in ihm verliert. Die schweren Fäuste von Wolfsherz regnen wie prasselndes Feuer auf ihn nieder, mit einer Gewalt und einer Finsternis, die kein Märchen je beschreiben kann. Wolfsherz schlägt Sam nicht, er hämmert ihn nieder in den Schnee. Nicht um ihn unschädlich zu machen. Nicht um irgendwen zu schützen.

Einzig um ihn zu vernichten.

Papa hebt Elsa hoch und rennt mit ihr die Treppen hinauf. Presst sie fest gegen seine Jacke, damit sie nichts davon zu sehen bekommt. Sie hört, wie die Haustür von innen aufgerissen wird, und sie hört Maud und Lennart betteln, Wolfsherz möge aufhören, aufhören, aufhören. Doch sie kann an den dumpfen Geräuschen, die klingen, wie wenn man Milchtüten auf den Boden fallen lässt, erkennen, dass er nicht auf die beiden hört. Dass er sie gar nicht hört. Denn in den Märchen floh Wolfsherz lange vor dem Krieg-ohne-Ende tief in die dunklen Wälder, weil er wusste, wozu er fähig war.

Elsa reißt sich von Papa los und rennt die Treppe hinunter. Maud und Lennart hören auf zu schreien, noch bevor sie unten ist. Wolfsherz hebt seine Vorschlaghammerfaust so hoch über Sam, dass sie die ausgestreckten Finger der Wolkentiere streift, bevor sie ihre Bewegung umkehrt, um niederzudonnern.

Es ist möglich, dass nun eine Ewigkeit vergeht. Elsa weiß es nicht. Es ist möglich, dass sie vielleicht eine bessere Maßeinheit für die Zeit im Allgemeinen finden muss, wahrscheinlich liegt es daran. So wie jetzt

funktioniert es ja irgendwie nicht. Das Ganze ist furchtbar verwirrend, und das ist völlig offensichtlich.

Aber Wolfsherz hält wie eingefroren in seiner Bewegung inne. Genau zwischen ihm und dem blutüberströmten Mann mit dem Messer steht eine Frau, die so klein und zerbrechlich aussieht, dass der Wind mit einem Stoß durch sie hindurchpusten könnte. Sie hält eine Kugel blauer Trocknerfusseln von beachtlicher Größe in der Hand, und an ihrem vorletzten Finger, dort, wo ihr Ehering saß, ist ein weißer Strich auf der Haut zu sehen. Sie starrt Wolfsherz an, als würde jeder Teil ihres Körpers schreien, sie solle um ihr Leben rennen. Doch da steht sie mit diesem unbezwingbaren Ausdruck im Blick, den nur jemand hat, der nichts mehr zu verlieren hat.

Sie rollt die Trocknerfusseln in der einen Handfläche zusammen und legt die Hand in ihre andere Handfläche, und dann faltet sie sie auf Hüfthöhe, und dann sieht sie Wolfsherz voller Entschlossenheit an und sagt im Befehlston:

»In dieser Eigentümergemeinschaft schlagen wir keine Leute tot.«

Wolfsherz' geballte Faust zittert noch immer oben in der Luft. Sein Brustkorb hebt und senkt sich. Doch sein Arm sinkt langsam herunter, weg von ihr, sinkt an seine Körperseite.

Britt-Marie räuspert sich. Löst die eine Hand aus der anderen und streicht sich ein paar verirrte Schneeflocken von ihrem Rock. Streicht eine Falte glatt. Dann faltet sie die Hände wieder auf Hüfthöhe und räuspert sich.

»In dieser *Mieter*gemeinschaft. Wir schlagen in dieser *Mieter*gemeinschaft keine Leute tot. Das tun wir einfach nicht. So benimmt man sich hier nicht. Das ist doch kein zivilisiertes Verhalten.«

Da steht sie zwischen Wolfsherz und Sam, zwischen dem Monster und dem Schatten, als das Polizeifahrzeug mit quietschenden Reifen in die Straße einfährt. Die Polizistin mit den grünen Augen springt schon mit gezogener Pistole heraus, noch bevor der Wagen zum Halten kommt. Wolfsherz sinkt in den Schnee, auf seine Knie. Hebt die Hände hoch und schließt die Augen.

Elsa reißt die Tür auf und rennt hinaus. Die Polizisten schreien Wolfsherz an. Sie versuchen, Elsa zurückzuhalten, doch es ist wie mit Wasser, wenn man versucht, es in der hohlen Hand zu transportieren. Sie tropft zwischen ihren Fingern hindurch. Elsa kann noch denken – und warum das noch geht, wird sie jahrelang nicht begreifen –, dass ihre Mutter das mal zu George gesagt hat, als sie dachte, dass Elsa schlafe. Dass es sich so anfühlt, wenn man Mutter einer Tochter ist, die langsam groß wird. Als versuche man, Wasser in der hohlen Hand zu halten.

Der Wors liegt regungslos am Boden auf halber Strecke zwischen Audi und dem Hauseingang. Der Schnee ist rot. Der Wors hat versucht, zu ihr zu kriechen. Hat sich aus Audi herausgeschleppt und ist gekrochen, bis er kollabiert ist. Elsa reißt sich die Jacke vom Körper und den Gryffindor-Schal und bedeckt mit beidem den Körper des Wors und legt sich in den Schnee neben ihn und umarmt ihn ganz, ganz fest und riecht seinen Erdnusskuchenatem und flüstert ihm immer und immer wieder »Hab keine Angst, hab keine Angst« ins Ohr. »Hab keine Angst, hab keine Angst, Wolfsherz hat den Drachen besiegt, und kein Märchen ist zu Ende, bevor nicht der Drache besiegt ist.«

Als sie spürt, wie Papas Hände sie sanft vom Boden heben, ruft sie ganz laut, so dass der Wors es hören kann, auch wenn er schon auf halbem Wege ins Land-Fast-Noch-Wach ist:

»DU DARFST NICHT STERBEN! HÖRST DU!? DU DARFST NICHT STERBEN, DENN ALLE WEIHNACHTSMÄRCHEN GEHEN GUT AUS!«

32
Eis

Es ist schwer, über den Tod zu reden. Schwer, jemanden gehen zu lassen, den man liebt.

Oma und Elsa hatten die Gewohnheit, immer gemeinsam die Nachrichten anzusehen. So gab es häufig Anlass für Elsa, Oma zu fragen, warum Erwachsene ständig so idiotische Dinge tun. Oma antwortete dann immer, dass Erwachsene ganz grundsätzlich Menschen seien und dass Menschen grundsätzlich Mistkerle seien. Elsa hielt dagegen, dass das inkonsequent sei, denn erwachsene Leute seien schließlich neben den idiotischen auch für eine Reihe guter Dinge verantwortlich. Für die Weltraumexpeditionen und die UNO und Impfstoffe und Käsehobel zum Beispiel. Und da gab Oma zu bedenken, das Schwierige im Leben sei, dass fast keiner durch und durch ein Mistkerl sei und fast keiner durch und durch keiner sei. Das Schwierige am Leben sei es, sich möglichst viel auf der »sauberen« Seite aufzuhalten.

Einmal, sie hatten gerade wieder die Abendnachrichten angeschaut, fragte Elsa, warum so viele Nicht-Mistkerle überall sterben müssten und so viele Mistkerle nicht. Und warum man überhaupt sterben müsse, ob man nun Mistkerl war oder nicht. Oma versuchte, Elsa mit Eis abzulenken und das Thema zu wechseln, denn Oma mochte Eis lieber als den Tod. Aber weil Elsa nun mal ein furchtbar stures Gör sein konnte, gab Oma am Ende auf und antwortete, sie vermute, dass immer etwas Platz machen müsse, damit etwas anderes den Platz einnehmen könne.

»Du meinst, so wie wir im Bus aufstehen, wenn alte Leute kommen?«, fragte Elsa. Und dann fragte Oma, ob Elsa sich auf ein Eis und ein neues Gesprächsthema einlassen könnte, falls sie jetzt »Ja« darauf antworte. Und da erwiderte Elsa, dass sie das schon könne. Und dann sagte Oma: »Ja, ja, jaaa, genauso ist es!«

Und dann aßen sie Eis.

Es ist schwer, über den Tod zu reden. Schwer, jemanden gehen zu lassen, den man liebt. Aber in den ältesten Märchen aus Miamas heißt es, dass ein Wors nur an gebrochenem Herzen sterben kann. Dass er unsterblich ist, mit dieser einzigen Ausnahme, und dass man einen Wors deshalb nur dann töten kann, wenn er trauert. In den Erzählungen heißt es, dass das der Grund war, warum man die Worse töten konnte, als sie aus dem Land-Fast-Noch-Wach vertrieben worden waren, weil einer von ihnen die Prinzessin gebissen hatte, und sie so von denen, die sie schützten und liebten, fortgejagt wurden. »Und das war der Grund, warum sie in der letzten Schlacht im Krieg-Ohne-Ende besiegt werden konnten«, erzählte Oma. Hunderte von Worsen starben in diesem letzten Kampf. »Denn der Krieg bricht jedem Lebewesen das Herz.«

Elsa muss daran denken, als sie im Wartezimmer beim Tierarzt sitzt. Man hat viel Zeit zum Denken, wenn man im Wartezimmer von Tierärzten sitzt. Im Wartezimmer riecht es nach Vogelfutter. Britt-Marie sitzt neben ihr, die Hände auf dem Schoß gefaltet, und betrachtet den Kakadu im Käfig, der auf der anderen Seite steht. Britt-Marie sieht nicht gerade aus, als würde sie Kakadus besonders mögen. Elsa kann Gefühlsäußerungen von Kakadus nicht exakt beurteilen, aber spontan würde sie Britt-Maries Gefühl als auf Gegenseitigkeit beruhend bezeichnen.

»Du musst nicht bei mir sitzen und warten«, sagt Elsa mit einem Kloß aus Angst und Wut im Hals zu Britt-Marie.

Britt-Marie bürstet unsichtbare Körner von ihrem Blazer und antwortet, ohne ihren Blick von dem Kakadu abzuwenden.

»Das macht mir nichts aus, kleine Elsa. So was darfst du nicht sagen. Es macht mir überhaupt nichts aus.«

Elsa ist klar, dass Britt-Marie das nicht unfreundlich meint. Die Polizisten befragen gerade Papa und Alf über das, was passiert ist, und da Britt-Marie schon fertig war, hat sie angeboten, mit Elsa beim Tierarzt zu warten, bis der Tierarzt herauskommt und sagt, wie es um den Wors steht. Deshalb ist Elsa schon klar, dass sie es nicht unfreundlich meint. Es fällt Britt-Marie nur so schwer, überhaupt etwas zu sagen, was nicht unfreundlich klingt.

»Ist dir bewusst, dass die Leute vielleicht seltener mit dir Streit anfangen würden, wenn du versuchen würdest, alles etwas freundlicher zu sagen? Man hat doch die Wahl, freundlich zu sein, Britt-Marie!«, sagt Elsa und versucht, dabei selbst nicht unfreundlich zu klingen, doch es gelingt ihr nicht so supergut.

Sie wischt sich mit der Innenseite der Handgelenke über die Augen. Versucht, nicht an den Wors und den Tod zu denken. Es nützt nichts. Britt-Marie schürzt die Lippen und faltet die Hände im Schoß.

»Ach so, ja, ich kann verstehen, dass du das so siehst. Das tun ja wirklich alle Frauen in deiner Familie. Ja, das tut ihr.«

Elsa seufzt.

»So habe ich es nicht gemeint.«

»Nein, nein, das sagt ihr immer. Nie habt ihr es so gemeint«, sagt Britt-Marie.

Elsa bindet sich den Gryffindor-Schal um die Hände. Atmet ganz tief ein.

»Es war unheimlich mutig von dir, dich zwischen Wolfsherz und Sam zu stellen«, gibt sie leise zu.

Britt-Marie bürstet unsichtbare Körner oder eventuell unsichtbare Krümel von dem Tisch, der vor ihr steht, in ihre Handfläche. Bleibt sitzen, die Hand noch gekrümmt, als suche sie nach einem unsichtbaren Abfalleimer, in den sie den Inhalt werfen könne.

»Wir schlagen in dieser Mietergemeinschaft niemanden tot, wir sind doch schließlich keine Barbaren«, sagt sie leise und ganz schnell, damit Elsa nicht bemerkt, dass ihre Stimme kippt.

Sie schweigen. So wie man es tut, wenn man zum zweiten Mal innerhalb von zwei Tagen miteinander Frieden schließt, es der anderen Person aber nicht wirklich laut sagen will.

Britt-Marie schüttelt ein Kissen auf, das auf dem Sofa im Wartezimmer liegt.

»Ich habe deine Oma nicht gehasst«, sagt sie, ohne Elsa dabei anzusehen.

»Sie hat dich auch nicht gehasst«, antwortet Elsa, ohne sie anzuschauen.

Britt-Marie faltet wieder ihre Hände und schließt fast ganz die Augen.

»Und ich habe ehrlich gesagt nie gewollt, dass aus den Mietwohnungen Eigentumswohnungen werden. Kent will das, und ich will, dass Kent glücklich ist, aber er will die Wohnung verkaufen und damit Geld machen und wegziehen. Aber ich will nicht wegziehen.«

»Warum nicht?«, fragt Elsa.

»Das ist mein Zuhause«, antwortet Britt-Marie.

Es fällt schwer, sie dafür nicht zu mögen, wenn man fast acht ist.

»Und warum haben Oma und du immer gestritten?«, fragt Elsa, obwohl sie die Antwort schon kennt.

»Sie fand, dass ich eine … Meckerziege war«, antwortet Britt-Marie, ohne den wirklichen Grund zu nennen.

»Und warum warst du eine Meckerziege?«, fragt Elsa und denkt an die Prinzessin und die Hexe und den Schatz.

»Weil man sich schließlich auch um Sachen kümmern dürfen muss, Elsa. Das muss man doch! Sobald sich jemand hier auf dieser Welt um irgendwas kümmerte, nannte deine Oma das ›Gemecker‹, aber wenn man sich um gar nichts kümmert, dann lebt man doch schließlich nicht. Dann existiert man nur …«, erklärt Britt-Marie ein bisschen meckernd, aber eigentlich fast ohne dass sie dabei wie eine Schreckschraube klingt.

»Du denkst ganz schön viel nach, das merkt man, wenn man dich besser kennt«, sagt Elsa.

»Danke«, antwortet Britt-Marie und kann den Impuls, etwas Unsichtbares von Elsas Ärmel wegzubürsten, offenbar unterdrücken. Sie begnügt sich damit, noch einmal das Sofakissen aufzuschütteln, auch wenn es schon viele Jahre her ist, dass sich in diesem Kissen etwas zum Aufschütteln befand.

Elsa wickelt den Schal um jeden ihrer Finger.

»Es gibt eine Art Gedicht von einem alten Mann, der sagt, wenn er schon nicht geliebt werden kann, dann kann er sich vorstellen, wenigstens irgendwie gehasst zu werden. Hauptsache, jemand sieht ihn, irgendwie«, erzählt Elsa.

»Doktor Glas«, nickt Britt-Marie.

»Wikipedia«, korrigiert Elsa.

»Das ist ein Zitat aus ›Doktor Glas‹«, erwidert Britt-Marie felsenfest.

»Ist das eine Website?«, fragt Elsa.

»Das ist ein Theaterstück«, antwortet Britt-Marie.

»Oh«, sagt Elsa.

»Was ist Wikipedia?«, fragt Britt-Marie.

»Eine Website«, antwortet Elsa.

Britt-Marie faltet die Hände im Schoß.

»Eigentlich ist ›Doktor Glas‹ ein Roman, soweit ich weiß. Ich habe ihn nicht gelesen. Aber sie haben ihn als Bühnenstück inszeniert«, sagt sie etwas unsicher.

»Oh«, sagt Elsa.

»Ich mag Theater«, sagt Britt-Marie.

»Ich auch«, sagt Elsa.

Britt-Marie nickt. Elsa auch.

»Doktor Glas wäre ein guter Superheldenname.«

Sie denkt, dass es eigentlich ein besserer Name für eine Superheldennemesis wäre, aber Britt-Marie macht nicht den Eindruck, als würde sie regelmäßig gute Literatur lesen, daher will Elsa es nicht zu kompliziert für sie machen.

Britt-Marie nickt. Dann zitiert sie laut:

»Man will geliebt werden, mangels dessen bewundert, mangels dessen gefürchtet, mangels dessen gehasst und verachtet. Man will irgendein Gefühl in den Menschen wecken. Die Seele schreckt vor der Leere zurück und sucht um jeden Preis Kontakt.«

Elsa ist sich nicht ganz sicher, was das bedeuten soll. Aber sie nickt trotzdem. Ausgleichshalber.

»Und was willst du?«, fragt sie.

Britt-Maries Hände bewegen sich ein wenig auf ihrem Schoß, doch diesmal nicht, um Krümel zu beseitigen.

»Manchmal ist es kompliziert, erwachsen zu sein, Elsa«, sagt sie vage.

»Na ja, es ist auch nicht gerade supereinfach, Kind zu sein«, antwortet Elsa rechthaberisch.

Britt-Maries Fingerspitzen fahren sacht über den weißen Streifen auf der Haut ihres Ringfingers.

»Ich hatte die Angewohnheit, mich früh am Morgen auf den Balkon zu stellen. Noch bevor Kent wach wurde. Deine Oma wusste davon, deshalb hat sie auch diese Schneemänner gebaut. Und deshalb wurde ich auch so wütend. Weil sie mein Geheimnis kannte, und das gab mir das Gefühl, als würden sie und die Schneemänner mich dafür verspotten.«

»Welches Geheimnis?«, fragt Elsa.

Britt-Marie verkrampft ihre Finger fester ineinander.

»Ich war nie wie deine Oma. Bin nie gereist. War immer nur hier. Aber manchmal gefällt es mir, früh am Morgen auf dem Balkon zu stehen, wenn der Wind so richtig pfeift. Natürlich ist das lächerlich, jeder findet das lächerlich, das tun alle.«

Sie schürzt die Lippen.

»Aber ich mag das Gefühl von Wind in meinem Haar. Ja, so ist es.«

Elsa denkt, dass Britt-Marie trotz allem vielleicht doch gar nicht so eine blöde Ziege ist. Vielleicht ist sie sogar viel mehr auf der »sauberen Seite«.

»Du hast noch nicht auf die Frage geantwortet, was du willst«, sagt sie und dreht an ihrem Schal.

Britt-Maries Fingerspitzen streichen zögernd über ihren Rock, wie jemand, der sich gerade auf die Tanzfläche zubewegt, um jemanden aufzufordern, den er mag. Und dann bringt sie ganz zaghaft hervor:

»Ich möchte, dass sich jemand daran erinnert, dass es mich gab. Ich will, dass jemand weiß, dass ich hier war.«

Leider kann Elsa die letzten Worte nicht mehr hören, denn der Tierarzt kommt in dem Moment durch die Tür mit einem Blick, der in Elsas Kopf nur ein einziges Dauerrauschen verursacht. Sie ist schon an ihm vorbeigerannt, bevor er überhaupt den Mund öffnen kann. Elsa hört, wie sie hinter ihr herschreien, als sie in den Flur rast und völlig blind eine Tür nach der anderen aufreißt, eine Arzthelferin dreht sich um und versucht, sie zu packen, doch Elsa rennt einfach davon. Reißt andere Türen auf. Hört nicht auf, bevor sie den Wors jaulen hört. Als ob er weiß, dass sie auf dem Weg ist, und nach ihr ruft. Er liegt auf einer kalten Pritsche, einen Verband um den Bauch, als sie endlich in den richtigen Raum hineinstürmt. Überall ist Blut. Sie versenkt ihr Gesicht ganz, ganz, ganz tief in seinem Fell und flüstert: »Du darfst nicht sterben!«, immer und immer wieder.

Im Wartezimmer sitzt Britt-Marie noch immer. Allein. Nicht einmal der Kakadu ist noch da. Wäre Britt-Marie aufgestanden und gegangen, würde sich wahrscheinlich kein Mensch daran erinnern, dass sie jemals da gewesen ist. Sie macht ein Gesicht, als hätte sie gerade genau diesen Gedanken. Dann bürstet sie etwas Unsichtbares von der Tischkante und streicht eine Falte in ihrem Rock glatt, und dann steht sie auf und geht.

Der Wors schließt die Augen. Es sieht fast aus, als würde er lächeln. Elsa weiß nicht, ob er sie hören kann. Weiß nicht, ob er überhaupt spürt, wie ihre dicken Tränen in seinem Fell landen. Es ist schwer, jemanden gehen zu lassen, den man liebt. Es ist schwer, fast acht zu sein und zu lernen, dass man es akzeptieren muss, dass früher oder später alle, die man liebt, gehen werden.

»Du darfst nicht sterben. Du darfst nicht sterben, denn ich bin doch jetzt hier. Und du bist mein Freund. Kein echter Freund stiehlt sich einfach

davon und stirbt, wie es ihm passt, ist dir das klar? Freunde sterben einander nicht weg«, flüstert Elsa und versucht, sich selbst mehr davon zu überzeugen als den Wors.

Er sieht aus, als wisse er das. Versucht mit der warmen Luft aus seiner Nase ihre Wangen zu trocknen. Elsa liegt neben ihm, auf der Pritsche zusammengekauert, so, wie sie auch bei Oma im Krankenbett lag in der Nacht, als sie von Miamas nicht wieder mit nach Hause kam.

Dort liegt Elsa für alle Zeit. Ihr Gryffindor-Schal begraben im Worsfell.

Die Stimme der Polizistin ertönt in ihrem Nacken, als die Pausen zwischen den Atemzügen des Wors immer länger werden und die Schläge auf der anderen Seite des dicken, schwarzen Fells immer langsamer. Die grünen Augen beobachten das Mädchen und das Tier durch die Tür. Elsa starrt sie an. Die grünen Augen schauen auf den Wors und sprechen ihr Mitgefühl aus, so wie Augen von Menschen, die nicht gern über den Tod reden.

»Wir müssen deinen Freund auf die Polizeiwache mitnehmen, Elsa«, sagt die Polizistin stattdessen.

Elsa weiß, dass sie Wolfsherz meint.

»Ihr dürft ihn nicht ins Gefängnis stecken! Das war Notwehr!«, ruft Elsa, so dass die dicken Tropfen ihrer Trauer, die sich auf ihren Lippen angesammelt haben, mit einem Mal taifunartig in den Raum explodieren.

Die grünen Augen schütteln den Kopf.

»Nein, Elsa. Das stimmt nicht. Er hat nicht sich selbst verteidigt.«

Und dann tritt die Polizistin ein paar Schritte zurück. Schaut mit gespielter Unbeholfenheit auf ihre Uhr, als wäre ihr soeben erst eingefallen, dass sie ja etwas ganz Wichtiges zu erledigen hat, irgendwo anders – wie dumm, dass dann jemand, den sie auf ausdrücklichen Befehl ins Polizeirevier bringen soll, zufällig ein paar Minuten nicht unter Kontrolle

ist, so dass er mit einem Kind reden kann, das sich gerade von einem Wors verabschieden muss.

Und dann ist sie verschwunden. Und Wolfsherz steht in der Tür. Elsa springt von der Pritsche und schlingt die Arme um ihn, und da ist es ihr wirklich schnurzegal, ob er hinterher, wenn er nach Hause kommt, in Desinfektionsgel baden muss oder nicht.

»Der Wors darf nicht sterben! Sag ihm, dass er nicht sterben darf!«, flüstert Elsa.

Wolfsherz atmet langsam. Steht da, die Hände unsicher irgendwo in der Luft, als ob jemand etwas Ätzendes auf seinen Pullover gekleckert hätte. Elsa fällt ein, dass seine Jacke noch immer bei ihr zu Hause liegt.

»Du kannst deine Jacke abholen, Mama hat sie supergut gewaschen und sie in einer Plastikhülle an die Garderobe gehängt«, flüstert sie zur Entschuldigung und drückt ihn dabei noch immer ganz fest.

Er macht ein Gesicht, als würde er es ernsthaft begrüßen, wenn sie es ließe. Elsa ist das völlig egal.

»Aber du darfst nicht mehr kämpfen!«, befiehlt sie ihm, ihr Gesicht in seinem Pullover vergraben, dann hebt sie den Kopf und wischt sich mit dem Handgelenk die Augen trocken.

»Ich sage ja nicht, dass man nie kämpfen darf, denn ich habe mich noch nicht endgültig entschieden, wie ich diese Frage beantworten würde. So rein moralisch, meine ich. Aber man darf wirklich nicht kämpfen, wenn man das so gut kann wie du!«, schluchzt sie.

Und da tut Wolfsherz etwas ganz Eigenartiges. Er drückt sie an sich.

»Der Wors. Sehr alt. Sehr alter Wors, Elsa«, murmelt er in der Geheimsprache.

»Ich halte es einfach nicht aus, dass dauernd alle wegsterben!«, heult Elsa.

Wolfsherz hält ihre beiden Hände fest. Streichelt vorsichtig über ihren Zeigefinger. Er zittert, als hielte er glühendes Eisen in seiner Hand, doch er lässt sie nicht los, so wie wenn man begreift, dass es im Leben wichtigere Dinge gibt, als vor Kinderbazillen Angst zu haben.

»Sehr alter Wors. Jetzt sehr müde, Elsa.«

Und als Elsa nur hysterisch den Kopf schüttelt und ihn anschreit, dass ihr keiner mehr wegsterben darf, lässt er mit einer Hand los und steckt sie in seine Hosentasche und zieht ein ziemlich zerknittertes Papier heraus und drückt es ihr in die Hand. Es ist eine Zeichnung. Man sieht, dass Oma sie gezeichnet hat, denn sie kann ungefähr genauso gut zeichnen wie buchstabieren.

»Das ist eine Karte«, keucht Elsa, als sie das Papier auffaltet, so wie man keucht, wenn man keine Tränen mehr hat, aber immer noch weinen muss.

Wolfsherz knetet sorgfältig die Hände. Elsa fährt mit den Fingern über die Tinte.

»Hier steht, es ist eine Karte vom ›Siebten Königreich‹«, sagt sie laut, aber mehr zu sich selbst als zu ihm.

Sie legt sich wieder zum Wors auf die Pritsche. So dicht heran, dass sein Fell durch ihren Pullover piekst. Sie spürt seine warmen Atemzüge aus der kalten Nase. Er schläft. Sie hofft, dass er schläft. Sie küsst ihn auf die Nase, so dass ihm Tränen auf die Barthaare tropfen.

Wolfsherz räuspert sich leise.

»Lag im Brief. Omas Brief«, sagt er in der Geheimsprache und zeigt auf die Karte.

Er sieht Elsa an. Sie schaut ihm durch nebliges Blinzeln ins Gesicht. Er zeigt noch einmal auf die Karte.

»›Mipardonus‹. Siebtes Königreich. Deine Oma und ich … wir wollten es bauen.«

Elsa studiert die Karte noch genauer, lässt sie in der immer dünner werdenden Atemluft des Worsschlafs tanzen. Die Karte bildet eigentlich das gesamte Land-Fast-Noch-Wach ab, allerdings mit völlig falschen Proportionen, denn die Sache mit den Proportionen war noch nie Omas Ding.

»Dieses ›Siebte Königreich‹ liegt dort, wo die Ruinen von Mibatalos sind«, flüstert sie.

Wolfsherz knetet seine Hände.

»Kann Mipardonus nur auf Mibatalos bauen. Idee deiner Oma.«

»Was bedeutet ›Mipardonus‹?«, fragt Elsa, die Wange ganz dicht an der des Wors.

»Mamas Sprache. Heißt ›ich verzeihe‹«, antwortet Wolfsherz.

Die Tränen auf seinen Wangen sind groß wie Schwalben. Seine riesige Hand landet sanft auf dem Kopf des Wors. Der Wors öffnet ein wenig die Augen und sieht ihn an.

»Sehr alt, Elsa. Sehr, sehr müde«, flüstert Wolfsherz.

Dann legt er seine Finger zärtlich auf die Wunde, die Sams Messer durch das dicke Fell geschnitten hat.

»Hat jetzt starke Schmerzen, Elsa. Ganz starke Schmerzen.«

Es ist schwer, jemanden gehen zu lassen, den man liebt. Besonders, wenn man fast acht ist.

Elsa kriecht ganz dicht an den Wors heran und drückt ihn ganz, ganz, ganz fest. Er schaut sie ein letztes Mal an, durch fast schon geschlossene Augen. Sie lächelt und flüstert: »Du bist der beste Freund, den ich je hatte«, und er

leckt ihr vorsichtig übers Gesicht und riecht dabei nach Rührkuchenteig. Und sie muss laut lachen, während ihre Tränen auf die Pritsche regnen.

Als die Wolkentiere im Land-Fast-Noch-Wach landen, umarmt Elsa ihn, so fest sie kann, und flüstert: »Du hast deinen Auftrag erfüllt, du musst das Schloss nicht mehr beschützen. Beschütze jetzt Oma. Beschütze die Märchen!« Er leckt ihr ein letztes Mal übers Gesicht.

Und dann rennt er los.

Als Elsa sich zu Wolfsherz umdreht, blinzelt er in die Sonne, so wie man es tut, wenn man schon viele Märchenewigkeiten lang nicht mehr im Land-Fast-Noch-Wach gewesen ist. Elsa zeigt hinunter auf die Ruinen von Mibatalos.

»Wir können Alf hierher mitnehmen. Er ist unheimlich gut, wenn es darum geht, Dinge zu bauen. Oder zumindest ist er gut im Kleiderschrank-Bauen. Und im siebten Königreich brauchen wir doch auch Kleiderschränke, oder? Und Oma wird in Miamas auf einer Bank sitzen und darauf warten, dass ihr fertig werdet. Genauso, wie Krümels Opa es bei den ›Brüdern Löwenherz‹ macht. Es gibt ein Märchen, das so heißt, ich habe es Oma vorgelesen, daher weiß ich, dass sie auf einer Bank warten wird, denn es ist typisch für sie, dass sie aus anderen Märchen klaut. Und sie weiß, dass ›Die Brüder Löwenherz‹ eins meiner Lieblingsmärchen ist!«

Sie weint noch immer. Wolfsherz auch. Aber sie tun, was man tut, sie tun, was sie können. Sie bauen Worte des Verzeihens auf Ruinen von Worten über den Krieg.

Der Wors stirbt am selben Tag, an dem Elsas Bruder zur Welt kommt. Elsa will das ihrem Bruder eines Tages erzählen, wenn er etwas älter ist. Ihm von ihrem ersten besten Freund berichten. Und darüber, dass manchmal etwas seinen Platz räumen muss, damit Platz für etwas anderes

ist. Und dass eigentlich nichts anderes geschieht, als würde der Wors im Bus aufstehen und seinen Platz dem Halben überlassen.

Und sie denkt dabei, dass sie nicht vergessen darf, dem Halben zu sagen, dass das Halbe deshalb keineswegs traurig sein oder ein schlechtes Gewissen haben muss.

Denn Worse hassen das Busfahren doch sowieso.

33
Baby

Das Ende eines Märchens ist keine einfache Sache. Nicht unbedingt deshalb, weil es zu Ende geht, denn alle Märchen müssen irgendwann einmal zu Ende sein. Manche könnten ehrlich gesagt sogar früher zu Ende sein. Dieses hier hätte man zum Beispiel vernünftigerweise und nach Ansicht vieler erfahrener Betrachter schon längst beenden und das Buch zuschlagen können. Aber da bleibt noch die Sache, dass man am Ende eines Märchens immer über die Helden hören möchte: »Und dann lebten sie glücklich bis ans Ende ihrer Tage.« Und das wird ein Problem, ja, wird es einfach, rein erzähltechnisch. Weil alle, die in den Märchen ihre Tage zu Ende gelebt haben, andere Menschen zurücklassen, die nun ihre Tage ohne sie verbringen müssen.

Und es ist schwer, ohne sie zu leben. Es ist sehr, sehr schwer, wenn man derjenige ist, der zurückbleibt und ohne sie leben muss.

Draußen ist es dunkel, als sie vom Tierarzt nach Hause fahren. Es ist die Nacht vor dem anderen Weihnachtsfeiertag. Als Elsa klein war und quengelte, dass sie etwas Bestimmtes tun wolle, und ihre Mama gerade kein Kleingeld hatte oder nicht sicher war, ob ihre Versicherung diesen Fall abdeckte oder es ihr ganz einfach zu viel wurde, dann versprach sie Elsa immer hoch und heilig, dass sie das an einem »anderen Tag« machen würden.

Mama war sehr, sehr, sehr wütend auf Oma, als Elsa dann an einem zweiten Weihnachtsfeiertag fünf Jahre alt wurde und Oma ihr erzählte, dass »heute dieser andere Tag sei!«. In so was war Oma bombig.

Und in der Nacht vor Elsas Geburtstag haben sie immer vor dem Haus Schneeengel gemacht. Das war die einzige Nacht im ganzen Jahr, in der Oma nicht schlecht über die Engel redete. Deshalb war das eins von Elsas Lieblingsritualen.

Sie fährt mit Alf in Taxi. Nicht, weil sie nicht mit Papa fahren wollte, sondern weil Papa zu ihr gesagt hat, Alf scheine sich furchtbar über sich selbst zu ärgern. Darüber, dass Alf und Taxi in der Garage gestanden hätten, als die Sache mit Sam geschah – dass er nicht da gewesen sei, um Elsa zu beschützen. So was kann Papa gut – wenn es wirklich nötig ist, kann er ganz unzögerlich sein.

Alf und Elsa sitzen in Taxi und reden nicht gerade viel, denn manchmal tut man das einfach nicht, wenn es nicht so schrecklich viel zu sagen gibt. Und als Elsa sagt, sie müsse, bevor sie ins Krankenhaus fahren, zu Hause noch eine Sache erledigen, da fragt Alf auch nicht weiter nach. Das kann Alf gut, er fährt einfach.

»Kannst du Schneeengel machen?«, fragt Elsa, als Taxi vor dem Haus stoppt.

»Ich bin verflucht nochmal vierundsechzig Jahre alt«, brummt Alf.

»Das ist keine Antwort«, sagt Elsa.

Und da macht Alf den Motor aus und steigt aus und wettert:

»Ich bin verflucht nochmal vierundsechzig Jahre alt. Aber ich bin doch nicht mit vierundsechzig Jahren auf die Welt gekommen! Verdammt nochmal, natürlich kann ich Schneeengel machen!«

Und dann machen sie Schneeengel. Neunundneunzig Stück. Und hinterher verlieren sie kaum ein Wort darüber. Denn manche Freunde

können Freunde sein, ohne darüber viele Worte zu machen.

Die Frau in Jeans sieht sie von ihrem Balkon aus. Sie lacht. Langsam kann sie das ganz gut.

Als sie vor dem Krankenhaus ankommen, steht Papa vor dem Eingang und wartet auf sie. Sie laufen an einem Arzt vorbei, der Elsa einen Augenblick lang bekannt vorkommt. Und als sie George sieht, rennt sie durchs ganze Wartezimmer und wirft sich ihm in die Arme. Er trägt seine Shorts über den Tights und hat ein Glas eiskaltes Wasser für Mama in der Hand.

»Danke, dass du gerannt bist!«, sagt Elsa, die Arme um ihn geschlungen.

George sieht sie etwas überrumpelt an.

»Ich bin ganz gut im Rennen«, antwortet er vorsichtig.

Elsa nickt.

»Ich weiß. Weil du anders bist.«

Und dann geht sie mit Papa mit, um Mama zu besuchen. Und George bleibt mit dem Wasserglas in der Hand stehen, so lange, bis es Raumtemperatur hat.

Papa sieht Elsa an, und man merkt ihm an, dass er ein bisschen eifersüchtig ist, doch er versucht, es nicht zu zeigen. Das macht er schon ganz gut. Das auch.

Vor Mamas Zimmer steht eine Krankenschwester. Erst will sie Elsa nicht hineinlassen, denn Mama hat offenbar eine komplizierte Geburt hinter sich. So drückt es zumindest die Krankenschwester aus. Sie hat einen sehr bestimmenden Tonfall und artikuliert das »z« in »kompliziert« überdeutlich. Elsa nickt. Papa auch.

»Sind Sie eventuell neu hier?«, fragt Papa nachsichtig.

»Was hat das damit zu tun?«, schnäuzt die Krankenschwester die Worte grippeartig heraus.

»Überhaupt gar nichts«, sagt Papa nachsichtig, obwohl es jede Menge damit zu tun hat.

»Heute gibt es keinen Besuch!«, beschließt die Krankenschwester selbstsicher, macht auf dem Absatz kehrt und geht in Mamas Zimmer hinein.

Papa und Elsa stehen ganz geduldig da und nicken, denn irgendwie haben sie das Gefühl, dass sich das Problem gleich von selbst lösen wird. Denn auch wenn Mama Mama ist, so ist sie doch auch irgendwie die Tochter von Oma. Und Papa und Elsa erinnern sich an den Mann im silbernen Auto, kurz bevor Elsa zur Welt kam. Man sollte sich mit Mama nicht anlegen, wenn sie Kinder zur Welt bringt.

Es dauert vielleicht dreißig bis vierzig Sekunden, bis das Geschrei in den Flur dringt, so dass die Bilder an den Wänden wackeln, als hätten sie vor, sich aus ihren Aufhängungen zu stürzen.

»JETZT LASSEN SIE GEFÄLLIGST MEINE TOCHTER HEREIN, BEVOR ICH SIE MIT EINEM STETHOSKOP ERWÜRGE UND DAS GANZE KRANKENHAUS ZUM EINSTÜRZEN BRINGE, KAPIEREN SIE DAS?«

Dreißig bis vierzig Sekunden waren trotzdem viel länger, als Elsa und Papa gerechnet hatten. Aber es dauert nur etwa drei oder vier Sekunden, bis Mama hinterherbrüllt:

»DAS IST MIR SO WAS VON SCHEISSEGAL! IRGENDWO IN DIESEM KRANKENHAUS WERDE ICH SCHON EIN STETHOSKOP FINDEN, UND DANN WERDE ICH SIE DAMIT ERWÜRGEN!«

Die Krankenschwester tritt heraus auf den Gang. Sie sieht nicht mehr genauso selbstsicher aus wie vorher. Der Arzt, der Elsa bekannt vorkam, taucht hinter ihnen auf und sagt freundlich, dass sie »diesmal schon eine Ausnahme machen können«. Er lächelt Elsa an. Elsa holt tief Luft und tritt entschlossen über die Schwelle.

Mama hat überall Schläuche im Körper. Elsa drückt Mama, so fest sie sich traut, damit sie nicht aus Versehen einen davon herausreißt. Sie denkt, dass einer davon vielleicht ein Stromanschluss ist und dass Mama dann ausgehen würde wie eine Lampe. Mama streichelt ihr immer und immer wieder übers Haar.

»Das mit deinem Freund Wors tut mir so, so, so sehr leid«, sagt sie.

Elsa sitzt still auf der Bettkante, bis ihre Wangen wieder getrocknet sind und sie sich überlegt, sich eine ganz neue Art der Zeitmessung auszudenken. Das mit den Ewigkeiten und den Märchenewigkeiten wird ganz ehrlich langsam etwas verworren. Sie überlegt, dass man vielleicht etwas brauchen könnte, was weniger kompliziert ist. Wie Blinzeln. Oder Kolibriflügelschläge. Darüber hat bestimmt schon mal jemand nachgedacht. Sie wird mal auf Wikipedia suchen, wenn sie wieder zu Hause ist.

Sie sieht Mama an. Die sieht glücklich aus. Elsa streichelt ihr über die Hand. Mama hält sie fest.

»Ich weiß, dass ich keine perfekte Mama bin, Schatz.«

Elsa legt ihre Stirn auf Mamas Stirn.

»Es muss nicht immer alles perfekt sein, Mama.«

Sie sitzen so dicht aneinander, dass Mamas Tränen über Elsas Nasenspitze laufen.

»Ich arbeite so viel, mein Schatz. Früher war ich immer so wütend auf Oma, weil sie nie zu Hause war, und jetzt bin ich selbst genauso …«

Elsa wischt mit dem Gryffindor-Schal ihre beiden Nasen trocken.

»Kein Superheld ist perfekt, Mama. Kein Problem.«

Mama lächelt. Elsa auch.

»Darf ich dich mal was fragen?«, fragt sie dann.

»Natürlich«, antwortet Mama.

»Was habe ich von Opa?«

Mama sieht verunsichert aus. So wie Mütter, die es gewohnt sind, immer vorauszuahnen, was ihre Töchter sie fragen wollen, und mit einem Mal völlig falschliegen. Elsa zuckt mit den Schultern.

»Von Oma habe ich das Anders-Sein. Und genau wie Papa bin ich ein Besserwisser. Ich weiß, dass ich ein Besserwisser bin, denn das habe ich auf Wikipedia nachgeschaut, und das habe ich auch von Papa. Denn er schlägt auch Dinge nach. Und dann lege ich mich mit allen Leuten an, und das habe ich auch wieder von Oma. Was also habe ich dann von Opa?«

Mama kommt nicht recht dazu zu antworten. Elsa atmet heftig durch die Nase.

»Oma hat nie ein Märchen von Opa erzählt …«

Mama hält Elsas Wangen in ihren Handflächen, und Elsa wischt Mamas Wangen mit dem Gryffindor-Schal ab.

»Ich glaube, sie hat von deinem Opa erzählt, ohne dass du es gemerkt hast«, flüstert Mama.

»Und was habe ich dann von ihm?«

»Du hast sein Lachen.«

Elsa zieht ihre Hände in die Pulloverärmel. Baumelt mit den Enden langsam vor sich her.

»Hat er viel gelacht?«

»Immer. Immer, immer, immer. Deshalb hat er deine Oma auch so geliebt. Weil sie ihn dazu bringen konnte, mit dem ganzen Körper zu

lachen. Mit der ganzen Seele.«

Elsa kriecht zu Mama ins Krankenbett und liegt dort mindestens eine Milliarde Kolibriflügelschläge lang. Wobei sie nicht garantieren kann, wie lange es wirklich ist. Vielleicht liegt das am Kolibri.

»Oma war nicht durch und durch ein Mistkerl. Aber sie war es auch nicht durch und durch nicht«, sagt sie.

Und da muss Mama laut loslachen. Und Elsa auch. Das Opalachen. Und dann liegen sie da und unterhalten sich ziemlich lange über Superhelden. Mama sagt, jetzt, wo Elsa zur großen Schwester geworden ist, müsse sie sich klarmachen, dass große Schwestern für ihre kleinen Geschwister immer Vorbilder seien. Und damit habe man große Macht. Und viel Einfluss.

»Und viel Einfluss bedeutet gleichzeitig große Verantwortung«, flüstert Mama. Elsa setzt sich kerzengerade auf.

»Hast du Spider-Man gelesen!?«

»Ich hab’s gegoogelt«, grinst Mama stolz.

Und dann fließen ihr all ihre Schuldgefühle ins Gesicht. Wie bei Müttern, die verstehen, dass die Zeit gekommen ist, ein großes Geheimnis zu lüften.

»Elsa, mein Schatz … der erste Brief von Oma. Den hast nicht du bekommen. Es gab noch einen Brief bevor dem, den du bekommen hast. Oma hat ihn mir gegeben. Am Tag vor ihrem Tod …«

Mama macht ein Gesicht wie jemand, der gleich in einen eiskalten See springen soll, obwohl er es überhaupt nicht will, aber weil er auf dem Steg steht und alle zuschauen, kann er sich nicht länger zieren. Ein ganz besonderer Gesichtsausdruck ist das. Schon möglich, dass man eine gewisse Zeit auf verschiedenen Stegen zugebracht haben muss, um es zu verstehen.

Doch Elsa nickt nur ganz ruhig und zuckt ganz unübertroffen sorglos mit den Schultern. Sie korrigiert Mama nicht einmal, weil sie »bevor« gesagt hat, wo es hätte »vor« heißen müssen. Und dann streichelt sie Mama nachsichtig über die Wange, wie man es mit kleinen Kindern tut, die etwas falsch gemacht haben, weil sie es nicht besser wussten.

»Ich weiß, Mama. Ich weiß.«

Mama blinzelt verdutzt zurück.

»Was? Du weißt das? Woher?«

Elsa seufzt geduldig.

»Also, na ja, ich hab ein bisschen Zeit gebraucht, bis ich es kapiert hatte, aber es war andererseits ja auch nicht gerade wie Quantenphysik. Zum einen wäre Oma nie so verantwortungslos gewesen und hätte mich auf eine Schatzsuche geschickt, ohne dich zuerst zu informieren. Und zum anderen können nur du und ich Renault fahren, weil er ja ein bisschen besonders ist. Ich bin ihn manchmal gefahren, wenn Oma Döner gegessen hat, und du bist manchmal gefahren, wenn Oma betrunken war. Also kann es nur einer von uns beiden gewesen sein, der den Wagen auf Britt-Maries Platz in der Garage geparkt hat. Und ich war es nicht. Ich bin schließlich nicht blöd. Ich kann doch eins und eins zusammenzählen.«

Mama muss so laut lachen und so lange, dass Elsa sich wirklich ernsthaft Sorgen um den Kolibri macht.

»Du bist wirklich der pfiffigste Mensch, den ich kenne, weißt du das?«, sagt Mama.

»Ja, Mama. Weiß ich«, stöhnt Elsa.

Und sie denkt, dass das ja wirklich schön ist und so und überhaupt, aber dass Mama wirklich mal rauskommen und ein paar mehr Menschen kennenlernen muss.

»Was hat Oma in deinem Brief geschrieben?«, fragt Elsa.

Mamas Lippen fließen ineinander.

»Sie hat sich entschuldigt.«

»Dafür, dass sie eine schlechte Mutter war?«

»Ja.«

»Hast du ihr verziehen?«

Mama lächelt, und Elsa trocknet ihre Wangen wieder mit dem Gryffindor-Schal.

»Ich glaube, ich versuche, uns beiden zu verzeihen. Ich bin wie Renault. Ich hab einen langen Bremsweg«, flüstert Mama.

Elsa umarmt sie so lange, bis der Kolibri aufgibt und einfach wegfliegt und etwas anderes anfängt.

»Deine Oma hat Kinder gerettet, weil sie selbst als Kind gerettet worden ist, Schatz. Das wusste ich gar nicht, sie hat es mir in diesem Brief geschrieben. Sie hatte auch keine Eltern«, flüstert Mama.

»Wie ein X-Men«, nickt Elsa.

»Du weißt bestimmt schon, wohin der nächste Brief versteckt ist, nehme ich an?«, lächelt Mama.

»Es heißt ›wo‹«, sagt Elsa, das kann sie sich nicht verkneifen.

Aber sie weiß es. Natürlich weiß sie es. Sie hat es die ganze Zeit schon gewusst. Das hier ist ja nicht gerade eine Geschichte, deren Qualität darin liegt, ganz unglaublich unvorhersehbar zu sein. Und Elsa ist schließlich nicht blöd.

Mama lacht wieder. Lacht so sehr, dass die Krankenschwester, die mit der deutlichen »z«-Aussprache, hereingestapft kommt und sagt, dass sie jetzt wirklich aufhören soll zu feixen, sonst bekämen sie noch Probleme mit den Schläuchen. Sie ist wie gesagt neu, die Krankenschwester.

Elsa steht auf. Mama nimmt ihre Hand und küsst sie.

»Wir haben jetzt entschieden, wie das Halbe heißen soll. Es wird nicht Elvir heißen. Es bekommt einen anderen Namen. George und ich haben es sofort beschlossen, als wir das Baby gesehen haben. Ich glaube, der Name wird dir gefallen.«

Sie hat recht. Er gefällt Elsa. Er gefällt ihr wirklich sehr.

Ein paar Minuten später steht sie in einem kleinen Raum und schaut durch eine Glasscheibe das Baby an. Es liegt in einer kleinen Plastikkiste. Oder einer ziemlich großen Brotdose. Genau sagen kann man das nicht. Es hat auch überall Schläuche. Und blaue Lippen, und sein Gesicht sieht aus, als müsste es unentwegt gegen kalten Wind anrennen, aber die Krankenschwestern sagen alle zu Elsa, das sei nichts Schlimmes. Das gefällt ihr nicht. Denn auf die Art weiß man direkt, dass das nicht stimmt.

Sie legt die Hände um den Mund vor der Scheibe, bevor sie flüstert, damit es sie durch das Glas hindurch hören kann:

»Hab keine Angst, Halbes. Du hast jetzt eine Schwester. Und es wird besser, glaub mir. Alles wird gut.«

Und dann spricht sie in der Geheimsprache:

»Ich werde versuchen, nicht mehr eifersüchtig auf dich zu sein. Ich bin schon verdammt lange eifersüchtig, aber ich habe einen Freund, der heißt Alf, und er und sein kleiner Bruder haben seit ungefähr hundert Jahren Ärger miteinander. Ich will nicht, dass du und ich hundert Jahre lang Ärger miteinander haben. Deshalb glaube ich, dass wir beide schon von Anfang an daran arbeiten sollten, uns zu mögen, verstehst du?«

Das Halbe sieht aus, als würde es verstehen. Elsa legt die Stirn aufs Glas.

»Du hast auch eine Oma. Sie ist eine Superheldin. Ich werde dir alles von ihr erzählen, wenn wir zu Hause sind. Leider habe ich das Mewehr

einem Jungen mit Syndrom geschenkt, aber ich baue dir ein neues. Und ich werde dich ins Land-Fast-Noch-Wach mitnehmen, und wir werden Traumkekse essen und tanzen und lachen und weinen und mutig sein und verzeihen, und wir werden auf den Wolkentieren fliegen, und Oma wird in Miamas auf einer Bank sitzen und rauchen und auf uns warten. Und eines Tages wird Opa auch anspaziert kommen. Wir werden ihn schon von weitem hören, denn er lacht mit dem ganzen Körper. Er lacht so viel, dass wir wahrscheinlich ein achtes Königreich für ihn bauen müssen. Ich werde Wolfsherz fragen, was ›ich lache‹ in der Sprache seiner Mama heißt. Und der Wors ist auch dort, im Land-Fast-Noch-Wach. Du wirst den Wors lieben. Man kann keinen besseren Freund haben als einen Wors!«

Das Halbe betrachtet sie aus der Plastikkiste. Elsa wischt die Glasscheibe mit dem Gryffindor-Schal trocken.

»Und du hast einen guten Namen bekommen. Den besten. Ich werde dir alles über den Jungen erzählen, von dem du ihn bekommen hast. Du wirst ihn mögen!«

Sie steht an der Glasscheibe, bis ihr klar wird, dass das mit dem Kolibri einfach eine blöde Idee war, trotz allem. Sie überlegt sich, dass sie doch noch eine Weile bei den Ewigkeiten und den Märchenewigkeiten bleiben wird. Der Einfachheit halber. Und vielleicht, weil es sie an Oma erinnert. Oma noch irgendwie festhält.

Bevor sie geht, flüstert sie durch die hohlen Hände zum Halben, auch wieder in der Geheimsprache:

»Es wird das größte Abenteuer von allen, dich als Bruder zu haben, Harry. Das aller-, allergrößte!«

Es kommt, wie Oma es gesagt hat. Es wird besser. Es wird gut.

Als Elsa wieder in Mamas Krankenzimmer zurückkommt, steht dieser Arzt, der ihr bekannt vorkam, an Mamas Bett. Er bleibt ganz still stehen, weil er weiß, dass Elsa jetzt einen Moment brauchen wird, bis sie sich daran erinnern kann, woher sie ihn kennt. Und als der Groschen schließlich fällt, lächelt er, als hätte es nie anders sein können.

»Sie sind der Wirtschaftsprüfer«, ruft Elsa aus und fügt misstrauisch hinzu: »Und der Pastor. Aus der Kirche. Ich habe Sie bei Omas Beerdigung gesehen, und Sie waren gekleidet wie ein Pastor!«

»Ich bin vieles«, antwortet der Arzt mit einem so friedvollen Ausdruck, wie ihn nie jemand hatte, wenn Oma in der Nähe war.

»Arzt auch?«, fragt Elsa.

»Arzt zuallererst«, antwortet der Arzt, streckt die Hand aus und stellt sich vor:

»Marcel. Ich war ein enger Freund deiner Oma.«

»Elsa«, sagt Elsa.

»Das habe ich mir schon gedacht«, lächelt Marcel.

»Du warst Omas Anwalt«, sagt Elsa so, wie wenn man sich an Details von Telefonaten am Anfang von Geschichten erinnert, sagen wir, am Ende von Kapitel zwei oder so.

»Ich bin vieles«, wiederholt Marcel und reicht ihr ein Papier.

Es ist ein Computerausdruck, und alles ist richtig geschrieben, also weiß man gleich, dass Marcel es geschrieben haben muss und nicht Oma. Aber ganz unten ist ihre Unterschrift. Marcel faltet die Hände auf Hüfthöhe, nicht viel anders, als Britt-Marie das zu tun pflegt.

»Deiner Oma gehörte das Haus, in dem ihr wohnt. Das hast du vielleicht schon herausbekommen.«

Elsa nickt. Denn sie ist ja schließlich nicht auf den Kopf gefallen, diese Kleine, das ist sie wirklich nicht. Marcel zeigt auf das Papier.

»Sie hat gesagt, sie hat es in einer Partie Poker gewonnen, aber ich bin mir nicht sicher.«

Elsa liest, was da geschrieben steht. Verzieht den Mund.

»Was? Das gehört jetzt mir? Das ganze Haus?«

»Deine Mutter wird es verwalten, bis du achtzehn bist. Aber deine Oma hat vorgesehen, dass du damit machen kannst, was du willst. Wenn du die Wohnungen an die Mieter verkaufen willst, kannst du das tun. Wenn nicht, kannst du es bleiben lassen.«

Elsas Haaransatz sackt zu einer flachen Falte herab. Das ist auch schon alles, was eine fast Achtjährige tun kann, um die Stirn zu runzeln.

»Und warum hast du allen anderen im Haus gesagt, dass die Wohnungen zu Eigentumswohnungen werden, wenn sich alle einig sind?«

Marcel winkt ab.

»Wenn du nicht dafür bist, dann sind faktisch gesehen nicht alle dafür. Deine Oma war davon überzeugt, dass du dem Wunsch der Nachbarn entsprechen wirst, wenn sie sich einig sind, aber sie war sich ebenso sicher, dass du mit dem Haus nichts anstellen wirst, was jemandem schadet, der darin wohnt. Und deshalb wollte sie, dass du all deine Nachbarn kennenlernst, bevor du das Testament zu sehen bekommst.«

Er legt die Hand auf ihre Schulter.

»Das ist eine große Verantwortung, aber deine Oma hat mir verboten, sie irgendjemand anderem als dir zu übergeben. Sie sagte, du seist ›schlauer als all die anderen Dummköpfe zusammen‹. Und sie sagte immer, dass ein Königreich aus den Menschen besteht, die darin leben. Sie sagte, du würdest das verstehen.«

Elsas Fingerspitzen streicheln Omas Unterschrift ganz unten auf dem Blatt Papier.

»Ich verstehe es.«

»Ich kann mit dir die Einzelheiten durchgehen, der Vertrag ist sehr kompliziert«, sagt Marcel hilfsbereit.

Elsa streicht sich das Haar aus dem Gesicht.

»Oma war auch nicht gerade ein unkomplizierter Mensch.«

Marcel muss schallend lachen. Genauso kann man es bezeichnen. Ein schallendes Lachen. Es ist viel zu polternd, um nur von einem Lachen zu sprechen. Elsa gefällt es sehr. Man muss es einfach mögen.

»Hatten Oma und du auch eine Affäre?«, fragt sie geradeheraus.

»ELSA!«, fällt Mama ihr erschrocken ins Wort, so dass die Schläuche schon gefährlich wackeln.

Elsa hebt verärgert die Arme.

»Phhh! Man wird doch wohl FRAGEN dürfen!«

Sie dreht sich zu Marcel um und sieht ihn auffordernd an.

»Hattet ihr eine Affäre oder nicht?«

Marcel faltet die Hände. Nickt traurig, aber glücklich. Etwa so, wie wenn man ein ziemlich großes Eis gegessen hat und nun feststellt, dass es weg ist.

»Sie war die Liebe meines Lebens, Elsa. Für viele Männer war sie die große Liebe. Für viele Frauen übrigens auch.«

»Und warst du auch ihre große Liebe?«, fragt Elsa.

Und da sieht Marcel gar nicht böse aus. Nicht verbittert. Nur ein bisschen eifersüchtig. Und dann sagt er:

»Nein. Das warst du. Das warst immer nur du, liebe Elsa.«

Er streichelt Elsa zärtlich über die Wange, wie man es tut, wenn man jemanden, den man geliebt hat, in den Augen seines Enkelkindes erkennt.

Dann geht er.

Elsa und Mama und der Brief teilen sich die Stille für Sekunden und Ewigkeiten und Kolibriflügelschläge. Dann berührt Mama Elsas Hand und gibt sich Mühe, ihre Frage so klingen zu lassen, als sei sie gar nicht so schrecklich wichtig, sondern vielmehr etwas, was ihr spontan eingefallen ist:

»Und was hast du von mir?«

Elsa steht schweigend da. Mama macht ein unglückliches Gesicht.

»Ich meine nur, na, du weißt schon. Du hast gesagt, du hast Dinge von deiner Oma und deinem Papa geerbt, und da dachte ich, na ja, du weißt schon …«

Sie verstummt. Sie schämt sich wie Mütter, denen klar wird, dass sie den Punkt im Leben erreicht haben, an dem sie mehr von ihren Töchtern haben wollen als ihre Töchter von ihnen. Und Elsa nimmt ihre Wange in ihre Hände und sagt ganz sanft:

»Einfach alles andere, Mama. Ich habe alles andere von dir.«

Papa fährt Elsa nach Hause. Er stellt die Stereoanlage in Audi wieder aus, damit Elsa nicht seine Musik hören muss, und er bleibt über Nacht in Omas Wohnung. Sie schlafen im Kleiderschrank. Er riecht nach Sägespänen und ist gerade so groß, dass Papa sich ausstrecken und beide Wände mit den Fingerspitzen und den Zehenspitzen berühren kann. Das macht er wirklich gut, der Kleiderschrank.

Als Papa eingeschlafen ist, schleicht Elsa die Treppe hinunter. Stellt sich vor den Kinderwagen, der da noch immer am Geländer angekettet steht. Schaut auf das Kreuzworträtsel auf dem Zettel an der Wand. Das, das irgendwer mit Bleistift gelöst hat. In jedem Wort gibt es einen Buchstaben, der wiederum in vier längere Worte eingeflochten wird. Und in jedem

dieser vier Worte wiederum ist ein Buchstabe in einer Reihe fetter geschrieben als die anderen.

E.L.S.A.

Elsa betrachtet das Vorhängeschloss, mit dem der Kinderwagen am Treppengeländer befestigt ist. Es ist ein Zahlenschloss, aber auf den vier Rollen sind keine Zahlen. Es sind Buchstaben.

Sie stellt ihren Namen ein und öffnet das Schloss. Schiebt den Kinderwagen zur Seite. Und genau hier findet sie Omas Brief an Britt-Marie.

Natürlich hat Elsa das schon lange gewusst. Sie ist ja schließlich nicht blöd, die Kleine.

34
Oma

Im Land-Fast-Noch-Wach sagt man niemals »Tschüs«. Man sagt nur »Bis bald«. Den Einwohnern im Land-Fast-Noch-Wach ist das sehr wichtig, weil sie die Ansicht vertreten, dass nichts und niemand wirklich ganz und gar stirbt. Er wird nur einfach Geschichte, macht einen kleinen Sprung in der Grammatik, wechselt die Tempusform von Gegenwart in Vergangenheit. Im Land-Fast-Noch-Wach lieben sie die Tempusformen. In Geschichten sind die Tempora genauso wichtig wie Zauberformeln und Schwerter.

Deshalb kann sich eine Beerdigung in Miamas über Wochen hinziehen, denn kaum ein Fest im Leben eignet sich so hervorragend fürs Geschichtenerzählen wie Beerdigungen. Am ersten Tag erzählt man sich natürlich vor allem Geschichten, die von Trauer und Sehnsucht handeln, doch nach und nach gehen sie, so wie der Tag vergeht, in diese Art von Geschichten über, die man nicht erzählen kann, ohne schallend zu lachen. Geschichten darüber, wie der Tempuswechsler einmal in einer Gebrauchsanweisung auf der Verpackung einer Gesichtscreme *im Gesicht auftragen, aber nicht um die Augen* las und daraufhin den Hersteller anrief, um hörbar aufgebracht darauf hinzuweisen, dass sich doch nun verdammt nochmal genau da das Gesicht befinde. Oder wie der Tempuswechsler einmal einen Drachen beschäftigte, um auf einem großen Fest im Schloss die Oberfläche der Crème brulée zu karamellisieren, aber vergaß, vorher zu kontrollieren, ob der Drache Schnupfen hatte. Oder wie der

Tempuswechsler mit offenem Morgenmantel auf seinem Balkon stand und die Leute mit einem Paintballgewehr beschoss.

Solche Geschichten.

Und die Miamasier lachen dabei so schallend, dass die Geschichten wie leuchtende Laternen nach oben steigen und über den Gräbern schweben. Bis alle Geschichten sich zu einer einzigen verbinden und alle Tempora eins sind. Sie lachen so lange, bis keiner mehr vergessen kann, dass es das ist, was von uns bleibt, wenn wir gehen.

Schallendes Lachen.

»Der Halbe ist ein Jungenhalbes geworden. Er heißt Harry!«, erklärt Elsa stolz und schiebt den Schnee vom Stein. »Alf sagt, dass das ein Glück ist, denn die ›Frauenzimmer‹ in unserer Familie seien ja nicht mal auf einem Zylinder ganz bei Trost«, grinst sie, macht ironische Anführungszeichen in die Luft und hinterlässt Pflugspuren im Schnee, als sie Alfs Gang imitiert.

Die Kälte beißt an ihren Wangen. Sie beißt zurück. Papa schaufelt den Schnee zur Seite und kratzt dann mit dem Spaten an der obersten Erdschicht herum. Elsa zieht sich den Gryffindor-Schal noch enger um den Hals. Streut die Asche des Wors über Omas Grab und eine dicke Schicht Zimtschneckenkrümel über die Asche.

Dann umarmt sie den Grabstein ganz, ganz, ganz fest und flüstert: »Bis bald!«

Elsa wird alle Geschichten von Oma erzählen. Sie geht mit Papa zu Audi, und er nimmt sie an die Hand, und sie erzählt die erste schon da. Und Papa hört zu. Er schiebt den Lautstärkeregler seiner Stereoanlage schon nach unten, bevor Elsa einsteigen kann. Elsa studiert ihn ganz genau.

»Warst du gestern im Krankenhaus traurig, als ich George umarmt habe?«, fragt sie.

»Nein«, antwortet Papa.

»Ich möchte nicht, dass du traurig bist«, sagt Elsa.

»Ich bin nicht traurig«, sagt Papa.

»Nicht mal ein kleines bisschen?«, fragt Elsa beleidigt.

»Wäre es angebracht, traurig zu sein?«, fragt Papa unsicher.

»Du könntest ein bisschen traurig sein«, entgegnet Elsa.

»Tut mir leid«, erwidert Papa und klingt langsam ein bisschen gestresst.

»Du musst nicht so traurig sein, dass ich ein schlechtes Gewissen bekomme. Nur so viel traurig, dass man merkt, dass es dir was ausmacht!«, erklärt Elsa.

»Ich bin todtraurig«, sagt Papa.

»Jetzt siehst du kein bisschen traurig aus!«

»Vielleicht bin ich ja innen drin traurig?«

Elsa mustert ihn peinlich genau, dann gibt sie schließlich nach:

»Deal.«

Papa nickt zögernd und schafft es, sich die Bemerkung zu verkneifen, dass man keine englischen Worte benutzen sollte, wenn die Muttersprache hervorragende Alternativen bietet. Audi fährt auf die Autobahn. Elsa öffnet das Handschuhfach und schließt es wieder.

»Er ist ganz okay. Ich meine George.«

»Ja«, sagt Papa.

»Ich weiß, dass du das nicht ernst meinst«, protestiert Elsa.

»George ist okay«, nickt Papa, als würde er es ernsthaft meinen.

»Und warum feiern wir dann nie alle zusammen Weihnachten?«, murmelt Elsa säuerlich.

»Wie meinst du das?«

»Ich dachte, du und Lisette, ihr kommt nicht zu uns zu Weihnachten, weil du George nicht magst.«

»Ich habe überhaupt nichts gegen George.«

»Aber?«

»Aber?«

»Aber hier muss doch wohl ein Aber kommen? Es klingt, als würde jetzt ein Aber kommen«, murmelt Elsa.

Papa seufzt.

»Aber … George und ich sind wohl ziemlich unterschiedlich, was unsere … Persönlichkeiten angeht. Er ist sehr …«

»Lustig?«

Papa sieht wieder gestresst aus.

»Ich wollte sagen, dass er äußerst extrovertiert wirkt.«

»Und du bist äußerst introvertiert?«

Papa fingert unschlüssig am Lenkrad herum.

»Und warum kann es nicht an deiner Mama liegen?«, versucht er.

»Was?«, fragt Elsa.

»Warum kann es nicht an Mama liegen, daran, dass sie Lisette nicht mag und wir euch deshalb zu Weihnachten nicht besuchen?«

»Ist es so?«

Papa seufzt.

»Nein.«

»Alle mögen Lisette«, informiert ihn Elsa.

»Ich weiß«, seufzt Papa resignierend, wie man es tut, wenn das ein sehr ärgerlicher Charakterzug an einer Person ist, mit der man zusammenlebt.

Elsa sieht ihm lange ins Gesicht, bevor sie ihn fragt:

»Liebt dich Lisette deshalb? Weil du so introvertiert bist?«

Papa muss lächeln.

»Wenn ich ganz ehrlich sein soll: Ich weiß nicht, warum sie mich liebt.«

»Liebst du sie?«, fragt Elsa.

»Sehr«, antwortet er ohne jeden Zweifel.

Aber dann sieht er trotzdem gleich wieder ganz unsicher aus.

»Wirst du jetzt als Nächstes fragen, warum deine Mama und ich aufgehört haben, uns zu lieben?«

»Ich wollte fragen, warum ihr damit angefangen habt.«

»War unsere Ehe so schrecklich, meinst du das?«

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Na ja, ihr seid beide einfach sehr verschieden. Sie mag ja irgendwie Apple nicht. Und du magst irgendwie Star Wars nicht.«

»Es gibt bestimmt viele Menschen, die Star Wars nicht mögen.«

»Papa, es gibt NIEMANDEN, der Stars Wars nicht mag außer dir!«

Papa nickt resigniert.

»Lisette und ich sind auch sehr unterschiedlich.«

»Mag sie denn Star Wars?«

»Ich muss zugeben, dass ich sie nie danach gefragt habe.«

»Wie kannst du sie NICHT gefragt haben!?«

Papas Daumen kneten unschlüssig am Lenkrad herum.

»Wir sind auf eine andere Art unterschiedlich. Da bin ich mir fast sicher.«

»Und warum seid ihr dann zusammen?«

»Vielleicht weil wir uns so nehmen, wie wir sind.«

»Und Mama und du, ihr habt versucht, euch gegenseitig zu ändern?«

Er gibt ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Manchmal mache ich mir Sorgen darüber, wie schlau du bist, Schatz.«

Elsa zwinkert kurz. Atmet tief durch. Gibt sich einen Ruck und flüstert:

»Diese SMS von Mama, die du am letzten Tag vor den Weihnachtsferien bekommen hast, dass du mich nicht abholen musst. Du erinnerst dich, dass Mama mich abholen würde. Die habe ich geschrieben. Ich habe gelogen, weil ich einen von Omas Briefen verteilen wollte …«

»Das war mir klar«, nickt Papa und fährt ihr mit den Fingern sanft durchs Haar.

Elsa kneift die Augen zusammen und schaut ihn misstrauisch an. Er lächelt.

»Alles war richtig geschrieben. Da war mir das klar.«

Es schneit noch immer. Es ist so ein Märchenwinter, der nie zu Ende gehen will. Als Audi vor Mamas Haus hält, dreht Elsa sich zu Papa um und wird ganz ernst.

»Ich möchte öfter bei dir und Lisette sein als nur jedes zweite Wochenende. Auch wenn euch das nicht so passt.«

»Du … mein Schatz … ich … du kannst bei uns wohnen, so viel du willst!«, stammelt Papa überwältigt.

»Nein. Immer nur jedes zweite Wochenende. Und ich verstehe schon, dass es daran liegt, dass ich anders bin und eure Familienharmonie durcheinanderbringe. Aber Mama und George haben jetzt das Halbe. Und Mama kann wirklich nicht immer alles machen, denn niemand schafft es, immer perfekt zu sein. Nicht mal Mama!«

»Wieso … ›Familienharmonie‹ … wo hast du denn das aufgegabelt?«, fragt Papa.

»Ich lese viel«, erwidert Elsa.

Papa atmet so, wie man es jedes Mal tut, wenn man mit seinem Kind über die Scheidung spricht, ganz egal, wie viel Zeit inzwischen verstrichen ist. Atmet, als ginge ihm langsam die Luft aus.

»Wir wollten dich nicht zu oft von zu Hause wegreißen«, flüstert er.

»Du meinst, von Mama wegreißen?«, fragt sie.

»Keiner von uns wollte dich von deiner Oma wegreißen«, antwortet er.

Seine letzten Worte verschwinden in der Luft zwischen ihnen und lassen eine Leere zurück. Die Schneeflocken fallen so dicht auf die Windschutzscheibe von Audi, dass sie wie ein Vorhang vor einem Ventilator aussehen.

Elsa hält Papas Hand. Papa drückt fester als sie.

»Wenn man Vater oder Mutter ist, ist es schwer zu akzeptieren, dass man sein Kind nicht vor allem schützen kann.«

»Für ein Kind ist das auch schwer zu akzeptieren«, antwortet Elsa und streichelt ihm über die Wange.

Er hält ihre Finger fest.

»Ich bin ein sehr ambivalenter Mensch, und mir ist bewusst, dass ich deshalb auch ein schlechter Vater bin. Ich fürchte, dass ich mir gedacht habe, dass ich mein Leben und mich selbst besser in den Griff bekomme, wenn du nicht über längere Zeiträume bei uns wohnst. Ich dachte, es wäre deinetwegen. Ich glaube, das ist typisch für Eltern, dass sie sich selbst einreden, sie täten alles zum Wohle des Kindes. Es tut zu weh, sich einzugestehen, dass die Kinder mit dem Großwerden nicht warten, nur weil ihre Eltern gerade mit anderen Dingen beschäftigt sind …«

Seine Augen gehen schnell zu. Langsam wieder auf. Elsas Stirn ruht in seiner Handfläche, als sie flüstert:

»Du musst gar kein perfekter Papa sein, Papa. Aber du musst *mein* Papa sein. Und du kannst Mama nicht mehr Eltern sein lassen als dich, nur weil sie zufällig ein Superheld ist.«

Papa vergräbt seine Nase in ihrem Haar.

»Wir wollten einfach vermeiden, dass du so ein Kind wirst, das zwei Zuhause hat, aber sich in jedem nur wie ein Besucher vorkommt«, sagt er.

»Wer hat euch denn den Bären aufgebunden?«, schnaubt Elsa.

»Wir lesen viel«, flüstert Papa.

»Dafür, dass ihr beide so schlau seid, könnt ihr manchmal wirklich ziemlich dusselig sein«, stellt Elsa klar, dann grinst sie: »Aber mach dir keine Sorgen, wie es ist, mit mir zusammenzuwohnen, Papa. Ich verspreche dir, wir finden was richtig Langweiliges!«

Papa nickt und versucht, nicht so unschlüssig auszusehen, als Elsa ihm mitteilt, dass sie heute ihren Geburtstag bei ihm und Lisette feiern werden, weil Mama und George und das Halbe ja noch im Krankenhaus sind. Und Papa versucht, nicht gestresst zu wirken, als Elsa ihn in Kenntnis setzt, dass sie Lisette bereits angerufen und alles organisiert hat. Aber er beruhigt sich ein wenig, als Elsa ihm sagt, dass er die Einladungskarten machen kann. Denn da fängt Papa sofort an, sich über die Schrift Gedanken zu machen, und Schriftarten haben auf Papa eine sehr beruhigende Wirkung.

»Sie müssen aber am Nachmittag fertig sein!«, sagt Elsa, und Papa verspricht, dass das klappt. Sie werden dann Mitte März fertig, aber das ist eine andere Geschichte.

Elsa springt aus dem Auto. Doch dann kommt sie auf die Idee, dass es Papa jetzt, wo er ein bisschen stärker verunsichert und gestresst ist als normal, vielleicht guttäte, wenn er eine Weile seine grottenschlechte Musik hören könnte. Also dreht sie die Lautstärke auf. Aber es erklingt gar keine Musik. Und es dauert sicherlich zwei bis drei Seiten, bis Elsa richtig begreift, was sie gerade hört.

»Das ist das letzte Kapitel aus ›Harry Potter und der Stein der Weisen‹«, bringt sie schließlich hervor.

»Ja, als Hörbuch«, gibt Papa peinlich berührt zu.

Elsa starrt auf die Anlage. Papa hält das Lenkrad sehr konzentriert fest, obwohl sie gar nicht fahren.

»Als du klein warst, haben wir immer alles gemeinsam gelesen. Ich wusste immer, in welchem Kapitel wir gerade waren. Aber jetzt liest du so schnell. Ich verstehe gar nicht mehr alles, was dir gefällt. Harry Potter scheint dir so viel zu bedeuten, und ich will die Dinge, die dir viel bedeuten, verstehen«, sagt er mit rotangelaufenen Wangen hinunter zur Hupe.

Elsa sitzt schweigend da. Papa räuspert sich.

»Es ist fast ein bisschen schade, dass du dich jetzt so gut mit Britt-Marie verstehst, denn beim Hören kam mir die Idee, dass ich sie bei passender Gelegenheit ›die, deren Name nicht genannt werden darf‹ nennen könnte. Ich dachte mir, das könnte dich zum Lachen bringen …«

Und das ist wirklich ein bisschen schade, findet Elsa. Denn das ist das Witzigste, was sie je von Papa gehört hat. Und Papa kommt dadurch irgendwie richtig auf Touren, denn nun zeigt er aufgekratzt auf die Stereoanlage, was für Papa total untypisch ist, also, überhaupt auf etwas zu zeigen, und er sagt:

»Es gibt einen Film über Harry Potter, wusstest du das?«

Elsa streichelt ihm nachsichtig über die Wange.

»Papa. Ich hab dich lieb. Das hab ich wirklich. Aber kann es sein, dass du unter einem Stein wohnst?«

»Wusstest du das schon?«, fragt Papa etwas überrascht.

»Jeder weiß das, Papa.«

Papa nickt. Aber er sieht nicht gestresst aus. Eigentlich wirkt er fast ruhig.

»Ich sehe nicht besonders oft Filme. Aber vielleicht können wir uns bei Gelegenheit diesen Harry-Potter-Film anschauen, du und ich? Ist er lang?«

»Papa, es gibt sieben Bücher. Und acht Filme«, sagt Elsa vorsichtig.

Und dann sieht Papa wieder sehr, sehr, sehr gestresst aus.

Elsa umarmt ihn und steigt aus Audi aus. Die Sonne prallt auf dem Schnee ab. Alf schlurft mit einer Schneeschippe in der Hand in seinen abgewetzten Schuhen vor der Haustür herum. Elsa fällt die Tradition aus dem Land-Fast-Noch-Wach ein, dass man an seinem Geburtstag anderen Leuten Geschenke macht, und denkt, dass sie Alf nächstes Jahr ein Paar Schuhe schenken wird. Aber nicht dieses Jahr, denn da bekommt er schon einen Schraubenzieher.

Britt-Maries Tür steht offen. Sie trägt den geblümten Blazer. Und die Brosche. Elsa kann im Spiegel sehen, dass Britt-Marie gerade im Schlafzimmer steht und das Bett macht. In der Tür stehen zwei Koffer. Britt-Marie streicht eine letzte Falte aus dem Überwurf, seufzt tief, dreht sich um und tritt in den Flur.

Sie sieht Elsa an, und Elsa sieht sie an, und keine von ihnen weiß so richtig, was sie sagen soll, bevor sie beide wirklich genau gleichzeitig der anderen ins Wort fallen:

»Ich habe einen Brief für dich!«

Und dann sagt Elsa: »Was?«, und Britt-Marie sagt: »Wieso das?«, genau gleichzeitig. Und dann herrscht eine Weile einige Verwirrung.

»Ich habe einen Brief von Oma für dich! Er war auf dem Boden unter dem Kinderwagen im Treppenhaus festgeklebt!«, sagt Elsa.

»Ach so. Ach so. Und ich habe auch einen Brief für dich, stell dir vor. Er lag im Flusensieb des Trockners im Waschkeller«, sagt Britt-Marie.

Elsa legt den Kopf ein wenig schräg. Betrachtet die Koffer.

»Willst du verreisen?«

Britt-Marie faltet ein bisschen nervös die Hände auf Hüfthöhe. Sie sieht aus, als wolle sie von Elsas Ärmel etwas Unsichtbares abbürsten.

»Ja.«

»Und wohin?«, fragt Elsa.

»Das weiß ich noch nicht«, gibt Britt-Marie zu.

»Und was hast du im Waschkeller gemacht?«, fragt Elsa.

Britt-Marie schürzt die Lippen.

»Man kann doch nicht einfach wegfahren, ohne vorher die Betten frisch zu beziehen und das Flusensieb zu reinigen, Elsa. Das kann man wirklich nicht. Stell dir vor, mir passiert unterwegs etwas! Ich werde die Leute ganz sicher nicht auf den Gedanken bringen, dass ich eine Art Barbar gewesen bin, der nie die Betten gemacht hat, das habe ich wirklich nicht vor!«

Elsa grinst. Britt-Marie grinst nicht, aber Elsa denkt, dass sie das möglicherweise innen drin tut.

»Du warst diejenige, die immer für die Säuferin gesungen hat, wenn sie nachts ins Treppenhaus kam und schrie, stimmt's?«

»Wie bitte?«, stößt Britt-Marie aus.

Elsa zuckt mit den Schultern.

»Jedes Mal, wenn die Säuferin im Treppenhaus war, habe ich diesen Gesang gehört, und dann beruhigte sich die Säuferin schnell wieder und ging ins Bett. Und deine Mutter war Gesangslehrerin. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass Säufer so gut singen können. Also habe ich ein bisschen darüber nachgedacht, und ich bin schließlich nicht blöd.«

Britt-Marie verkeilt die Hände fester ineinander. Knetet nervös mit den Fingern die weiße Stelle, wo ihr Ehering gesessen hat.

»Man kann doch betrunkene Mitglieder der Gemeinschaft nicht nachts im Treppenhaus herumwandern lassen, Elsa. Das ist doch nicht zivilisiert. Und David und Pernilla hat es immer gefallen, wenn ich ihnen damals, als

sie klein waren, zum Einschlafen das Lied gesungen habe. Daran können sie sich heute natürlich nicht mehr erinnern, aber sie hatten es wirklich sehr gern, wenn ich gesungen habe, ja, wirklich.«

»Du bist nicht immer eine blöde Kuh, Britt-Marie«, lächelt Elsa.

»Danke«, antwortet Britt-Marie unsicher, als ob das eine Fangfrage gewesen sei.

Und dann tauschen sie die Briefe aus. Auf Elsas Brief steht *ELSA* und auf Britt-Maries Brief *FÜR DIE ALTE*. Britt-Marie liest ihren Brief laut vor, Elsa muss sie nicht einmal bitten. So was kann Britt-Marie gut.

Natürlich ist er ziemlich lang. Oma hatte ja einiges, wofür sie die Leute ganz allgemein um Entschuldigung bitten konnte, und die Leute ganz allgemein gaben nicht annähernd so viel Anlass für Entschuldigungen wie Britt-Marie in all den Jahren. Oma entschuldigt sich für die Sache mit dem Schneemann. Und für die Flusen im Trockner. Sie sagt, es tue ihr leid, dass sie Britt-Marie aus Versehen mit dem Paintballgewehr beschossen hat, als es neu war und sie es vom Balkon aus »ein bisschen testen« wollte. Einmal hat sie Britt-Marie offenbar am Hintern erwischt, als Britt-Marie gerade ihren schönsten Rock anhatte, und man kann auch mit einer Brosche keinen Fleck verdecken, der am Hintern sitzt. Denn es ist wirklich nicht zivilisiert, am Hintern eine Brosche zu tragen. Oma schreibt, dass sie das jetzt verstehen könne.

Aber die dickste Entschuldigung kommt ganz am Ende des Briefes, und als Britt-Marie den Satz laut vorlesen will, bleiben ihr die Worte im Hals stecken, so dass Elsa sich vorbeugen und die Zeilen selbst lesen muss.

Endschuldigung das ich dir ni gesagt habe, das du etwas besseres verdient hast als Kent! Den das stimmt wirklich! Auch wenn du eine alte Mäckerziege bist!

Britt-Marie faltet den Brief sorgfältig zusammen, Kante auf Kante, und sieht Elsa ins Gesicht und versucht zu lächeln wie ein normaler Mensch.

»Die Rechtschreibung deiner Oma war nicht gerade vorbildlich, weiß Gott nicht.«

»Sie hat buchstabiert wie der letzte Mensch, so kann man es sagen«, antwortet Elsa.

Und da gelingt es Britt-Marie schließlich, fast durch und durch zu lächeln, wie ein ganz normaler Mensch. Elsa streichelt ihr über den Arm.

»Oma wusste, dass du das Kreuzworträtsel im Treppenhaus lösen würdest.«

Britt-Marie fingert unbeholfen an Omas Brief.

»Woher wusstest du, dass ich das war?«

»Es war mit Bleistift ausgefüllt. Oma hat immer gesagt, dass du so ängstlich bist, dass du immer erst alle Betten machen musst, bevor du in den Urlaub fährst, und nicht einmal ein Kreuzworträtsel mit Tinte ausfüllen kannst, wenn du nicht vorher zwei Gläser Wein getrunken hast. Und ich habe dich nie Wein trinken sehen.«

Britt-Marie streicht unsichtbare Krümel von Omas Brief und antwortet stur:

»Man muss doch schließlich radieren können. Wir sind doch keine Barbaren.«

»Nein, das sind wir nicht, das sind wir wirklich nicht«, grinst Elsa.

Und dann zeigt sie auf den Umschlag in Britt-Maries Hand. Darin ist noch etwas. Etwas, das klappert. Britt-Marie öffnet das Kuvert und hält den Kopf auf Höhe der Öffnung und linst hinein, als ob sie es für selbstverständlich hielte, dass Oma selbst hervorschnellen und »WAAAAAAAAAAH!« brüllen könnte.

Und dann steckt sie die Hand hinein und holt Omas Autoschlüssel hervor.

Elsa und Alf helfen Britt-Marie mit den Koffern. Renault startet gleich beim ersten Versuch. Britt-Marie holt so tief Atem, wie Elsa es noch nie bei einem Menschen gesehen hat. Elsa steckt den Kopf zur Beifahrertür hinein und ruft über das Motorengeknatter:

»Ich mag Lollis und Comics!«

Britt-Marie sieht aus, als wolle sie antworten, aber irgendwas in ihrem Hals ist zu dick dafür. Also grinst Elsa und zuckt mit den Schultern und schiebt hinterher:

»Ich sage es ja nur. Falls du mal welche übrig hast.«

Britt-Marie streicht ihr feuchtes Blinzeln vom geblümten Blazer. Elsa schließt die Tür. Und dann fährt Britt-Marie. Sie weiß nicht, wohin. Aber sie wird sich die Welt anschauen und den Wind in ihrem Haar spüren. Und sie wird all ihre Kreuzworträtsel mit Tinte ausfüllen.

Aber das ist, wie in allen Märchen, eine ganz andere Geschichte.

Alf bleibt in der Garage stehen und sieht ihr noch lange hinterher, als sie schon längst außer Sichtweite verschwunden ist. Er schippt den ganzen Abend Schnee und viele Stunden am nächsten Morgen auch noch.

Elsa sitzt in Omas Kleiderschrank. Er riecht nach Oma. Das ganze Haus riecht nach Oma. Das ist das Besondere am Haus einer Oma, dass man sich auch nach zehn oder zwanzig oder sogar dreißig Jahren noch daran erinnern kann, wie es riecht. Und der Umschlag mit Omas allerletztem Brief riecht wie das Haus. Riecht nach Tabak und Affe und Kaffee und Bier und Lilien und Putzmittel und Leder und Gummi und Seife und Desinfektionsgel und Proteinriegel und Minze und Wein und Snus und Sägespänen und Staub und

Zimtschnecken und Rauch und Rührkuchenteig und Kleiderboutique und Wachs und Nesquik und Abwaschlappen und Traumkeksen und Weihnachtsbaum und Pizza und Glühwein und Kartoffeln und Baiser und Parfüm und Erdnusskuchen und Eis und Baby. Es riecht nach Oma. Riecht nach dem Allerbesten an jemandem, der auf die allerbeste Art und Weise ein bisschen verrückt gewesen ist.

Elsas Name ist mit fast ordentlichen Buchstaben auf den Umschlag geschrieben, und man kann sehen, dass Oma sich wirklich große Mühe gegeben hat, alles richtig zu buchstabieren. Das hat nicht besonders gut geklappt.

Aber die fünf ersten Worte lauten: *Es tut mir leid, das ich sterben muss*.

Und an dem Tag kann Elsa es ihrer Oma verzeihen.

Epilog

(Wenn man nicht weiß, was »Epilog« bedeutet, dann kann man es auf Wikipedia nachsehen.)

An den Ritter Elsa.
Es tut mir leid, das ich sterben muss. Endschuldigung, das ich gestorben bin. Endschuldigung, das ich alt geworden bin. Endschuldigung, das ich dich verlasse und Endschuldigung für den verfluchten Krebs. Endschuldigung, das ich manchmal mer ein Mistkerl war als kein Mistkerl. Ich hab dich 10000 Märchenewigkeiten lang lib. Erzähle dem Halben ale Geschichten! Und beschüze das Schloss!! Beschüze deine Freunde, den sie beschüzen auch dich. Das Schloss gehört jetzt dir. Niemand ist mutiger und stärker und klüger als du. Du bist di Beste von uns alen. Werde groß und bleib anders als di anderen und lass dir von keinem sagen, das du nicht anders sein sollst, den alle Superhälden sind anders! Und wenn sie dir das Leben zur Hölle machen, dan tritt sie in ihren Stromkasten!! Lebe und lache und träume und nimm neue Märchen nach Miamas mit. Ich warte dort. Vielleicht Opa auch. Weiß der Himel. Aber das wird das größte Abentäuer. Endschuldigung, dass ich verrükkt war. Ich hab dich lib. Verflucht zum Teufel, wie lib ich dich habe!!

Oma hatte wirklich eine Rechtschreibung wie der allerletzte Mensch.

Und mit Epilogen ist es in Märchen ja wirklich nicht einfach. So ist das nun mal. Denn Sinn der Sache ist doch, dass die Epiloge auf alles eine Antwort geben, aber wenn dem Erzähler des Märchens die notwendige Kompetenz fehlt oder er zum Beispiel übermüdet oder hungrig ist, dann kann der Epilog sogar eher neue Fragen aufwerfen. Denn zum einen kann man sagen, dass alles, was mit den Menschen in diesem Märchen, nachdem es zu Ende ist, passiert, sehr kompliziert ist, aber zum anderen kann man auch behaupten, dass es das überhaupt nicht ist. Denn das Leben ist ja gleichzeitig sehr kompliziert und eben auch ganz einfach. Deshalb gibt es auch Facebook-Statusmeldungen.

Elsa feiert ihren achten Geburtstag bei Papa und Lisette. Papa trinkt drei Gläser Glühwein und tanzt den Tannenbaumtanz. Oder, na ja. »Tanzt.« Lisette und Elsa schauen Star Wars an. Lisette kann alle Dialoge auswendig. Der Junge mit Syndrom und seine Mutter sind da, und sie lachen beide viel, denn auf die Art besiegt man seine Ängste. Maud backt Kekse, und Alf ist schlecht drauf, und Lennart schenkt Lisette und Papa eine neue Kaffeemaschine. Denn Lennart ist aufgefallen, dass Lisettes und Papas Kaffeemaschine enorm viele Knöpfe hat, und Lennarts Maschine ist viel besser, denn die hat nur einen. An Papas Gesicht lässt sich ablesen, dass er das sehr zu schätzen weiß.

Und es wird besser. Es wird gut.

Harry wird in der kleinen Kapelle auf dem Friedhof getauft, wo Oma und der Wors begraben liegen. Mama besteht darauf, dass alle Türen offen stehen, obwohl draußen Minustemperaturen herrschen. Damit alle zusehen können.

»Und wie soll der Junge heißen?«, fragt der Pastor, der gleichzeitig Wirtschaftsprüfer und gleichzeitig Rechtsanwalt und gleichzeitig Arzt ist und zudem, wie sich herausgestellt hat, noch eine Nebenbeschäftigung als Bibliothekar hat.

»Harry«, sagt Mama.

Der Pastor nickt und zwinkert Elsa zu.

»Und soll das Kind Paten haben?«

Elsa schnaubt laut.

»Wozu braucht er denn Paten? Er hat doch eine große Schwester!«

Und sie weiß, dass Menschen in der richtigen Welt so was nicht verstehen. Aber in Miamas bekommt man keine Paten, wenn man auf die Welt kommt, man bekommt stattdessen einen Lachhals. Nach den Eltern des Kindes und seiner Oma und ein paar anderen Personen, die Elsas Oma nicht so schrecklich wichtig fand, als sie Elsa diese Geschichte zum ersten Mal erzählte, ist der Lachhals in Miamas die wichtigste Person im Leben eines Kindes. Und ein Lachhals wird selbstverständlich nicht von den Eltern ausgewählt, denn das ist ein viel zu wichtiger Auftrag, um ihn Stümpern wie Eltern zu überlassen, sondern von dem Kind selbst. Wenn also in Miamas ein Kind geboren wird, dann treten alle Freunde der Familie an sein Gitterbettchen und erzählen Geschichten und ziehen Grimassen und tanzen und singen und reißen Witze, und der Erste, der das Kind zum Lachen bringt, der ist der Lachhals. In Miamas wird ein Kinderlachen als unfehlbar angesehen, und der Lachhals ist persönlich dafür verantwortlich, es so oft und so laut und in so vielen Situationen wie möglich herauszukitzeln, die für die Eltern des Kindes möglichst peinlich sein sollen. Das ist ein Auftrag, der immer äußerst ernst genommen wird.

Elsa weiß natürlich, dass alle sagen werden, Harry sei noch zu klein, um die Sache mit der großen Schwester zu verstehen. Aber als sie

hinunterschaut, wie er in ihrem Arm liegt, da wissen sowohl sie als auch er verdammt gut, dass er hier zum allerersten Mal lacht.

Sie fahren zurück ins Haus, und die Menschen dort leben ihr Leben. Einmal in zwei Wochen setzt sich Alf in Taxi und bringt Lennart und Maud zu einem großen Gebäude, wo sie in einem kleinen Raum sitzen und ziemlich lange warten müssen. Und wenn Sam von zwei großen Wachmännern durch eine kleine Tür hereingeführt wird, holt Lennart den Kaffee heraus und Maud die Kekse. Denn Kekse sind das Wichtigste.

Und es gibt sicher einen ganzen Haufen Leute, die finden, dass Maud und Lennart das nicht tun sollten. Gar nicht hinfahren sollten. Menschen, die finden, dass Typen wie Sam nicht einmal am Leben bleiben sollten, geschweige denn Kekse essen. Und diese Menschen haben sicherlich recht. Und sicherlich liegen sie ebenso daneben. Das ist nicht ganz einfach zu entscheiden. Aber Maud sagt, dass sie zuerst einmal Oma ist und als Zweites Schwiegermutter und als Drittes dann Mutter, und genau das tun eben Großmütter und Schwiegermütter und Mütter. Sie kämpfen für das Gute. Und Lennart trinkt Kaffee und ist gleicher Meinung, und wenn sich Samantha im Zimmer befindet, dann nennt er den Kaffee noch immer »Erwachsenengetränk«. Und Maud backt Traumkekse, denn wenn die Finsternis zu mächtig wird, um sie auszuhalten, und zu vieles auf alle möglichen Arten kaputtgegangen ist, als dass es sich wieder reparieren ließe, da weiß Maud wirklich nicht mehr, welche Waffe man anwenden soll, wenn man keine Träume benutzen kann.

Also tut sie es. Einen Tag nach dem anderen. Einen Traum nach dem anderen. Und man kann das richtig oder man kann das falsch finden. Und wie auch immer, man hat sicher recht. Denn das Leben ist beides: kompliziert und einfach.

Und genau deshalb gibt es Kekse.

Wolfsherz kommt am Silvesterabend nach Hause. Die Polizei hat beschlossen, es sei Notwehr gewesen, auch wenn alle wissen, dass er nicht sich selbst verteidigt hat. Das ist vielleicht ebenso richtig und falsch gleichzeitig, auch das.

Er wohnt weiter in seiner Wohnung. Die Frau in Jeans wohnt in ihrer. Und sie tun, was man kann, so gut man kann. Versuchen, mit sich selbst zu leben, versuchen zu leben, statt nur zu existieren. Sie gehen zu Selbsthilfegruppen. Erzählen ihre Geschichten. Denn sonst erstickt man. Keiner weiß, ob das der richtige Weg ist, all das zu heilen, was in ihnen kaputtgegangen ist, aber es ist auf jeden Fall immerhin ein Weg. Jeden Sonntag kommen sie zu Elsa und Harry und Mama und George zum Essen. Wie alle im Haus. Manchmal kommt auch die Polizistin mit den grünen Augen dazu. Sie ist erstaunlich gut im Geschichtenerzählen. Und der Junge mit Syndrom spricht immer noch nicht, doch er bringt allen anderen bei, wie man ganz wundervoll tanzt.

Alf wird eines Morgens von einem starken Durstgefühl wach. Er steht auf und trinkt Kaffee und will sich gerade wieder ins Bett legen, als es an der Tür klopft. Er macht auf. Nimmt einen großen Schluck Kaffee. Schaut seinem Bruder lange ins Gesicht. Kent stützt sich auf eine Krücke und sieht ihn an.

»Ich bin so ein verdammter Idiot gewesen«, murmelt Kent.

»Ja«, murmelt Alf.

Kents Finger klammern sich fester um die Krücke.

»Das Unternehmen hat vor sechs Monaten Konkurs angemeldet.«

Da stehen sie, hilflos schweigend, die Konflikte eines ganzen Lebens zwischen sich. Wie Brüder eben.

»Willst du einen Kaffee?«, brummt Alf dann.

»Wenn du einen übrig hast«, brummt Kent.

Und dann trinken sie Kaffee. Wie Brüder eben. Sitzen in Alfs Küche und vergleichen Postkarten von Britt-Marie. Denn sie schreibt beiden jede Woche eine. So wie Frauen wie Britt-Marie es tun.

Alle Hausbewohner treffen sich weiterhin einmal im Monat im Versammlungsraum im Erdgeschoss. Und weiterhin wird jedes Mal gestritten. Denn es ist eben ein ganz normales Haus. Im Großen und Ganzen. Und weder Oma noch Elsa würden es anders haben wollen.

Die Weihnachtsferien gehen zu Ende, und Elsa geht wieder in die Schule. Sie bindet ihre Turnschuhe fest und zieht die Schulterriemen ihres Rucksacks eng, so wie Kinder wie Elsa es tun, wenn die Schule wieder beginnt. Aber am ersten Tag nach den Ferien kommt Alex in ihre Klasse, und Alex ist auch anders als die anderen. Sie werden auf der Stelle die besten Freunde, so wie es nur geht, wenn man gerade acht geworden ist, und sie rennen nie wieder weg. Als sie in diesem Halbjahr zum ersten Mal zum Rektor gerufen werden, hat Elsa ein blaues Auge und Alex Schnittwunden im Gesicht. Als der Rektor seufzt und zu Alex' Mama sagt, dass Alex »wirklich versuchen sollte, sich anzupassen«, versucht Alex' Mama, den Globus auf ihn zu schmeißen. Doch Elsas Mama ist schneller.

Dafür wird Elsa sie immer lieben.

Es vergehen ein paar Tage. Vielleicht auch Wochen. Doch nach und nach gesellen sich weitere Kinder, die auch anders sind, auf dem Schulhof und in

den Fluren zu Alex und Elsa. Bis sie so viele sind, dass keiner es mehr wagt, sie zu jagen. Bis sie ihre eigene Armee haben. Denn wenn nur genügend Kinder anders sind, dann muss keins mehr normal sein.

Im Herbst wird der Junge mit Syndrom eingeschult. Als sie eine Kostümdisco machen, geht er als Prinzessin. Eine Gruppe größerer Jungs macht sich über ihn lustig, bis er weint. Elsa und Alex sehen das und nehmen ihn mit auf den Parkplatz, und Elsa ruft ihren Papa an. Er kommt mit einem Koffer voller Kostüme.

Als sie wieder hineingehen, sind Elsa und Alex auch als Prinzessinnen verkleidet. Als Spider-Man-Prinzessinnen.

Und danach sind sie die Superhelden des Jungen.

Denn alle Siebenjährigen haben Superhelden verdient.

Und wer anderer Meinung ist, der ist ein bisschen blöd im Kopf.

Dank des Autors

Neda. Es geht immer weiter nur darum, dich zum Lachen zu bringen. Vergiss das nie. (Tut mir leid wegen der nassen Handtücher auf dem Boden im Badezimmer.) Asheghetam.

Meine Oma mütterlicherseits. Die nicht mal eine winzige Spur verrückt ist, doch die schon immer die allerbesten Kekse gebacken hat, wie sie sich ein Siebenjähriger nur wünschen kann.

Meine Oma väterlicherseits. Die immer am meisten von allen an mich geglaubt hat.

Meine Schwester. Die stärker als jeder Löwe ist.

Meine Mutter. Die mir das Lesen beigebracht hat.

Astrid Lindgren. Die mich lehrte, es zu lieben.

Alle Bibliothekare meiner Kindheit. Die einen Jungen vor sich sahen, der Höhenangst hatte, und ihm Flügel ausliehen.

Danke auch an:

Meinen Obi-Wan Niklas Natt och Dag. Meinen Lektor John Häggblom. Meinen Agenten Jonas Axelsson. Das sprachliche Überfallkommando Vanja Vinter. Fredrik Söderlund (dafür, dass ich den Jetzter ausleihen durfte). Johan Zillén (der es zu allererst kapiert hat). Kersti Forsberg (dafür, dass du einmal einem Jungen eine Chance gegeben hast). Nils Olsson (für zwei ungeheuerliche Umschläge). Allen, die sowohl an diesem Buch als auch an ›Ein Mann namens Ove‹ bei Forum, Månpocket, Bonnier Audio,

Bonnier Agency, Tre Vänner und Partners in Stories beteiligt waren. Einen extra Dank im Voraus an die linguistischen Besserwisser, die die grammatikalischen Missstände in den Namen der sieben Königreiche lokalisieren werden (Tempus-Highfive!).

Den allergrößten Dank an:

Dich, der du das hier liest. Ohne dein höchst subjektives Urteil wäre ich mit größter Wahrscheinlichkeit gezwungen, mir einen richtigen Job zu suchen.

Impressum

Coveridee und -illustration: Nils Olsson, Katslosa design

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›Min mormor hälsar och säger förlåt‹
im Verlag Forum, Stockholm
© Fredrik Backman 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015
nach Vereinbarung mit der Bonnier Group Agency, Stockholm

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-402807-1

Abonnieren Sie **Ihren persönlichen Newsletter** der Fischer Verlage

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen Neu-Abonnenten verlosen wir monatlich ein Buchpaket

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Meine Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern



© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content). Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.


LAUSCHEN & LESEN